

Viktor Eduard Prieb

DIE SCHLIEßBARKEIT DES KREISES

oder

DIE ZWEIHUNDERTJÄHRIGE REISE

Roman in zwei Teilen



Teil I

Der Zug fährt ab

Berlin - 2005

Innendeckelbild von
Boris Matas

Den Emigranten und Heimatvertriebenen

Allen deutschen Kolonisten, Ex-Bürgern des Russischen Reiches, Heimatvertriebenen und Emigranten aller Wellen des XX. Jahrhunderts, die sie über die ganze Welt zerstreut hatten:

Das zwanzigst' Jahrhundert
War hart und verflucht,
Trieb' Menschen vor Hunde,
Zum Tode, zur Flucht.

Als Grabsteinen-Reihen
Ward durch Welt verwehen
Die Hoheit und Weihe
Der alten Russea.

Revolten und Kriege
Entwurzelten Mengen
In blutigen Krisen
Zu Leids, Todes Fängen.

Als Grabsteinen-Reihen
Ward durch Welt verwehen
Die Hoheit und Weihe
Der alten Russea.

Sie warn in Reserve,
Barone und Granden
Der ersten diversen
Von Welln Emigranten.

Als Grabsteinen-Reihen
Ward durch Welt verwehen
Die Hoheit und Weihe
Der alten Russea.

Das zweite Verheeren,
Wie Sog Hurrikanes,
Stürzt' alle ins Elend
Von Wolga zum Rheine.

Als Grabsteinen-Reihen
Ward durch Welt verwehen
Die Hoheit und Weihe
Der alten Russea.

Bedeckte die Reste
Der Deutschkolonien
Von Osten bis Westen
Mit Toten auf Knien.

Als Grabsteinen-Reihen
Ward durch Welt verwehen
Die Hoheit und Weihe
Der alten Russea.

Das End' Kommunismus
Und des Lagerlebens
Ward der Kataklysmus
Zum festlichen Beben.

Als Grabsteinen-Reihen
Ward durch Welt verwehen
Die Hoheit und Weihe
Der alten Russea.

Und wieder Millionen
Als die letzte Welle,
Dem Knaste entronnen,
Nach Deutschland gesellen.

Von Wiege bis Bahre
Wir wurden verwehen
In zweihundert Jahren
Verfluchten Russea!

* * *

Viktor Eduard Prieb

**Die Schließbarkeit des Kreises
oder die zweihundertjährige Reise**

Roman
in zwei Teilen

Teil I

Der Zug fährt ab

*Meinen Vorfahren in aller Achtung,
meinen Nachkommen in aller Liebe
gewidmet*

Berlin 2005-21

Inhalt

Der Kleine (<i>als Prolog</i>)	9
Historische Ungereimtheiten des 20. Jahrhunderts oder darüber, welche Lebenswege Menschen zum Bahnhof führen	25
Die Perestrojka und das Ende des Sowjetreiches oder über Demokratie, Schizophrenie und andere Freiheitsformen	95
Die Familie und der Erste deutsch-russische Krieg oder über das Ende zweier glorreicher Reiche	185
Die Eltern und der Zweite deutsch-russische Krieg oder über den Höhepunkt und die Agonie des Dritten Deutschen Reiches	205
Die Mutter und das frühzeitige Ende ihres Krieges oder über die Natur von internationalen Verhältnissen	221
Der Vater, das verzögerte Ende seines Krieges und sein „Drang nach Osten“ oder über den Kollaps des letzten Deutschen Reiches	233
Die Rückkehr oder über den neuen Anfang und das Ende von allem	253
Die End- und Bodenlosigkeit oder über den Abschied vom Osten und den Drang nach Westen	293
* * *	340

Der Kleine (*als Prolog*)

An Rändern der Welt

Die Sonne schlich um die Ecke der Holzhütte, schaute in ein kleines Fensterchen über die um die Hüttenaußenwände herum hoch geschüttete und verdichtete Erde, schnüffelte etwas über das aufgewühlte Bett, fand das weiße Köpfchen des Kleinen und blieb auf ihm stehen. Der Kleine wachte mit einem Glücksgefühl auf und ein grundloses Lächeln regte Sommersprossen in seinem verschlafenen Gesicht.

Eine Milchkanne aus Ton mit frischer Milch erwartete ihn auf dem Tisch. Der Kleine stürzte aus der Hütte hinaus, pflückte heftig gleich hier auf der Hügellehne, auf der die Hütte stand, eine Handvoll wilder Erdbeeren und lief wieder in die Hütte zurück. Er schüttete die gepflückten Erdbeeren in eine Schüssel hinein, gab Milch aus der Tonkanne dazu und löffelte dann schnell und schmackhaft sein Frühstück aus. Den Kleinen wirbelte in die Luft der Wunsch nach Leben und Aktion! Heute musste er unbedingt den letzten Rand der Welt erforschen.

Der Kleine und seine ganze Familie lebten auf einem „Landgut“. Keiner wusste etwas davon, denn nur der Vater nannte es so. Er brachte dieses Wort aus seiner Kindheit mit, die er auf dem Landgut seines Vaters in einer der deutschen Kolonien im Südrussland irgendwo weit weg vom „Gut“ des Kleinen in Sibirien verbracht hatte.

Dieses Wort bildete unter mehreren anderen die spezifische Familiensprache. Diese Sprache stellte ein Kauderwelsch dar, dem Russisch zugrunde lag. Dieses

Russisch wurde aber mit vielen Worten, Sprüchen und Ausdrücken aus den deutschen, ukrainischen und polnischen Sprachen gemischt, welche der Vater sprach, und mit dem Smolensker von der Mutter herbeigeführtem volkstümlichem Dialekt gewürzt. Dieses Kauderwelsch saugt die ganze geographische und ethnische Geschichte der Familie ein und spiegelte diese wider.

Das Ganze wurde noch obendrein durch geflügelte Wörtchen und Redewendungen bereichert, die aus den zusammen gelesenen Büchern stammten und in der Familie – meistens durch Vaters leichte Hand – eine Gattungsbedeutung gewannen. Die gemeinsamen Lesungen fanden oft abends statt beim flackernden Licht des Ofens oder einen brennenden Keines, in Schmalz gelegten Dochts und später auch einer Kerosinlampe. Die Ereignisse im Buch waren auf diese Weise immer durch die Wärme des Feuers, den Geruch des brennenden Fetts oder Kerosins begleitet und wurden dadurch wunderbar gefärbt. Der Vater organisierte diese gemütliche Lesungen, denn er selbst konnte schlecht sehen, die Mutter kaum und der Kleine noch nicht lesen. Also waren die älteren Geschwister als Vorleser dran, die bereits zu Schule gingen. Denen machte es natürlich nicht so viel Spaß wie dem Kleinen, der als Erste danach verlangte.

Das „Gut“ war einst eine kleine Siedlung gewesen, zwei Kilometer von einem größeren Dorf entfernt. Diese schrumpfte mit der Zeit bis auf diese letzte Hütte, in welcher die siebenköpfige Familie des Kleinen hauste. Das große Dorf selbst hatte nicht einmal einen vernünftigen Namen. Es hieß „Zentralabteilung des Tschebulinsker sowjetischen Landwirtschafts- und Schweinebetriebs“, während das „Gut“ mit der mittlerweile ausgedienten Rinderfarm und dieser verlorenen Hütte als „Die 2. Abteilung“ dieses Betriebes bezeichnet wurde.

Der Schweinebetrieb mit allen seinen Abteilungen war ein kleines Babylon, besiedelt und bedient von vertriebenen, verurteilten und diesem Betrieb zugeteilten Deutschen, Tschetschenen, Kalmücken und sonstigen „Verbrechernationalen“ des sowjetischen Staates nebst Russen selbst.

Die Hütte bestand aus einem einzelnen Raum mit dem russischen Ofen in der Mitte, auf dessen warmen Rücken viel Platz zum Spielen und zum Schlafen war. Sie stand auf einer breiten und offenen, nicht besonders steilen Hügellehne, die durch das starre Steppengras bewachsen und am oberen Rande durch weißes Federgras gesäumt wurde. Dieses Grasfeld begann direkt vor der Hüttentür des

Kleinen. Eben dieses Feld lieferte ihm die Erdbeeren zum Frühstück.

Der Hütte gegenüber, so etwa fünfzig Meter nach oben von ihr, stand eine Gruppe alter unberührter Birken, zwischen denen man einen Haufen Holzkreuze sehen konnte. Das war der Friedhof. An dem vorbei und weiter über das Ackerfeld, welches in verschiedenen Jahren mal mit Weizen, mal mit Roggen besät wurde, führte ein Pfad, den der Vater immer benutzte, als er zur Arbeit im großen Dorf ging.

Von der Hütte nach unten führte der Pfad zu einem Ziehbrunnen und weiter hinunter – schon kaum zu sehen – zu einem kleinen, im Frühling zum See werdenden und im Sommer völlig austrocknenden, mit Bülten, Weide- und Johannisbeersträucher reichlich bedeckten Torfmoor.

Links vom „Gut“, einen halben Kilometer von ihm entfernt dort, wo die Sonne aufging, öffnete sich dem Auge ein Stück Landstraße, die auf die gegenüberliegende Hügellehne hoch und nach links kletterte. Und rechts von der Hütte ging die Sonne hinter einem kleinen und hellen Birkenwald unter. Der Wald lief links mit dem Moor und rechts oben mit dem Ackerfeld zusammen. In diesem Wald versteckte sich eine alte, neben dem Friedhof an der Hütte vorbei führende und sich an der Hütte mit dem Pfad kreuzende, durch Pferdekarren befahrene und mit Wegerich bewachsene Feldstraße.

Dieser ganze Raum vereinte sich im Bewusstsein und in der Seele des Kleinen sowohl in seinen Hof als auch in die ganze Welt. Das war auch sein persönlicher Besitz. Er hatte ihn gut erforscht und wusste genau, was sich dort an den Rändern dieser Welt befindet.

An einem Rande hinter dem Wald, wohin der Feldweg führte, war der Wochenmarkt, zu welchem der Vater und die Mutter eines Sonnabends im Frühling hinter der Sonne her weggingen. Aber die Sonne haben sie nie eingeholt, denn als sie, morgens zurückkehrend, auf dem Waldrand erschienen, ging die Sonne bereits ihnen entgegen an dem anderen Rande auf.

Dafür hing aber hinter Vaters Schultern ein lebendiger und schrecklich quiekender Sack. Zu Hause wurden aus diesem zwei kleine und rosige Ferkel mit kleinen in Ringe zusammengerollten Schwänzchen ausgeschüttet. Das Letztere, mit den in Ringe zusammengerollten Schwänzchen, war besonders wichtig, denn wenn der Schwanz auseinander rollte und wie ein Schnürchen zum Boden herunter hing, machte sich der Vater Sorgen. So ein Ferkel fraß nichts oder, wenn doch, schlürfte es nur die Brühe, und den Satz ließ dieses auf dem Schüsselboden liegen. Der verärgerte Vater nannte so ein Ferkel dann „räudiges Ferkel“, was übrigens zu Vaters Gattungsbegriffen in der Familiensprache gehörte und den Kleinen selbst sehr wohl mal treffen konnte.

Und im Herbst gingen der Vater und die Mutter auf demselben Feldweg wieder fort. Manchmal fuhren sie auch mit einem kleinen Pferdekarren, wenn einer aus dem Betrieb zu leihen war. Sie nahmen Speck oder Kartoffeln, oder sonst noch etwas mit, was eben Gott gab, und kehrten ebenso beim Sonnenaufgang mit den Neuanschaffungen für alle – auch für den Kleinen – zurück. Dies war ein Fest für ihn. Wenn der Kleine zum Beispiel ein neues, nach frischem Maschinenöl riechendes Hemd bekam und es anprobierte, konnte ihn keiner mehr aus diesem herausholen. Er schlief auch so in diesem neuen Hemd in dieser Nacht ein.

Von demselben Rand kam manchmal auch ein Trödler mit einem Pferdekastenwagen zum „Gut“. Im Tausch gegen Knochen, verrostete Eisenstücke, alte Lumpen und sonstiges Gerümpel gab er dann dem Kleinen so ein wunderbares Spielzeug. In der Regel war dies ein Tontierchen, welches der Kleine vorher noch nie gesehen hatte. Dann, nachdem er sein Tauschgeschäft mit dem Kleinen abgewickelt hatte, fuhr der Trödler weiter zu dem anderen Rand hinweg, wo ein Stück Landstraße zu sehen war.

Der Kleine bereitete sich immer auf die Besuche des Trödlers vor. Um die Hütte herum, an den Stellen von anderen ehemaligen Hütten, gab es einige abge-

rutschte und durch Gras bewachsene Gruben. Diese dienten dem Kleinen als die Lagerstellen, an denen er die Tauschwaren sammelte. So eine Grube, in welcher altes, gerostetes Eisen aufbewahrt wurde, nannte er auch so schlicht und einfach „die Schmiede“.

Aber am teuersten wurden Knochen geschätzt. Sie kamen zum Teil vom Esstisch her nach deren sorgfältigem „Polieren“. – Noch ein Wörtchen vom Vater, durch welches er die gierige Sorgfalt bezeichnete, mit welcher die Kinder manchmal in der Reihe nacheinander diese Knochen abnagten. Ein Teil davon, die kürzeren abgerundeten Knöchelchen, ließ der Kleine allerdings für sich. Denn diese waren Spielknöchelchen, die er aufbewahrte und mit denen er eben gerne spielte.

Mehr als anderswo gab es Knochen gleich hinter dem Torfmoor, auf der gegenüberliegenden Hügellehne, wo einst die Rinderfarm gestanden hatte. Dort, zwischen den alten Gruben im ausgetrockneten und durch Unkraut bewachsenen Humus, konnte man sogar einen ganzen Kuhschädel finden.

Manchmal fand der Kleine Knochen, während er auf dem Friedhof spielte. Der Friedhof war alt, und manchmal, bei Neubeerdigungen, waren entweder ein Schädel oder auch andere menschliche Gebeine ausgegraben worden, die danach einfach so im Gras, vom Regen gespült und vom Winde getrocknet, liegen blieben.

Der Kleine hatte nie Angst vor dem Friedhof. Dies war seinetwegen sogar der interessanteste Ort in seiner Welt. Hier, auf einem alten, kaum noch zu erkennenden Grab, wuchs solch ein riesiger Johannisbeerstrauch, welchen es nirgendwo sonst mehr gab. Die Johannesbeeren auf diesem Strauch waren immer sehr groß und reif.

Auch hier, am Rande dieses Haines, auf einem anderen alten und ebenfalls kaum noch erkennbaren Grab stand ein riesiges Kreuz aus zwei grob behauenen Balken. Dieses Kreuz hatten den umlaufenden Erzählungen nach die irgendein-

mal daran vorbei wandernden Kalmücken über ihren entschlafenen Mitmenschen errichtet. Warum Buddhisten-Kalmücken das christliche Kreuz aufgestellt hatten, wurde nicht überliefert. Wahrscheinlich war es ein Tribut für einen Unterschlupf für den Erblichenen überhaupt auf diesem Friedhof – irgendwohin mussten sie ja mit dem. Es gab auch keine Inschriften auf diesem Kreuz. Dem auf seine Querbalken kletternden Kleinen war das alles ohne Belang und das Kreuz diente ihm mal einfach als Motorrad, mal auch als der wilde und kecke Hengst „Bukephalos“, je nach Laune des Kleinen eben.

Und im Frühling bauten Elstern ihre Nester in Birkenkronen auf dem Friedhof. Der Kleine wusste genau, wann die kleinen getüpfelten Eierchen in diesen Nestern erscheinen. Er kletterte dann auf einige Birken hinauf, holte behutsam ein paar Eierchen aus verschiedenen Nestern – man durfte nie ein Nest leer plündern, sonst merkten es die im Übrigen dem Zählen nicht so mächtigen Vögel und verließen das Nest! – und kochte diese Eierchen gleich hier auf dem Lagerfeuer in einer verrosteten Konservenblechdose aus seiner Schmiede, diese mit dem noch herumliegenden Schnee vollgestopft.

Aber die Sachen, die am leckersten waren, fand der Kleine auf einem gepflegten Grab hinter dem blaugestrichenen Lattenzaun. Auf diesem Grab stand ein kleines Kreuz mit einem daran befestigten und verglasten Schachtelrahmen, in dem ein ausgebleichtes Foto eines Jungen zu sehen war, welches auch mit Wachsblumen eingefasst wurde.

Zu diesem Grab kamen an bestimmten Tagen, die der Kleine natürlich auch gut kannte, zwei hagere Schwester-Greisinnen. Nach ihrem Weggehen fand der Kleine Bonbons oder Plätzchen auf dem Schachtelrahmen, auf dem Kreuz oder auf den Querlatten des Zauns. Der Kleine verstand es auch so, dass diese eben für ihn hier hingelegt worden waren, denn nur er alleine *lebte* auf diesem Friedhof. Zu diesem Grab hatte der Kleine ein besonders behutsames Verhältnis und bemühte sich dieses zu pflegen, wenn die Greisinnen lange nicht kamen.

Abseits des Friedhofs, hinter dem Ackerfeld, war noch ein Birkenwäldchen zu sehen, zu welchem der Pfad führte. Dort befand sich der andere Rand der Welt, wohin der Vater immer frühmorgens wegging. Der Kleine hatte es irgendwie nie hingekriegt, den Moment zu erwischen, als der Vater fortging, nur es vielleicht ab und zu im morgigen Schlaf gehört. Dafür holte er ihn abends immer am Friedhof ab, wenn der Vater heimkehrte, sei es im Winter oder im Sommer.

Im Winter wurde alles drum herum durch riesige Schneeverwehungen bedeckt und der Vater musste den Pfad im Schnee durch Birkenäste abstecken. In seinem Beutel, in dem er sein Mittagessen von zu Hause mitnahm, blieb immer etwas Leckeres für den Kleinen. „Etwas Kleinerlei vom Häselein“, wie der Vater ihm lächelnd sagte.

Am liebsten mochte der Kleine gelbliche, durch Brotkrümelchen und Vaters Machorka bedeckte Schwarte vom alten Salzspeck. Nichts, was besser als der Geruch und Geschmack dieser Schwarte gewesen wäre, kannte der Kleine. Der müde Vater nahm die Hand des diese Schwarte heftig kauenden Kleinen oder setzte ihn auf seine breiten Schultern und sie gingen zusammen nach Hause.

Den dritten Rand der Welt mochte der Kleine gar nicht. Er zeigte sogar kein großes Interesse daran. Dahin fuhr der Trödler mit seinem „Reichtum“ und mit den umgetauschten Vorräten des Kleinen weg. Von dort, von der Seite der Landstraße, wurden immer wieder Särge mit Verstorbenen auf einer Pferdefuhre oder auf einem Pferdeschlitten herangefahren.

Der Friedhof füllte sich dann mit weinenden Menschen, welche zuerst den herbeigefahrenen Sarg vergruben und sich dann paarweise oder einzeln durch den Friedhof verstreuten. Sie knieten auf alten Grabhügeln oder ließen sich auf die Bänke nieder, dort wo es welche gab. Der Friedhof wurde dann still und doch lebendig, mit schweigenden, dunklen und gebückten Silhouetten gefüllt.

In solchen Momenten litt der Kleine, dies alles vom Rande des Friedhofs aus

beobachtend und von keinem bemerkt. Nachdem der Friedhof wieder leer wurde, betrat der Kleine diesen etwas ängstlich und befremdet. Denn wie eine widersinnige Wunde ragte aus dem grünen Gras oder aus dem weißen Schnee hervor einen braunen Lehmhügel mit einem blendend weißen Holzkreuz darauf. Und noch lange danach hatte sich der Kleine an den Fremden auf dem Friedhof gewöhnen müssen, bis Schnee oder Gras das braune Lehmhügel bedeckten und das Kreuz grau vom Regen und Winde wurde. Alles vergeht... das Leid des Kleinen ging auch vorüber.

Nichts wusste der Kleine über den vierten Rand der Welt, wohin auch kein Weg führte und sich nur der Pfad von der Hütte bis zum Ziehbrunnen und weiter schon kaum merklich bis zum Torfmoor hinunter schlängelte. Hinter dem Torfmoor, wo sich einst die Rinderfarm mit den Knochen befand, weiter links von dieser, stiegen bis zum Horizont breite mit etwas Grünem besäte Ackerfelder auf. Der Kleine wusste aber, dass der echtteste Rand der Welt nicht dort, sondern etwas seitlich zwischen diesen Feldern mit der Ex-Farm und dem Torfmoor lag.

Dort, hinter einer kleinen Schlucht, stieg bis zum Himmel empor eine im Gegensatz zu der heimischen Hügellehne mit grünem und saftigem Gras bewachsene Weide. Und ganz an ihrem höchsten Rande wuchsen drei Birken mit den Wurzeln in den Horizont, mit den Wipfeln gen die hellgrauen Federwolken, mit den weißen Stämmen auf dem blauen Himmelhintergrund – zwei eng beisammen und eine etwas weiter beiseite.

Hinter diesen Birken endete alles, einschließlich der Vorstellungskraft des Kleinen! Hinter den Birken rollte bis zu der Hütte – entweder vom Himmel herunter oder von unten wie aus der Hölle herauf! – das entfernte und dumpfe Dröhnen der Stille hervor. Es dröhnte tags und nachts die ein paar Kilometer entfernt verlaufende Transsibirische Eisenbahnmagistrale¹, welche der Kleine

¹ *Die längste Eisenbahnlinie Russlands, die Zentralrussland (Moskau) mit dem Fernosten (Stadt und Hafen Wladiwostok an der Pazifikküste Russlands) verbindet und praktisch einzelne West-Ost-Eisenbahnverbindung in Sibirien ist.*

noch nie gesehen hatte und von der er in seiner Welt nichts wissen konnte.

Alles, was der Kleine nicht kannte, aber etwas Unbegreifliches darüber vom Vater gehört hatte: über Vaters anderes Leben in der Ukraine, über den Krieg und Deutschland und über vieles mehr – alles war für ihn hinter diesem Rand. Und es schien dem Kleinen auszureichen, nur ein einziges Mal hinter diesen Rand zu schauen, damit dies alles gleich sichtbar und begreiflich würde, als ob sich dies alles wie ein umfangreiches, von einem hohen Steilhang hinab beobachtetes Panorama darstellen würde.

Dieser Rand machte dem Kleinen zwar tiefe Angst, zog ihn aber auch an. Es überlief ihn kalt und regte seine Seele auf – irgendwo in der Magengrube und weiter oben in der Brust, allein wenn er an diesen Rand dachte. Der Kleine wollte schon lange seinen Mut zusammenkratzen, um den Weg bis zu diesen drei Birken – zwei eng beisammen und eine etwas weiter beiseite – zu bewältigen und über diesen Rand hinaus zu schauen.

Heute wachte er mit dem Gefühl auf, dass der Tag gekommen sei. Für alle Fälle entschied er, den treuen Arap natürlich mitzunehmen.

*

Der treue Freund und der beste Partner – der Hund Arap

Arap, ein schöner und kluger Hofhund, gelbrothaarig wie das Birkenlaub im Herbst, war nicht zum ersten Mal dem Kleinen in seinen allerlei riskanten Unternehmungen behilflich gewesen. Arap hatte es in der Familie schon immer gegeben, solange sich der Kleine zurückerinnern konnte. Arap genoss in der Familie uneingeschränkte Rechte und Freiheiten. Über seine Heldentaten und Verdienste wurden in der Familie Geschichten hochachtungsvoll erzählt.

Die Wichtigste war natürlich die über ihn und Dora, eine alte dickwanstige und tollpatschige, aber für die Familie überlebenswichtige Melkkuh. Diese Kuh wurde einst durch einen glücklichen Zufall angeschafft. Als der Vater nach dem Krieg und dem darauffolgenden Zwangsarbeitslager zu seiner hungernden Fami-

lie zurückgekehrt hatte, indem er in diesen Schweinebetrieb unter die Kommandanturaufsicht verbannt worden war, erwachte in der Familie die Hoffnung auf ein etwas besseres Leben.

Der Vater musste als Maurer im Betrieb arbeiten und bekam sogar einen kleinen Lohn dafür. Von diesem knappen Geld legte er jeden Monat ein paar Rubel auf die höchste Kante: Die Kinder brauchten dringend Milch, um beim ohnehin knappen Essen und dazu noch sibirisch üblichen Vitaminmangel gesund zu wachsen.

Der Vater nahm sich vor, wenigstens eine Ziege zu kaufen. An eine Kuh war es wegen der Preise auf dem Markt gar nicht zu denken. Als es soweit war, und der Vater mit der Mutter auf den Markt ging, erwischten sie die alte Dora zu einem Preis nur etwas höher als der für eine Ziege. So erschien Dora in der Familie und so fing die Familie an einigermaßen zu leben, wie es die Mutter danach immer erzählte.

Die Kuh übernachtete nach ihrem Weiden am Tage jedes Jahr bis zum Winter hinein in einer Umzäunung aus Langnutzholz hinter der Hütte. Für den Winter musste sie dann aber in den Kuhstall, welcher direkt an der Hüttenwand angebaut worden war, so dass man bei dem eisigen Winterfrost direkt aus der Hütte in den Kuhstall gelangen konnte. Auf das flache Dach des Kuhstalls wurde im Herbst das duftende Heu für den Winter aufgehäuft. Ein Gang führte aus dem Kuhstall hinunter in eine für die Schweine in der Erde ausgebuddelte, mit Holzstangen überdachte und darüber mit Erde zugeschüttete Baracke. Direkt neben diesem mit Erde zugeschütteten und mit Unkraut bewachsenen schiefen Barackendach befand sich unglücklicherweise die Umzäunung fressgieriger Dora.

In einer Nacht im Spätherbst, als das Heu bereits oben auf dem Dach gelagert wurde, jedoch Dora noch in der Umzäunung ausharren musste, brach sie, durch den Duft des frischen Heues verführt, die oberen Umzäunungsstangen durch und kletterte auf das vereiste und schiefe Dach der Erdbaracke, in ihrem verzweifel-

ten Versuch, das frische Heu zu erreichen und zu kosten. Dora rutschte aber leider Gottes aus und kippte in den schiefen sowie engen Spalt zwischen der Schweinebaracke und der Umzäunung hinein, all ihre vier Paar Hufe zum hellen und frostigen Mond ausgestreckt.

Sie hätte bestimmt bis zum Morgen unter diesen äußerst eingeschränkten Lebensbedingungen nicht überlebt, aber der wachsame Arap schlief nicht. Er sprang im nächsten Moment aufs Dach der Baracke, betrachtete kurz Doras missliche Lage, während Dora in ihrer Schwermut nicht einmal zu muhen versuchte, sondern Arap still und flehend mit dem glitzernden Weiß ihrer ausgedrungenen und traurigen Augen anschaute. Arap bellte sie einmal an – nicht böse, nur so etwas verachtend – und schoss um die Hütte herum zu der Eingangstür.

Er bellte und warf sich an die Tür, bis der Vater aufwachte. Als der verschlafene Vater, schimpfend und nichts verstehend, aus der Tür kam, stürzte sich Arap, furchtbar bellend, auf ihn, er griff den Vater an seiner weißen Schlafhose, zog ihn hinter sich her, lief einladend um die Ecke herum und wieder zurück zum Vater, erreichte Vaters Verständnis und führte ihn schließlich zu Dora.

Ein anderer Fall war nicht so bedeutend fürs Leben der Familie, charakterisierte aber Araps Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit ausdrücklich. Arap und Mieke, die schwarzweiße Familienkatze, blieben einmal tagsüber unter sich alleine in der Hütte. Auf dem Esstisch blieb immer etwas Essbares liegen und stehen: Milch, Brot, ein Stück Speck, ein Knochen auf dem Teller, welcher noch seinem „Polieren“ unterlag, so dass jeder für sich etwas zum Naschen finden konnte, wenn er sich im Tagesverlauf entkräftet fühlte. Erst abends, wenn der Vater von der Arbeit nach Hause kam und sich zum Abendessen hinsetzte, kam die ganze Familie am Tisch zusammen.

Arap schlief, durch die sommerliche Hitze ermüdet, auf einer Fußmatte an der Eingangsschwelle. Die Mieke saß oben auf dem Ofen, ihre grünen und

schlaun Katzenaugen zusammenkneifend, immer wieder nach den schmackhaften und sie seit langem verführenden Esstisch schielend. Dabei vergaß sie nicht auch dem unruhigen Schlaf des ab und zu zusammenzuckenden und sich an seinen Flanken mit Zähnen klatschenden Hundes zu lauschen. Schließlich überwältigten Versuchung und Gier all ihre anderen Überlegungen: Mieze stieg weich vom Ofen auf den Fußboden herab und sprang auf den Tisch hinauf.

Arap nahm sie ins Visier gleich, als sie auf dem Fußboden landete, kam aber erst dann an den Tisch heran, als sie sich in ihrem hinterhältigen Vorhaben vollkommen und endgültig entlarvte, und bellte ihr im Bass seine ehrliche und unbestechliche Meinung über ihre Tat.

Mieze begriff sofort, dass sie von Arap erwischt wurde, vergaß das Essen und wollte nun nur noch das Eine, sich irgendwie aus dem Staub machen. Vergeblich! Arap vermied mit seinem strengen Bellen all ihre Versuche vom Tisch abzuhaufen und der gerechten Strafe zu entkommen. Als die Mutter nach Hause kam, saß die arme Mieze immer noch auf dem Tisch, ohne etwas vom Essen zu berühren, während Arap unter dem Tisch lag, darauf wartend, die am Tatort erwischte Mieze den Herren und ihrem Willen zu übergeben.

Arap selbst erlaubte sich nie in der Hütte etwas Essbares zu berühren, was nicht ausdrücklich für ihn bestimmt wurde. Er hielt es allerdings nicht für nötig, sich mit Mieze ebenso ehrlich und anständig zu verhalten. Mieze, wenn sie ihre Kätzchen hatte, schaffte normalerweise Futter für diese heran durch die Jagd in umliegenden Feldern und Wäldern und kehrte nie ohne Beute zurück. Sie brachte immer Feldmäuse, aber manchmal gerieten ihr in die Krallen auch Vögel und sogar kleine Häschen oder Murmeltiere.

Arap erlegte ihr aus ungewissen Gründen einen unerträglichen Tribut auf, welchen sie ihm zu entrichten hatte. Falls er zu Hause war, kam er ihr bei ihrer Rückkehr von der Jagd immer entgegen. Er versperrte ihr mit seinem Körper den Weg nach Hause, indem er sich über ihren Weg herausfordernd quersetzte.

Mieze, gemerkt, dass es ihr diesmal nicht gelingt an Arap vorbeizuschleichen, legte ihre Beute vor seine Pfoten hin und entfernte sich unweigerlich, aber würdevoll. Diese Szene war in ihrer komischen Dramaturgie nicht zu überbieten!

Nur ein Umstand rettete Mieze und ihre Kätzchen vorm Verhungern: Arap war selbst tagsüber selten zu Hause und keiner wusste, wo er sich herumtrieb. Manchmal humpelte er danach auf drei Pfoten zurück, manchmal kroch er, überhaupt kaum noch lebend, nach Hause und leckte noch lange danach seine Schusswunden zu, winselnd und sich über die Menschen beklagend.

Einen üblen Dienst erwies ihm sein schönes Fell von Birkenlaubfarbe im Herbst: Alle, einschließlich der in der Gegend passierenden Jäger, hielten ihn im Freien für einen Fuchs. Aber nichts konnte diesen klugen Hund zur Vernunft bringen und die unstillbare Sehnsucht nach Freiheit und nach freier Weite verfolgte ihn bis zu seinem Ende.

Alle Versuche, ihn durchs Anketten zu retten, scheiterten und waren zwecklos. Er schaffte es immer wieder das Halsband mit Pfoten herunterzukratzen und lief weg. Wenn er es mit dem Halsband nicht schaffen konnte, schlug er sich so lange, bis er die Kette durchriss, und lief sowieso weg.

So lief er einst weg und kehrte nie wieder zurück. Er kam am nächsten Tag nicht und am übernächsten auch nicht. So etwas war auch mal früher schon vorgekommen, aber danach war er schon in ganz schlechtem Befinden heimgekrochen. Als er auch am dritten Tag nicht heimkehrte, wusste die Familie bereits, dass er nie zurück sein wird.

Das war der erste schwere Verlust in der Familie und das war der erste schwere Verlust im Leben des Kleinen. Noch lange danach forschte der Kleine sein Landreich durch, aber er fand nirgendwo irgendwelche Spuren von Arap. Und dann begriff der Kleine die Kühle und die Bosheit der weiten und fremden Außenwelt und er fühlte sich seitdem oft einsam auf dieser Welt.

*

Die dröhnende Stille der Ferne

Jetzt rief der Kleine auch vergeblich nach Arap, aber als er bis zum Torfmoor kam, holte ihn der aus seinem ungewissen Irgendwo außer Atem herbei angestürmte Arap ein, genauso frei wie der Kleine auch. Arap leckte in seiner freudigen Begeisterung mit seiner heißen und rauen Zunge alle Sprossenfelder im Gesicht des Kleinen ab.

Er lief dem Kleinen voraus, kam wieder zurück und schaute ihm in die Augen, bemüht das Vorhaben des Kleinen zu erraten. Als sie hinter dem Torfmoor waren und Arap zu verstehen schien, was sich der Kleine vorgenommen hatte, trabte er gleich ohne Hektik wenige Schritte vor dem Kleinen. Die Schlucht überwand er in einem Schwung, der Kleine blieb aber auf dem Boden der Schlucht mit steilen Wänden von seiner eigenen Höhe stecken.

Der Kleine wusste nicht, dass die Schlucht so tief und steil ist, denn er hatte es noch nie alleine bis hierhin geschafft. Die ganze Familie kam nur manchmal im Frühling zur Schlucht, wenn die Gegend von so einem Tosen gefüllt wurde, dass man es schwer hatte, in der Nacht zu schlafen: Es lärmte und schäumte die Schlucht, wenn die Tauwässer von der ganzen Hügellehne, die Schlucht überflutend, ins Torfmoor sausten.

Zu Hilfe kam der treue Arap. Den Kleinen entweder am Kragen oder an einem Hosenträger mit Zähnen gepackt, zog er ihn, jaulend und an den Hinterpfoten kauend, herauf, bis der Kleine oben ankam. Der Zwischenfall erschütterte das Selbstvertrauen des Kleinen und er ging wahrscheinlich nicht mehr weiter, sondern kehrte lieber zurück, wäre der zuverlässige Arap nicht hier bei ihm. Arap schaute dem Kleinen in die Augen und stellte sich neben ihn unter seine linke Hand.

Je näher die drei Birken heranrückten, desto klarer spürte der Kleine reine Leere des Himmels hinter ihnen, und umso größere Aufregung packte ihn. Und als bis zum Horizont, aus dem die Birken wuchsen, schon ganz wenig blieb, riss

sich hinter diesem Rand los, aus der dort donnernden Stille her, dem Kleinen und dem stillgewordenen Arap entgegen ein heißer Windstoß, der heftiger war als der Knall einer geschüttelten Decke.

Der durch die Erwartung hinter den Rand zu schauen äußerst angespannte Kleine hielt es nicht mehr aus. Er rannte panisch Hals über Kopf hinunter, den Kopf eingezogen und nur die Blitze seiner während des Sommers bis zum Blut geplatzten Haut an den Füßen sehend.

Um ihn herum kreiste Arap, in einen wilden Freudentaumel und ins laute Gebell verfallend und im vom Kleinen ausgedachten lustigen Spiel gerne teilnehmend. Er versuchte dabei spielend auch noch den Kleinen immer wieder mit Zähnen an den Fersen zu erwischen, wodurch der Kleine in seinem Lauf noch mehr drauflegte. Der Kleine kam erst dann zu sich, als er auf den Boden der Schlucht hinunterrollte und mit seinem Rücken deren steilen und sicheren Hang spürte...

So gelang es dem Kleinen damals nicht, hinter den ihn so faszinierenden Rand seiner Welt zu schauen und so blieb seit damals in ihm eine leidenschaftliche und über alles gehende Sehnsucht nach der dröhnenden, tosenden und anziehenden Stille der unbekanntten und unerforschten Ferne.

*

Historische Ungereimtheiten des 20. Jahrhunderts oder darüber, welche Lebenswege Menschen zum Bahnhof führen

Die letzte Abfahrt oder über den Begriff „Zuhause“

„Der Personenzug ‚Moskau-Berlin‘ fährt ab“ – hustete plötzlich eine bleiche Frauenstimme aus dem Bahnsteiglautsprecher.

Der Zug zuckte wie angebellt, donnerte mit allen seinen Verkupplungen wie eine Maschinengewehrsalve und rollte langsam aus dem Kopfbahnhof hinaus.

„Machen wir es uns gemütlich hier.“ – sagte der Vater, nachdem er ihr Gepäck unter die unteren Liegebänke in einem Abteil für vier Personen des Schlafwagens verstaut hatte.

„Wenigstens das ist günstig für uns, wenn auch in einem falschen Zuge.“ – fügte die Mutter hinzu. Sie meinte dabei die für das Abteil passende Größe der Familie. Die Familie bestand aus vier Personen: der Vater, die Mutter und zwei Töchter von zwölf und vierzehn Jahren.

„Siehst du! Ich sagte euch doch, dass alles gut gehen wird“ – versuchte der Vater seine Familie etwas zu ermuntern.

„Nun haben wir hier für die nächste Zeit unser vorübergehend letztes Zuhause.“ – machte er ungewollt seinen Versuch wieder zunichte, indem er ihnen seine innersten Gefühle und Sorgen gerade kundgetan hatte.

„Wie Zuhause?“ – wunderten sich auch gleich die beiden Töchter.

„Ich meine nur, für uns soll ein Zuhause überall dort sein, wo wir alle Vier zusammen sind, sei es ein Bahnhof oder dieses Abteil.“ – versuchte der Vater sich auszureden, aber auch seine Familie darauf vorzubereiten, was auf sie womöglich noch zukommen werden könnte. – „Was Menschen unter ihrem Zuhause verstehen, liegt doch nicht an den Wänden und an der Decke einer Wohnung oder eines Hauses! Es ist unser Familiengefühl. Es ist unser Familiengemüt, welches uns einen Raum gemütlich macht. Es ist in uns drin und immer mit uns,

egal wo wir gerade sind. Wie unser Gepäck eben.“

Als Gepäck hatten sie zwei Koffer, zwei Aktentaschen vom Typ „Diplomat“ und eine große Tasche mit Essen und Trinken für unterwegs mit dabei.

Fürs Kofferpacken war der Vater zuständig. In die zwei Aktentaschen und zum Teil in einen der beiden Koffer kam alles hinein, was man als Archiv bezeichnet: Dokumente, Fotos und wichtige oder auch nicht – wer sollte es schon bei so einer Reise im Voraus wissen! – Papiere.

Der Rest des Gepäcks bestand aus ein paar Bekleidungsstücken für jeden und, was dem Vater besonders wichtig erschien, aus warmen Pullovern für alle, wenn der Herbst kommt und die Kälte einbricht.

Es war der 19. Juni 1990. Das Unternehmen wurde vom Vater nur als eine Hinreise geplant und es sollte kein Zurück mehr geben. Ob der Plan am Ende aufgeht, stand allerdings in den Sternen. Dies war nicht mehr Vaters Entscheidungsbereich.

*

*Die Gerechtigkeitsarithmetik
oder darüber, wie man vierzig Jahre seines Lebens in einen Koffer packt*

Das Schwierigste beim Packen war eben dieses Archiv wegen des Platzmangels auf eine harte Weise einzuschränken. Jedes Foto und jedes Papierchen wurden mehrmals umgedreht, auf die Tatsache geprüft und mit jedem ausdiskutiert, ob es zum Andenken an irgendetwas und zur Familiengeschichte gehöre oder eben nicht. Alle Fotoalben und Ordner wurden geplündert, sodass das Ausgewählte im Endeffekt hätte vielleicht nur noch ein einziges Album und einen einzigen Ordner füllen können.

Was aber fast ohne jede Überprüfung eingepackt wurde, waren Vaters nie veröffentlichte Gedichte, Erzählungen, politische Zeitungsartikel und verschiedene Notizen sowie seine veröffentlichten wissenschaftlichen Artikel, Vorträge, noch nicht veröffentlichten Forschungsergebnisse und sonstiger „Kram“ aus die-

sem Bereich. Das alles nahm auch einen großen Teil des zur Verfügung stehenden Platzes weg.

Dies gab auch dem Vater einen Grund über die Gerechtigkeit nachzudenken. Aber auch diese Frage wurde von ihm in einer Diskussion mit der Familie zufriedenstellend gelöst:

„Schließlich müssen fast vierzig Jahre meines Lebens, zwar so wie bei dir,“ – wendete er sich an die Mutter – „aber doch mehr als die bei euch beiden zusammen“ – sprach er zu den Töchtern – „in diese zwei Koffer eingepackt werden!“

Die kleinere der beiden Töchter hatte vorhin versucht ihren großen Spielball in einen Koffer hineinzuschmuggeln. Der Vater hatte aber dem Ball den Weg in jedes Gepäckstück vehement und unnachgiebig versperrt. Diese kurze und heftige Auseinandersetzung mit der Tochter hatte auch den Anstoß für dieses Aufklärungsgespräch und für eine derartige Gerechtigkeitsberechnung gegeben.

„Dann sollte man noch diese Jahre mit einem, sagen wir, Aktivitätskoeffizienten multiplizieren.“ – setzte der Vater seine Argumentation für die Mutter fort, nachdem er merkte, dass die einfache Arithmetik die Größe seines Anteils nicht deutlich genug gerechtfertigt hatte – „Ihr wollt doch nicht bestreiten, dass so ein Koeffizient bei mir größer ist. Oder?“

Dieses herausfordernde „Oder?“ überzeugte seine Familie am meisten, denn die drei Weiblichen hielten es schon immer für sinnlos einer derartigen Einladung zu weiterer offener Diskussion zu folgen.

„Du lässt dich sowieso nie erwischen.“ – sagte ihm mal die ältere Tochter nach einem ihrer Versuche dem Vater etwas abzustreiten – „Egal was ich dir sage, du findest immer eine Ausrede!“

„Das ist doch nicht wahr!“ – wehrte sich der dadurch ehrlich gekränkte Vater – „Ich finde Argumente für dich, die du nicht widerlegen kannst und das ärgert

dich. Finde du solche Argumente für mich und ich werde diese im Gegensatz zu dir bestimmt akzeptieren. Und ausreden muss ich mich auch nicht, denn ich bin immer für jede Meinung offen, falls man eine hat und sie auch überzeugend vertreten kann.“

Wo die Tochter vielleicht doch recht hatte, war es, dass der Vater – ein professioneller, in Diskussionen abgehärteter Wissenschaftler – mit der Zeit immer mehr zu einem Sophisten wurde und nicht immer eine naive Wahrheit wie manchmal die von seiner Tochter, welche auch keiner logischen Beweise bedurfte, *a priori* akzeptieren konnte.

Bei dieser von ihm vorgeschlagenen genaueren Berechnung sollte es mit der Gerechtigkeit – meinte der Vater – sogar für seine am Anfang der Pubertät stehenden Töchter irgendwie stimmen.

Der Vater war am Ende sogar froh, seine Überlegungen zu diesem Thema gleich der Familie vorgetragen zu haben, damit keine offenen, wenn auch nicht ausgesprochenen Fragen blieben.

*

*Die Familiendemokratie oder über die Wechselwirkung
zwischen den Erziehungsfragen, der Natur und der Gesellschaft*

Über alles gleich und offen zu reden, war seine Art, mehr Demokratie und Gerechtigkeit zu wagen. Es brachte allerdings dem Vater wahrhaftig nur Probleme und schließlich sein ganzes Leben durcheinander.

In der Familie führte es immer zu Auseinandersetzungen mit der Mutter, wenn er seine Gedanken zu wirtschaftlichen und politischen Problemen oder ethischen Fragen in seinem Institut oder auch im ganzen Staat zu Hause zur Diskussion zu bringen versuchte.

„Belästige unsere Töchter nicht mit diesem Mist!“ – meinte die Mutter dazu – „Sie sind noch kleine Kinder und dürfen noch nicht mit Fragen und Problemen von Erwachsenen belastet werden.“

„Ach ja! Kannst du mir vielleicht gleich auch die genaue Altersgrenze zwischen Kindern und Erwachsenen nennen, ab welcher man sie dann doch damit belästigen darf?“ – ärgerte sich der Vater – „Du kannst die Kinder vor dieser schmutzigen und problematischen Welt, in welcher sie schließlich auch leben müssen, nicht unter deinem Rock verstecken und dort aufbewahren!“

„Wieso denn nicht? Ich dachte immer, dass der Schutz ihrer Kinder sei gerade die Aufgabe aller Eltern, geschweige denn von so einem starken Vater, wie du es bist!“ – provozierte die Mutter ihn weiter.

„Gerade solchen ‚zu liebevollen‘ und ‚sichersicheren‘ Eltern haben wir zu verdanken, dass es so viele Arschlöcher und Schmarotzen in der Welt gibt!“ – ließ sich der Vater auch sofort wie immer provozieren – „Ich kannte schon fünfzig- und sechzigjährige ‚Kinder‘, welche alles immer noch ganz infantil nur für sich behalten und sonst von nichts etwas wissen wollten! Nur die Lösung von Problemen, sogar von ihren eigenen überließen sie gerne den Anderen. Parasiten sind das! Und ich will keine Parasiten großziehen! Meine Töchter sollen wissen, worin sie hineinwachsen, dann erleben sie auch keinen Schock, wenn sie mal von zu Hause fortgehen!“

Wenn es aber kein konkreter Erziehungsfall von denen war, die gleich zu Streitigkeiten mit der ihn provozierenden Mutter führten, konnte es bei ihm auch anders klingen:

„Weißt du was, Mutti, ich kriege manchmal richtig Angst, wenn ich mir vorstelle, dass unsere Töchter so werden, wie ich es mir eigentlich wünsche: aufrecht, ehrlich, neugierig, selbständig und aktiv denkend. Na, du weißt ja schon!“

„Warum denn? Schließlich wünsche ich es mir auch. Wir streiten uns meistens nur über Erziehungsmethoden und nicht über Erziehungsziele.“

„Darum, dass solche Menschen bei uns nicht gefragt sind! Sie werden nur Probleme und keine Erfolge haben. Du siehst ja, was mit mir gerade in dieser Scheißperestrojka passiert.“

„Bei dir klappt es doch. Du lebst noch!“ – versuchte die Mutter den Vater scherzhaft zu beschwichtigen.

„Was heißt ‚klappt es‘? Ich lebe eben gerade noch! Dabei bin ich ein in Kämpfen um meine Existenz aufgewachsener und abgehärteter Mann. Und sie sind kleine Mädchen und künftige zärtliche Frauen und Mütter. Sie sollen leben und nicht kämpfen! Aber wie sollen sie denn leben?“

„Es hilft dir nicht, daran den Kopf zu zerbrechen. Wir können sie nicht zu anderen Menschen als wir selbst erziehen.“ – belehrte ihn die von Dr. Spock begeisterte und all seine Erziehungsbücher verschlingende Mutter – „Die Kinder lernen nicht aus Vorträgen und Moralpredigten der Eltern. Sie gucken bei den Eltern ihre Verhaltensweisen und Lebenseinstellungen einfach ab, so wie die Tierkinder in der wilden Natur ihre Jagdmethoden und Überlebenskünste auch bei ihren Eltern abgucken.“ – erwies die Mutter wie sehr oft in konkreten Situationen auch ihre eigene intuitiv-weibliche Naturweisheit, welche dem Sophisten-Vater total fehlte.

„Hier hast du vielleicht recht.“ – gab der dadurch vorübergehend erleichterte Vater zu – „Andererseits bereiten die Tiere ihre Kinder zu nichts anderem als zum Überleben in ihrem eigenen, sich in Jahrtausenden kaum verändernden Areal vor!“

„Ja, die Natur ist vernünftig.“ – bestätigte die Mutter.

„Gerade das ist aber mein Problem!“ – versuchte der Vater seine Gedanken zu ordnen – „Menschen sind nicht mehr in der Natur! Wir existieren auf zwei Ebenen: Eine sozial-politische als reale und die andere ethisch-humanistische oder geistige als eine abstrakte Ebene, welche nur von Menschen und nur für sich selbst künstlich geschaffen wurde. Und die beiden Ebenen passen selten – wenn überhaupt! – zusammen.“

„Bei uns zu Lande wohl kaum.“ – erdete ihn die Mutter.

„Eben! Bei der ersten handelt es sich wie bei Tieren auch um das Überleben und um die Jagdmethoden, wenn auch um ebenso menschengespezifische, systembezogene Methoden. Diese kann sich im Unterschied zu tierischen Arealen von heute auf morgen ändern. Bringen wir unseren Kindern die Erfolgsmethoden von heute bei, stehen sie morgen ganz blöd da, wenn das System anders wird. Die zweite ändert sich – wenigstens als ein von Menschheit angestrebtes und in ihren Religionen festgesetztes Ziel – seit Jahrtausenden kaum. Es liegt nahe, die Erziehung darauf, auf die ewigen Wertvorstellungen von besten Vertretern der Menschheit, zu bauen. Aber dann sind die so erzogenen Kinder dem heutigen System ausgeliefert, welches von diesen Werten nichts hält und sie sogar bekämpft!“

„Na toll! Dann wählen wir lieber doch das Ewige für unsere Kinder!“ – umarmte die Mutter lächelnd den aufgeregten Sophisten – „Umso mehr, dass wir gerade in der Perestrojka sind, wo wir heute weder neue Erziehungspunkte noch neue Wertvorstellungen erkennen können.“

Kurzum, alle vier Gepäckstücke wurden so oder so, mit viel Nerven, Aufregung und seelischer Zerrissenheit gepackt. Ein Koffer zu viel, wie es sich später herausstellte, nämlich der mit den warmen Sachen für den kommenden Herbst.

*

*Die ersten Überraschungen
oder über Zolldeklarationen und die Verantwortung fürs Schmuggeln*

Der Zug schaffte endlich aus Moskau hinauszukriechen und ratterte jetzt über das dicht besiedelte und bunte Moskauer Umland. Der Schaffner begann die Deklarationsformulare für die in der Morgenfrühe in Brest bevorstehende Zollkontrolle zu verteilen. Und schon fingen die Ungewissheit und die damit verbundene Aufregung an. Zum ersten Mal im Leben überquerte die Familie die Grenze der Sowjetunion und wurde somit zum ersten Mal den dazugehörigen Prozeduren ausgesetzt.

Es verbreitete sich sogar etwas Panik beim Studieren der Deklarationsformu-

lare:

„Haben wir Waffen und Drogen im Gepäck?“ – fragte die besorgte Mutter, diese auszufüllende Deklaration studierend, ohne dabei den leisesten Schimmer von Humor aufzuweisen.

„Spinnst du, mich so etwas zu fragen!“ – sprang der Vater fast auf, selbst durch diesen merkwürdigen Fragebogen ungewöhnlich verunsichert.

„Das frage nicht ich! Hier wird es gefragt! Und du warst schließlich fürs Kofferpacken zuständig!“ – wehrte sich ebenso heftig die Mutter.

„Rede keinen Quatsch und schreib überall ‚nein‘ oder ‚keine‘!“

So wurden die Fragen über Drogen, Waffen, elektronische Geräte und einiges mehr zur allgemeinen Zufriedenheit schnell verneint. Obwohl bei elektronischen Geräten doch durch die Ernsthaftigkeit der Situation sogar bei dem Vater das Bedürfnis aufkam, alle Taschen für alle Fälle nochmals durchzuwühlen. Die Töchter hatten nämlich zu Hause zwei elektronische Spiele gehabt, welche viel kleiner als der abgewehrte Ball waren:

„Habt ihr eure elektronischen Spiele irgendwo versteckt mitgenommen?“ – fragte er die beiden, die auf den oberen Schlafregalen saßen und sich immer noch über den letzten Elternstreit über Drogen und Waffen amüsierten.

„Nö!“ – versicherten sie ihm sofort, und sie wurden gleich ernst – „Wir haben sie an unsere Freunde verschenkt.“

„Ganz sicher?“

„Natürlich! Wir haben es ja mit dem Ball versucht...“

„Moment mal! Nicht überall ‚nein‘ eintragen.“ – stoppte er plötzlich die Mutter – „Was machen wir mit Rubeln und fremder Währung?“

„Ich habe schon ‚keine‘ eingetragen!“ – erschreckte sich die zu tüchtige Mutter.

„Na gut, wenn du keinen Rubel hast.“ – beruhigte sie der Vater und schrieb in seine Deklaration hinein: „Keine Rubel und 1057,00 DM fremder Währung.“

Diese Summe war dem Vater ganz genau bekannt und sie war auch ganz offiziell.

*

*Die Ausreiseentscheidung
oder über „die Kuhprobleme“ von schweigsamen Menschen*

Die Entscheidung nach Deutschland in Urlaub zu fahren und dort für immer zu bleiben hatte der Vater wie immer nach einer ausführlichen Begründung und Besprechung mit der ganzen Familie getroffen.

„Bevor ich entscheide, sollen wir alle darüber diskutieren!“ – war seine Art einer demokratischen Familienfhrung, welche etwas widersprüchlich erscheinen mag, war allerdings mit der entsprechend eindeutigen Verantwortungszuteilung verbunden und dadurch legitimiert.

Die Familie bestand wie schon gesagt aus zwei klugen Mädchen und einer Frau, die als Frau und Mutter in ihrer Vorgehensweise vor allem auf die Töchter und auf das nicht so einfache Einrichten des alltäglichen Lebens fixiert war, woran sich aber auch jeder in der Familie mit seinen Pflichten und Aufgaben beteiligte.

Die Verantwortung für die strategischen Fragen des Familienlebens, wie zum Beispiel die mit der Mutter ausdiskutierten Erziehungsfragen, war dem Vater zugeteilt. Es hatte sich so nach den geeigneten Charakterzügen der beiden Eltern ergeben und wurde niemals infrage gestellt. Die Mutter hatte es dabei gut, denn sie sah ihre genügsame Rolle darin, den Vater zu kritisieren und zu sticheln, wenn etwas von ihm Veranstaletes schief ging. Aber beim Vater ging kaum etwas schief! Jedenfalls in dem Sinne nicht, in dem er eine Schieflage bzw. ein Erfolg verstand und definierte.

Ein Kompromiss bei der Ausreiseentscheidung wurde von der Mutter in der

Zweideutigkeit der Frage gefunden. Nach Deutschland zu den nie gesehenen Verwandten zu fahren, darauf freuten sich natürlich alle. Was das vom Vater ausgedachte Bleiben betraf, wurde von drei weiblichen Familienmitgliedern erst gar nicht wahrgenommen. Und mit ihrem weiblichen, von Natur aus vorhandenen Pragmatismus hatten sie wahrscheinlich recht.

„Es gehört schon wieder zu Vaters Spezialitäten, alles so zu verkomplizieren!“ – stand ihnen dabei ins Gesicht geschrieben.

„Wenn ich eure verschwiegenen Gesichter sehe, fühle ich mich wie jemand, der durch das Urteil eines Konsiliums zum Irren erklärt wird und dabei keine Möglichkeit bekommt, das Gegenteil in einer offenen Diskussion zu beweisen!“ – beschwerte sich der durch so etwas immer zutiefst gekränkte und verärgerte Vater bei der Mutter.

Er konnte auch sonst keinen schweigsamen Menschen leiden, welcher etwas Eigenes tut, ohne darüber wenigstens unter seinen Nächsten, die auf demselben Tunfeld weiden und von seinem Tun betroffen sein können, ein Wort zu verlieren.

Dieses Gefühl entwickelte sich bei ihm noch seit seiner Kindheit, als es zu seinen Pflichten gehörte, die Familienkuh abends nach deren Weiden tagsüber in der Gemeindeherde nach Hause zum Melken zu treiben. Er hatte es jedes Mal verspürt, falls es der blöden Kuh manchmal nicht passte nach Hause zu gehen. Er hätte dann mit ihr auch noch so vernünftig und überzeugend reden, vor ihr klagend weinen und zu ihr kniend beten, sie höflich bitten oder verärgert peitschen können: Sie stellte ihren Schwanz hoch, machte ihre gutmütigen und traurigen Augen zu, diese vor alldem schützend, und flüchtete in die entgegengesetzte Richtung, vor allem in die verbotenen Kornfelder, und zwar: In einem leichten und unbeschreiblich schnellen Kuhgalopp, während er sich in einem schweren Trab hinter ihr her sich die Lunge aus dem Hals rannte; in einem leichten Trab, während er – weinend und schnaufend und eher von seiner Krän-

kung, Wut und Verzweiflung erschöpft – schwer hinter ihr her schlenderte; in einem leichten Schritt, unterwegs auch noch weiter weidend, während er nun völlig entkräftet hinter ihr schwer ins Gras niederfiel. Und das Ganze hatte sich jedes Mal in absolutem Schweigen – kuhseits jedenfalls – abgespielt!

„Warum sollen wir das heute und hier mit dir ausdiskutieren, wenn sich dann dort dazu vielleicht gar keinen Anlass ergibt?“ – waren die abschließenden Worte der Mutter zu diesem Thema – „Belassen wir es einfach dabei! Lass uns weiter auf diese seltene Möglichkeit freuen, unsere Verwandten wie auch Deutschland an sich im Urlaub zu erleben. Über das andere reden wir vor Ort, wenn es soweit ist und wenn es überhaupt dazu kommt.“

Sie hatte zweifelsohne recht! Der Vater hatte ein festes Ziel gesetzt, ohne richtig zu wissen, wie es zu verwirklichen wäre. Das Einzige, was ihm einfiel, war es, sich als Wissenschaftler bei den deutschen Forschungseinrichtungen oder Firmen zu bewerben, welche ihren Fachveröffentlichungen nach mit seinem ziemlich engen Forschungsbereich zu tun hatten, und deren Namen und Anschriften er diesen Veröffentlichungen entnommen hatte.

*

*Diskussionsgrundlagen, Selbstständigkeitsmerkmale und
Entscheidungsmethoden oder darüber, was das ist, erwachsen zu sein*

Mutters Antwort war für den Vater auch zufriedenstellend, weil es keine grundsätzliche Ablehnung war, welche er nie akzeptiert hätte. Außerdem war es auch genau seine eigene Art, die Entscheidungen zu treffen und Probleme zu lösen. Er nannte diese Art „Einwurfsmethode“, fand sie einzig richtig und propagierte sie auch bei ihren Töchtern:

„Weißt du, warum du bei mir verlierst?“ – tröstete er einst seine ältere Tochter, die immer häufiger seine Meinungen infrage stellte, diese zu widerlegen versuchte, ihn dabei „zu erwischen“, wie sie es nannte, nicht schaffte und sich dadurch gekränkt fühlte.

„Nein! Aber ich weiß, dass du es mir gleich erzählst!“ – reagierte die Tochter immer noch bockig.

„Weil du in unseren Streitereien nach Akzeptanz suchst und dafür gegen meine beliebigen Aussagen zu argumentieren versuchst, statt deine eigene Meinung vorzuweisen und diese durch deine eigenen Argumente zu belegen.“

„Nicht gegen beliebige! Nur gegen deine Meinungen, die ich falsch finde!“

„Es gibt keine falschen Meinungen! Denn es gibt keine absoluten Wahrheiten, mit denen du eine Meinung vergleichen könntest, um sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Es gibt nur verschiedene Meinungen, aber auch nur dann, wenn mindestens zwei davon zum Vergleich stehen.“

„Also, ich habe keine eigene Meinung! Dabei, wenn ich sogar eine hätte, hörst du diese ja sowieso nie zu Ende! Du machst Gespräche mit dir dadurch so ärgerlich und fast unmöglich!“

„Deine eigene Meinung zu einem Thema ist nur eine Äußerung deiner Weltanschauung, deiner Positionen, deiner Prinzipien – deines Etwas, was dir zugrunde liegt und dich zu dir selbst macht! Und danach suche ich bei jedem Menschen, mit dem ich rede. Und erst wenn ich es finde, finde ich auch seine Meinung interessant. Bei dieser Suche muss ich nicht lange und langweilige Ausführungen über Irgendetwas bis zu deren Ende hören.“

„Da sind wir wieder! Egal was ich dir sage, zum Schluss stehe ich ohne Positionen und ohne Grundsätze da!“

„Ich wollte dir nur sagen, welche Menschen ich akzeptiere! Und zwar nicht nur bei Diskussionen, sondern auch im Allgemeinen!“

„Na eben! Die mit Grundsätzen, zu denen ich nicht gehöre!“

„Mit Grundsätzen werden Menschen nicht geboren. Sie werden, wenn sie wie du das Glück haben, mit der dazu notwendigen Intelligenz geboren zu sein, in ihrem Leben nach ihren Grundsätzen suchen oder diese selbst bilden und dar-

aus ihre Meinungen schöpfen.“

„Sehr großzügig von dir, mir noch eine Chance zu geben, zu einem dir würdigen Menschen zu werden!“

„Du hast noch alle Chancen und Zeit dafür! Und meine Aufgabe als deines Vaters, dir zu diesem Menschen zu verhelfen und die Werdezeit zu verkürzen.“

„Indem du mich zu dir selbst zu machen versuchst?“

„Indem ich dich bei unseren Auseinandersetzungen nicht schone, sondern zum selbstständigen Denken und zu eigenen Meinungen provoziere. Denn deine Streitsucht, die ich als Diskussionssucht betrachte, ist nichts anderes als deine Sucht nach Selbstständigkeit! Und diese weist lange nicht jeder auf und ebenso wenige suchen danach.“

„Ich dachte, dass jeder Jugendliche streitsüchtig ist und sich irgendwann von Eltern selbstständig macht! Ein Naturgesetz, wie du es oft zu sagen pflegst.“

„Jedes Kind sucht vielleicht nach einem Streit mit seinen Eltern, aber nicht jedes nach einer Diskussion mit ihnen. Und jedes Kind trennt sich irgendwann von seinen Eltern – das wäre ein Naturgesetz. Allein dadurch wird das abtrünnige Kind aber noch lange nicht selbstständig!“

„Selbst zu leben bedeutet meinerwegen schon die Selbstständigkeit!“

„Kommt darauf an, was du unter 'selbst zu leben' verstehst. Wenn du dabei nur deine Freiheiten meinst, im Sinne keine Elternverbote mehr erteilt zu bekommen, liegst du ganz daneben! Du wirst schnell merken, dass du dir selbst vielleicht bald noch mehr Verbote erteilen musst.“

„Und wenn schon! Egal was, Hauptsache, man macht das selbst!“

„Es ist nicht egal! Deine Selbstständigkeit erkennt man daran, ob du deine eigenen Entscheidungen treffen kannst. Jeder, der das kann, hat auch seine eigene Methode entwickelt, eine Entscheidung zu treffen. Die Einfachste und damit die Vernünftigste, die auch bei mehreren sogenannten vernünftigen Menschen

vorkommt, alles von Anfang an durchzukalkulieren, alle Pro und Kontra gegeneinander aufzurechnen und zu einem einfachen summa-summarischen Pro oder Kontra kommen. Daher bezeichne ich diese als 'Arithmetik-Methode'."

„Na siehst du, es ist doch nicht so schwer! In der Mathe bin ich die Beste!“

„Das stimmt! Das Blöde bleibt es dabei nur, dass du all diese Pro und Kontra meistens gar nicht weißt, besonders wenn es um große langfristige und somit gerade schicksalsträchtige Entscheidungen geht und du die meisten davon herbeizaubern musst. So kalkulieren viele Menschen jede auch noch so gute Idee von vornherein kaputt. Und so verspielen sie oft ihre womöglich einzige ihnen jeweils gegebene Chance!“

„Und welche Methode ist deine?“

„Meine nenne ich ‚Einwurfsmethode‘, auf die Sportspiele bezogen, bei denen ein Spiel mit allen niemandem vorher bekannten Folgen mit dem ersten Balleinwurf oder -anstöß beginnt. Die psychologische Seite des Spieles besteht darin, dass ich nur Eins entscheiden muss, ob mich das Spiel überhaupt interessiert und ob ich es beginne. Die eine Entscheidung erfordernden Situationen ergeben sich dann nur durch das Spiel selbst. Und solche Entscheidungen als sofortige Reaktionen auf entstehende Spielsituationen bestimmen dann das Ergebnis!“

„Ich finde diese Methode etwas primitiv und draufgängerisch im Vergleich zu der ersten.“

„Du kannst diese Methode auch als eine mutige Methode bezeichnen. Bei der ersten Methode, wie ich schon sagte, verliert man oft – in diesen Spielbegriffen ausgedrückt – gleich, ohne den Versuch das Spiel überhaupt zu beginnen, ohne den Mut aufzubringen das Risiko einzugehen. Bei meiner gehst du nicht ins Detail, und dadurch handelst du schneller und effektiver.“

„Das sind doch die sogenannten Entscheidungen aus dem Bauch, über die du gerade redest!“

„Vielleicht sind sie das, wenn Intuition im Bauch liegt. Denn sonst nennt man das auch ‚intuitive Handlung‘. Nur ist die Intuition auch keine eingeborene Gottesgabe und außerdem erklärt ein passender Begriff an sich noch gar nichts! Die Intuition kommt durch deine Lebenserfahrung. Etwas Intelligenz ist dabei vorausgesetzt wie auch bei vielen anderen Sachen mehr.“

„Ich verliere allmählich den Faden. Wir haben über Selbständigkeit gesprochen und reden jetzt doch über irgendwelche Spiele.“

„Der Kreis von diesen verschiedenen erscheinenden Dingen, über die wir sprechen: Selbstständigkeit, Entscheidungsfähigkeit, Weltanschauung und Grundeinstellungen hat sich bereits geschlossen. Wenn du entscheidungsfähig bist, bist du selbstständig und kannst eine schnelle und schlüssige Entscheidung treffen, die du auch zu verantworten hast. Wenn du deine Grundsätze und deine eigene Weltanschauung hast, ist deine darauf basierende Entscheidung richtig für dich und du kannst sie jederzeit begründet erklären, verteidigen sowie ruhig und selbstbewusst all ihre Folgen tragen!“

„Alles klar! Ich bin unfähig Entscheidungen zu treffen, denn ich besitze weder Intuition noch alles andere! Dabei habe ich immer das Gefühl jeden Tag etwas zu entscheiden!“

„Du sagst immer, dass ich alles verkompliziere. Aber das tue ich gar nicht! Oder wenigstens nicht mit der Absicht, dir oder den anderen das Verständnis zu erschweren.“

„Deine Ausführungen tun das aber mächtig!“

„Vielleicht. Aber ich mag es einfach nicht, mein Pulver für primitive Dinge, für Diskussionen über nichts, für Salongespräche verschießen! Wenn ich schon eine Analyse mache, nehme ich dafür am besten gleich einen der komplizierteren Fälle, wie jetzt zum Beispiel auch. Wir hätten über die Entscheidungsfähigkeit eines Menschen reden können, welcher sich entschieden hat, zwischen zwei vor ihm stehenden und in denselben Raum hineinführenden Türen zu entschei-

den! Dann steht er wie der vor zwei gleichen Heuhaufen verhungerte Buridans Esel da, unfähig zu einem logischen Ergebnis zu kommen. Stattdessen gehe ich lieber mit dem Kopf durch die Wand zwischen den beiden Türen, statt mich mit solchen Rechenentscheidungen zu beschäftigen oder über sie zu diskutieren!“

„Jetzt weiß ich endlich, warum du es so oft auch tust! Wann muss man dann entscheiden?“

„Na darüber musst du dir keinen Kopf zerbrechen. Dann eben, wenn man es muss! Meinetwegen, wenn ich nichts zu entscheiden aufgezwungen bekomme, habe ich selbst genug Phantasie auf verrückteste Lebensideen zu kommen. Dann habe ich wieder eine Entscheidung zu treffen, ob ich sie verwirklichen will und kann.“

„Soll dies auch ein Spiel sein, einfach so zum Spaß, wenn du gerade keine Wand zwischen zwei Türen vor dir hast?“

„Nein! Das ist bloß ein Versuch den dich jeden Tag einholenden Problemen einen Schritt voraus zu sein, um die Erfolgchancen zu erhöhen. Sonst verbrauchst du dein Entscheidungsvermögen bei der Lösung von allerlei alltäglichen ‚Esel-Tür-Problemen‘.“

„Aber du sagst ja immer, dass jeder seine Probleme lösen muss und nicht mit ihnen dauernd leben oder vor ihnen weglaufen.“

„Dem widerspreche ich auch nicht! Ich unterstreiche sogar damit den dahinter stehenden Gedanken, dass man sich nicht von Problemen begraben lassen darf. Wenn du die zwei oben genannten Türen auch noch zu einem Problem machst – und das tun viele Menschen! – bist du sehr bald von derartigen Problemen begraben.“

„Und Amen! Dann sind wir alle begraben!“

„Sei nicht so höhnisch! Ich muss die Prioritäten richtig setzen und davor auch noch erkennen, welche Probleme meine sind. Und meine sind eben nur diejeni-

gen, die ich persönlich und allein zu lösen imstande bin. Ansonsten sind es für mich entweder keine Probleme oder wenigstens nicht meine Probleme!“

„Ich weiß nicht. Mit diesem ‘meins-nicht-meins’-Gerede stellst du dich genauso wie ein krasser Pragmatiker, während ich dich als einen manchmal bis zu Blödheit naiven Idealisten kenne, wessen Verhalten von realen Verhältnissen weit weg liegt. Du verbrennst zum Beispiel deine Kräfte und Nerven in den Perestrojka-Schlachten in deinem Institut, was dir und folglich auch uns zu Hause zu schaffen macht, wo wir dir immer tüchtig zuhören müssen, ohne leiseste Ahnung von der Substanz zu haben! Ist das dein Problem, was jetzt im Lande passiert?“

„Ich will ja nicht diese Perestrojka im ganzen verdammt Lande verantworten! Ich will nur in meinem Institut, wo ich arbeite, was mein Leben bestimmt und damit zu meinem Problem wird. Die Lösung besteht darin, meine Kollegen – denen es an Intelligenz eigentlich nichts mangeln sollte! – zu überzeugen, dass eine Menge in unseren Arbeitsverhältnissen falsch ist und unsere Arbeit stört. Und ich weiß, dass ich das schaffen kann! Sonst täte ich es natürlich nicht.“

„Und was ist mit draußen? Du versuchst ständig, ganz naiv jedem Vorbeilauenden zu helfen, der dich um Hilfe bittet und manchmal ganz offensichtlich auszunutzen beabsichtigt. Warum versuchst du jetzt plötzlich mir deinen coolen Pragmatismus aufzutischen?“

„Du hast mich nicht richtig verstanden. In meiner Definition von „meinen“ Problemen spreche ich nicht von meinen eigenen, nur mich betreffenden Problemen, sondern von Problemen, die ich allein lösen kann. Außerdem, wenn ich manchmal auch anderen helfe, gibt es auch mir dann die für Lösung meiner eigenen Probleme benötigte Kraft. Siehst du, das ist wiederum Pragmatismus schlechthin!“

„Machst du dich lustig über mich oder was?“

Der Vater machte es nicht. Diese widersprüchliche Mischung aus einem Idealisten und einem Realisten, geradezu einem Pragmatiker, welchen er selber nicht anerkennen wollte, war dem Vater doch aus ganz logischen und konsequenten Gründen eigen.

Sein ganzes Leben lang wurde er mit konkreten und realen, ans Überleben grenzenden Problemen konfrontiert. Er musste zunächst selbst sein knappes Essen, dann später einigermaßen würdige Lebensbedingungen für sich und seine Familie schaffen, so wie Wildtiere dies auch tun.

„Tja, meine Schlaumaus! Tierische Überlebenskämpfe machen Menschen zu Pragmatikern, denn die Natur an sich ist nur pragmatisch! Das einzige Naturgeschöpf, der sich selbst schöpfende ‚*homo sapiens*‘¹, ist als ‚*homo*‘ gezwungen, derartige Kämpfe bis heute noch wie ein Tier zu führen und dennoch erlaubt es sich in seinen Anstrengungen als ‚*sapiens*‘ dieses pragmatische Naturverhalten seinem selbst nicht würdig zu finden. Er träumt von einem naturgesetzwidrigen Dasein und wird dadurch bei allem von der Natur noch verbleibenden Realitätsinn zu einem Idealisten.“ – schloss der Vater die Diskussion mit der Tochter ab.

So ein Idealist war der Vater, wer seine Träume auch noch mit aller in realen Kämpfen gewonnenen Kraft in seiner idealen Welt zu verwirklichen versuchte. In seiner Welt und bei dieser Mischung mochten Probleme der Menschheit den Vater allemal interessieren, sodass der Idealist in ihm darüber philosophieren konnte und über eine ideale Menschenwelt weiter träumen durfte. – Nur, der Pragmatiker in ihm ließ nie den Luxus zu, sich um alle, wenn auch leidende Kinder überall auf der Welt zu kümmern, während seine eigenen verhungern oder einfach vernachlässigt bleiben. Die Visierblickmethode eben!

So etwas wäre ja auch für jeden einfach normalen Menschenverstand zu per-vers. Der Vater verfügte über einen normalen, gesunden und analysestarken Verstand.

¹ ‚*Mensch der Kluge*‘

*

*Die Nationalitätsfrage über die Bewegungsfreiheit
oder über den Weltchauvinismus und seine Folgen*

Die Sache mit der Fluchtreise wurde also auf den ersten Platz Vaters Prioritätenliste geraten und von ihm mit seinem vollen Verstand und auf seine abstrakte Weise entschieden. So hatte das Spiel begonnen, welches sie jetzt samt zweier Koffer, zweier Aktentaschen vom Typ „Diplomat“ und einer großen Tasche mit Essen und Trinken für unterwegs in diesen Zug führte. Und dies trotz aller Verwirrungen der Zeit, dank aller Vorzüge und trotz aller Nachteile der Perestrojka, welche sich fast tagtäglich für sie ergaben.

Bereits bei den Reisevorbereitungen stellte es sich heraus, dass sich alles in der UdSSR, was immer so verkrustet steinfest und verrostet eisern gewesen war, während der sich seit vier Jahren quälenden Perestrojka immer mehr als etwas verschwommen, unsicher und brüchig erwies und manches ist durch dieselbige sogar dazu geworden.

Am Anfang wirkte es sich auf Vaters Plan positiv aus. Er wusste immer in seinem Leben, dass er nie über die Grenze des Sowjetreiches hinaus durfte. Dafür sorgte allein seine deutsche Nationalität, welche in die im Lande berühmte fünfte Zeile seines Innenpasses fest eingetragen worden war.

Durch diesen von seinem Vater geerbten „Umstand“ war er zunächst, gleich bei seiner Geburt, sogar in eine Fünfkilometerzone des sibirischen Teils des sowjetischen Reiches eingewiesen worden. Eigentlich nicht er persönlich, sondern seine Eltern waren zusammen mit allen anderen deutschen Kolonistenfamilien in solche Zonen hinter dem Ural unter die Kommandanturaufsicht gesteckt worden.

Es passierte infolge des russischen, zuerst im Zarenreich panslawischen und dann im sowjetischen Stalinreich revolutionär-leninistisch-jüdisch-weltkommunistischen Chauvinismus im Zusammenspiel mit dem deutschen zuerst im preußischen Kaiserreich pangermanischen und dann im Dritten Hitler-

reich national-sozialistisch-rassistisch-faschistischen Chauvinismus. Oder so.

Jedenfalls führte das teuflische Zusammenspiel letztendlich und unausweichlich zum Ersten deutsch-russischen Krieg zwischen dem Kaiserreich und dem Zarenreich und dann später zum Zweiten deutsch-russischen Krieg zwischen dem Dritten Deutschen Reich und dem ersten Sowjetreich, beziehungsweise, wie manche behaupten¹, zwischen dem ersten Sowjetreich und dem Dritten Deutschen Reich.

Der Erste Krieg führte zum noch seitens des Zaren vorbereiteten und dann seitens der Bolschewiken und Kommunisten vollzogenen Ende von der Existenz der reichen und starken deutschen Kolonien in Russland. Und der Zweite Krieg führte dann zum seitens des kommunistischen Sowjetregimes entfesselten Beginn von der Vernichtung der verarmten und harmlosen Reste der deutschen Kolonisten ausschließlich wegen ihrer Nationalität, welche diese Volksgruppe verdächtigt machte auf irgendwelche Weise zum feindlichen, schon wieder gegen Russland kriegführenden Deutschland zu gehören.

*

Die Philologie des Genozids und die Politologie des Siegers oder über das Schicksal Deutschlands und Deutschen und über das linguistische Durcheinander im Demokratieunterricht und im Internationalrecht

Viele Menschennationen auf der Welt mögen bestimmte, manche ihrer verbrecherischen und schmutzigen Taten direkt und indiskret definierende Begriffe veredeln, indem sie diese ins Griechisch-Lateinische übersetzen. Wenn jemand das, was mit den deutschen Kolonisten in der UdSSR nach ihrem vom sowjetischen Politbüro am 28. August 1941 gesprochenen Vernichtungsurteil geschehen war, hätte auf diese Weise veredeln wollen, sollte dieser jemand das Geschehen „Genozid“ nennen. Dann hätte auch kein anderer, sich womöglich dafür interessierender Mensch in dicken Geschichtebänden mühsam nach dieser Geschichte suchen müssen – darin steht ja sowieso gar nichts über diese Geschichte

¹ Suworow, V. „Der Tag M!“ (Klett-Cotta, 1995) und „Der Eisbrecher“ (Klett-Cotta, 2001)

geschrieben. Der Interessent hätte dann einfach diesen Begriff in jedem Lexikon nachschlagen können.

Im deutschen Lexikon „Wahrig“¹ findet man zum Beispiel eine sehr knappe und sehr zurückhaltende Zurückübersetzung dieses veredelten Begriffs ins Deutsche:

„Genozid = Völkermord [zu lat. *genus* „Geschlecht, Stamm“ + *caedere* „töten“]“.

Sonst gar nicht! Schlicht und überaus knapp! Die Deutschen zeigen ihre „Political Correctness“ und wollen in dem Begriff nicht besonders herumstöbern, weil sie sich nach ihrer Nazi-Vergangenheit einbildeten oder viel mehr in der langen Nachkriegszeit dazu umgebildet wurden, dass „Genozid“ eine Bezeichnung für die spezifisch deutsche, nur ihnen zu eigen gemachte und auch noch erbliche Nationalkrankheit sei.

Die Nationalkrankheit, für die alle diese Krankheit geerbten deutschen Kinder und Enkelkinder seit dem Kriegsende geschändet, psychoterrorisiert und getreten worden waren und worden sind. Aber auch alle ihren Nachkommen werden für ewige Zeiten geschändet, psychoterrorisiert und getreten werden, wie dies der drogenabhängige und die Vorliebe zu illegalen slawischen Prostituierten aufweisende Vertreter des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in Deutschland mal ohne jede Vorliebe zu deutschen Kindern versprach.

Diese Knappheit führt aber irre, weil man fälschlicherweise denken könnte, dass Genozid ein anderer Begriff für „Krieg“ gewesen wäre, denn in jedem Krieg morden sich die kriegführenden Völker gegenseitig.

Ein oberflächlicher Leser, falls dieser daraus hätte doch mehr erfahren wollen, hätte außerdem aus dem Inhalt der eckigen Klammern auf etwas Sinnloses wie „Genussmord“, „Stammcidre“ oder sogar „Geschlechtsverkehr“ kommen können. Das Letztere wäre auch nicht so verkehrt, wenn man daran denkt, was

für ein mörderischer Verkehraufwand von Viehwaggons die Sowjetmetzger benötigten, um Hunderttausende von deutschem Geschlecht in Russland zu ihren „Schlachthöfen“ zu verkehren.

Da es im Russischen kein gängiges und wie im Deutschen so dreisilbig einfaches Wort dafür gibt, findet man zum Beispiel in dem im Jahre 1955, als der diesem Genozid ausgesetzte Vater-Kleine gerade mal vier Jahre alt war, herausgegebenen und sich auf die Situation des Kleinen gar nicht beziehenden Lexikon „Fremdwörterbuch“² eine etwas breitere und nicht so zurückhaltende – die Sowjets haben es nicht nötig, weil sie so etwas wie Genozid nie offiziell begangen hatten – Zurückübersetzung, wenn auch nicht gerade ins Russische, sondern viel mehr ins Sowjetische:

„Genozid [gr. *genos* „Geschlecht“ + lat. *caedere* „töten“] – Vernichtung einzelner Völkergruppen aus den auf ihre Nationalität (Religion) bezogenen Beweggründen – das schwerste von Imperialisten begehende Verbrechen gegen *die Menschheit*. Genozid ist organisch mit faschistischen und rassistischen Theorien verbunden, die National- und Rassenhass, Herrschaft von sogenannten ‚höheren‘ Rassen und Vernichtung von sogenannten ‚niedrigeren‘ Rassen – propagieren.“

Ziemlich verwirrend sind die beiden Zurückübersetzungen. Dem deutschen Lexikon nach ist weder die von sowjetischen Kommunisten begangene Ermordung von deutschen Kolonisten in Russland, noch die von deutschen Nazis begangene Ermordung von Juden als Genozid zu bezeichnen. Erstens, wenn man die deutschen Kolonisten nur als ein Teil des deutschen Volkes betrachtet, dann war es eben ein Krieg, in dem sich die Völker Russlands und Deutschlands gegenseitig, ohne erkennbare, auf ihre Nationalität bezogene Beweggründe mordeten. Zweitens, was die Juden betrifft, definiert der Begriff „Judentum“ keine Na-

¹ „Wahrig – deutsches Wörterbuch“, Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh, 1994, S. 659

² «Словарь иностранных слов». Издательство Москва «ГИИНС», 1955г., стр. 164
(„Fremdwörterbuch“. Verlag „GIINS“, Moskau, 1955, S. 164)

tionalität, sondern eine Religion. Somit sind die Juden kein Volk im Sinne einer durch gemeinsame Sprache und Kultur verbundenen Gemeinschaft von Menschen, welches man aus den im deutschen Lexikon nicht näher definierten Beweggründen morden kann, sondern eine durch die ganze vielsprachige und multikulturelle Welt zerstreute Religionsgemeinschaft.

Dem sowjetischen Lexikon nach, wenn man nur aus dem Inhalt der eckigen Klammern so etwas wie „Genossenmord“ zusammenbastelt, sollte man eigentlich die von Stalin und seiner Vernichtungsmaschinerie begangene Ermordung von seinen eigenen Parteigenossen als Genozid betrachten. Es träfe besonders dann zu, wenn man auch den Kommunismusglauben – auf den Inhalt der runden Klammern bezogen – auch als eine Religion verstehen würde.

Bei einer weiteren Analyse der sowjetischen Definition von Genozid hätte man die Ermordung von deutschen Kolonisten als einer nationalen Volksgruppe in Russland schon als Genozid betrachten können. Jedoch nur dann, wenn man gleichzeitig die diese Ermordung im Sowjetimperium begangenen Kommunisten als Imperialisten betrachten dürfte, was historisch bekanntlich nie der Fall war.

Der Bevölkerungsteil jüdischen Glaubens im Dritten Deutschen Reich und auf den von ihm besetzten Territorien als ein Teil der weltweiten Religionsgemeinschaft steht in dem sowjetischen Lexikon – wenn auch nur in runden Klammern – doch besser da, als der deutsche Bevölkerungsteil im Sowjetreich und auf den von ihm im Jahre 1939 besetzten Territorien als ein Teil des deutschen Volkes. Dem Inhalt der runden Klammern im sowjetischen Lexikon folgend, kann die Ermordung des Bevölkerungsteils jüdischen Glaubens seitens des Bevölkerungsteils christlichen Glaubens in demselben Reich als Genozid bezeichnen werden.

Das war auch nach dem Krieg als solches anerkannt worden. Da die Sowjetbürger bekanntlich allesamt Atheisten waren, fallen allerdings die sowjetischen

Juden durch alle Raster: Es gab sie nicht als Religionsgemeinschaft in dem religionsfreien, gottlosen Sowjetsreich! Trotzdem waren auch sie zu Genozidopfern der Nazis mitgezählt.

Also, in politischem Sinne ist diese Lexikonlogik genauso verwirrend wie in linguistischem auch. So verwirrend, dass die Weltpolitiker immer noch nicht genau wissen, was das Wort „Genozid“ bedeutet, beziehungsweise nicht immer Genozid erkennen können, um es dann auch gleich anzuerkennen, gegebenenfalls nicht immer genau wissen, nach welchem Lexikon sie überhaupt handeln sollen.

Die Amerikaner handelten nach dem Zweiten Weltkrieg offensichtlich nach dem sowjetischen Lexikon und erkannten das im Dritten Reich begangene Genozid an Juden an. Sie alliierten dabei gerne mit Sowjets und mussten währenddessen ihre beiden Augen ganz toll zudrücken, um die Genozidanfälle des ersten Sowjetreiches zu übersehen. Vielleicht alliierten sie mit Sowjets auch nicht so gern, aber beim Teilen Deutschlands und Verurteilen der Deutschen in Nürnberg arbeiteten die Alliierten doch harmonisch zusammen.

Die Sache mit all diesen auf den ersten Blick sinnlosen lexikon-politisch-linguistischen Übungen ist die: Genozid ist zu Recht von der Völkergemeinschaft in internationalen Gesetzen zu einem rechtlich zu verfolgenden Verbrechen gegen die Menschlichkeit erklärt worden. An der Stelle muss noch ein linguistisches Durcheinander aufgeklärt werden: Es ist ein Verbrechen gegen *die Menschlichkeit* und nicht gegen *die Menschheit*, wie es irrtümlich in dem sowjetischen Lexikon behauptet wird, obwohl vorhin richtig behauptet wurde, dass es ein Verbrechen gegen manche kleine national-religiösen Teile *der Menschheit* sei.

Wird dieses Verbrechen nachgewiesen, gibt es ein Opfer, welches zu entschädigen sei, und einen Täter, der nicht nur zur internationalen Verachtung, sondern auch zur Geldstrafe in Höhe dieser Entschädigung zu verurteilen wäre.

Und gerade hier liegt der Hund begraben! Zur Verachtung kann man auch Geister verurteilen, ein verbrecherisches, aber bereits vernichtetes Regime zum Beispiel. Doch zu einer Geldstrafe kann nur eine real existierende juristische Person beziehungsweise ein juristisches Subjekt, ein Staat zum Beispiel, verurteilt werden.

Das dieses Genozid begangene, das Dritte Reich proklamierte und geführte Nazi-Regime war zur Verachtung verurteilt worden, und seine noch übrig gebliebenen Vertreter in Personen waren hingerichtet worden. Alles zu Recht! Nur, somit entstanden gewaltige Schwierigkeiten und ein totales Durcheinander mit dem besagten juristischen Täter-Subjekt!

Nachdem die letzten Vertreter der Nazi-Regierung Deutschlands ihre letzten Regierungsformalitäten mit der bedingungslosen Kapitulation *der deutschen Wehrmacht* (nicht *Deutschlands!*) erledigt hatten und dann verurteilt und hingerichtet worden waren, wurde Deutschland als Staat und somit als das juristische Subjekt von vier alliierten Besatzungsmächten aberkannt! Und das nicht um die Deutschen von Entschädigungsansprüchen zu retten, sondern um auf dem besetzten Territorium Deutschland eine den Alliierten freie Hand gewährende rechtfreie Zone zu verschaffen.

Von den Großen Viermächten brauchte die Sowjetmacht am wenigsten – nie davor und schon gar nicht nach dem Großen Sieg! –, sich und ihre Willkür in Deutschland mit irgendwelchen juristischen Tricks zu rechtfertigen. Den zwei anderen Mächten, den Engländern des Vereinigten Königreichs und den durch ihre Provisorische Regierung der Französischen Republik vertretenen Franzosen, war jedes seine Rechtfertigung ebenso wenig benötigte Mittel noch seit der Versailler Hinrichtung Deutschlands im Jahre 1919 recht, Deutschland erneut hinzurichten. Nicht so der rechtsstaatlichen demokratischen Macht der US-Amerikaner!

Das war eine ausgezeichnete und beispiellose Leistung von amerikanischen

Rechtswissenschaftlern¹ die internationalen Gesetze sowie den Status Deutschlands so zu interpretieren und auszulegen, dass das deutsche Volk auf dem Territorium Deutschland zu einem Obdachlosen, ohne sein staatliches Dach über den Kopf, und Gesetzlosen, ohne irgendwelche das Volk und seine Interessen und Rechte schützende Gesetze, wurde und alles nach dem Kriegsende mit ihm Geschehene und bis heute noch Andauernde über sich ergehen lassen musste.

Es bleibe einstweilen dahingestellt, dass das meiste davon – natürlich! – zum Wohle desselben deutschen Volkes geschah, welches zunächst eindeutig umgeschult und demokratisiert werden musste, bevor dieses sein eigenes und souveränes Obdach erlangt und irgendwelche demokratischen, diese Souveränität schützenden Rechte bekommt.

Das internationale Gesetz untersagt nämlich ausdrücklich die Staatsordnung auf dem besetzten Territorium eines kriegführenden Staates zu ändern, das besetzte Territorium in neue Administrationsgebiete zu teilen sowie ein Teil des besetzten Territoriums zu einem anderen Staat zu transferieren, beziehungsweise das besetzte Territorium zum Vorteil von Nachbarn zu reduzieren! Also, all das und vieles mehr, was über das Nachkriegsschicksal der Deutschen noch in Teheran beschlossen, in Jalta bestätigt, in Potsdam deklariert und in Berlin durchgeführt wurde.

Das internationale noch im Jahre 1907 im Haag ausgehandelte Gesetz definiert und reglementiert damit den Status „kriegführender Besatzung“. So wurde noch im Jahre 1944 nach der Konferenz in Teheran den US-Rechtswissenschaftlern die Aufgabe von ihrer Regierung gestellt, die Rechtsgrundlagen für die bereits beschlossene Nachkriegsbehandlung Deutschlands unter der rechtskräftigen Umgehung des internationalen Rechtes zu verschaffen.

¹ Hans Kelsen „*The international legal status of Germany to be established immediately upon termination of the war*“ („*Der internationale, legale, unmittelbar nach der Beendigung des Krieges einzuführende Status Deutschlands*“). *The American Journal of International Law (AJIL)*, 1944, p. 689

Und dies noch vor der Eröffnung der Zweiten Front in Europa und vor dem noch lange nicht errungenen, wenn auch sich bereits andeutenden Sieg über Deutschland!

Die brillante Lösung-Erfindung der amerikanischen Wissenschaftler an der Universität von Kalifornien¹ bestand darin, dass der legale Status Deutschlands keineswegs als der Status der im Gesetz gemeinten „kriegführenden Besatzung“ anerkannt werden dürfe! Deutschland habe nämlich nach der bedingungslosen Kapitulation seiner Wehrmacht aufgehört als ein souveräner Staat zu existieren! Bereits in dieser Formulierung „*Wehrmacht*“, statt „*Deutschland*“ und zu diesem Zeitpunkt wurde Deutschland seine rechtliche Existenz als eines besiegten Staates verwehrt. Dies wurde auch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit begründet: Da keine legitime Regierung vorhanden sei, gäbe es keinen Staat namens „Deutschland“ mehr. Eine legitime Regierung sei nämlich eine fortdauernde und von der Besatzungsmacht – nicht vom Volke des Landes! – anerkannte Regierung.

Also, nachdem Deutschland mit seinem nazifizierten deutschen Volk die Bande von einem Haufen großer und kleiner Nazi-Führer endlich losgeworden war, hörte es auf der Stelle auf, als ein Staat und ein juristisches Subjekt zu existieren! Eine legitime Regierung, nämlich die von Oberadmiral Dönitz, war zwar vorhanden und von den Alliierten durch die Annahme der von dieser unterschriebenen bedingungslosen Kapitulation sogar anerkannt worden, wenn auch nur vorübergehend, aber nachdem diese von denselbigen abgeschafft und verhaftet wurde, sahen sich die Siegermächte selbstverständlich menschlich verpflichtet, die Sorgen um das staatlose deutsche Volk und um die Ordnung in dem nicht mehr existierenden Staate zu übernehmen.

Somit war der Status weg, die „kriegführende Besatzung“ dennoch rechtskräftig geblieben. Da wäre zwar noch etwas: Diese Besatzung setzt demselben

¹ Hans Kelsen „*The legal status of Germany according to the declaration of Berlin*“ („*Der legale Status Deutschlands entsprechend der Berliner Deklaration*“). *AJIL*, 1945, p. 518

internationalen Recht nach den fortdauernden Kriegszustand voraus. Sei der Zustand vorüber, seien die Besatzung nicht mehr legitim, das besetzte Territorium zurückzugeben, die Besatzungstruppen abzuziehen und die Kriegsgefangenen zu ihrer Rückkehr in ihre Heimat freizulassen.

Nichts leichter als das! Da brauchten Politiker nicht einmal ihre Wissenschaftler zu bitten, einen Aus- und Umweg zu finden. Der Krieg war zwar *de facto* vorbei, nachdem die Militärkräfte Deutschlands unfähig gemacht worden waren diesen weiterzuführen und kapituliert hatten. Der Kriegszustand mit dem nicht mehr existierenden Deutschland blieb dennoch *de jure* – aufgrund keines Friedenabkommens – noch lange bestehen. Dieser Zustand wurde sogar nach der endgültigen, offiziell anerkannten Zerstückelung Deutschlands im Jahre 1948 in der Bundesrepublik von Westalliierten bis zum Pariser Vertrag vom 5. Mai 1955 und von den Sowjets bis zum Moskauer Vertrag vom August 1970 beibehalten!¹

Dies sollte der erste den Deutschen von dem einzig demokratischen Rechtsstaat gegebene Unterricht in der Demokratiekunst und Rechtsstaatlichkeit sein. Diese rechtswissenschaftliche Methode wurde dann von den Demokratielehrern immer weiter entwickelt und wird heute bei den von diesen durch Kriege unternommenen territorialen und Regimeänderungen bereits weltweit erfolgreich unterrichtet.

Also, auch diese juristisch-politischen Übungen ergeben keinen Sinn und führen einen menschlichen Verstand keinen Schritt weiter. Beziehungsweise liegen dabei der Sinn und der Verstand woanders, wo sie nur Politiker oder Rechtswissenschaftler und kein logisch denkender Mensch finden können. Diese Feststellung allein hätte aber weder damals noch heute dem zerrissenen Gewissen der Deutschen helfen können. Besonders dann nicht, wenn viele andere auf

¹ „Deutsche Geschichte. Staat, Gesellschaft und Kultur – von Anfängen bis zur Wiedervereinigung“, Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh, 1990, S. 223-242 - „Die Ära Adenauer 1945-1963“

der Welt den Deutschen gegenüber kaum Gewissen zeigen, als ob das gewissenlose Nazi-Regime auch sie von ihrem Gewissen befreit hätte.

Die 1948 gegründete „souveräne“ Bundesrepublik Deutschland musste den von amerikanischen Wissenschaftlern so gut und begründet aberkannten Besatzungsstatus *de jure* noch bis zum Mai 1955 und *de facto* bis zum heute noch andauernden Abzug der alliierten Truppen und derer Stützpunkte hinnehmen. Mit der von den Westalliierten bei den Ministerpräsidenten der westdeutschen Länder verlangten – ja fast erpressten! – Gründung der BRD ging für Deutschland zwar die DDR verloren, wurde nun aber der Widerspruch der brillanten juristischen Lösung ebenfalls brillant gelöst. Die günstige Gültigkeit eines nicht mehr existierenden deutschen Staates machte ja jeweilige Ansprüche aller Genozidopfer auf ihre Entschädigung ungünstig ungültig. Durch diese Lösung wurde der dringend benötigte Rechtserbe des Dritten Reiches endlich erschaffen, welcher nun die festgelegten Kriegsschulden und die unbestimmten, aber nach jeder Aufforderung sofort zu zahlenden Geldentschädigungen an die Genozidopfer allein zahlen durfte.

Diesen Unterricht im Recht mit allen wissenschaftlich-politischen Erfindungen verstanden damals am besten die Sowjets, für welche dieser gar nicht gemeint worden war. Demzufolge mussten sich die kriegsgefangenen Deutschen gegen alle bisher geltenden und nun von Amerikanern abgeschafften internationalen Kriegsrechte und Gesetze noch zehn Jahre nach dem Kriegsende zwangsmäßig am Aufbau des Kommunismus in der UdSSR beteiligen. Währenddessen durften die deutschen Kolonisten Russlands bereits fünfzehn Jahre nach ihrer Verurteilung als Spionen und Diversanten des Nazi-Deutschlands in ihren Konzentrationslagern und Verbannungszoneen ebenfalls weiter verrecken.

Erst nach Verhandlungen zwischen den deutschen und sowjetischen politi-

schen Kollegen im Herbst 1955 in Moskau¹ und nur dank der historisch bekannten „Saufkraft“ des Kanzlers Adenauer und seiner Suite bei der ebenso bekannten ausgiebigen Abschiedsparty im Kreml erlangten die deutschen Kriegsgefangenen das Recht heimzukehren. Nebenbei wurden auch die den Repressalien und dem Genozid ausgesetzten deutschen Kolonistenfamilien den deutschen Kriegsgefangenen-Heimkehrern rechtmäßig gleichgestellt.

Das Letztere wurde allerdings nur von der Seite der Bundesrepublik wahrgenommen. Die Fünfkilometerzone und wöchentliche Meldepflicht wurden zwar von der Sowjetseite abgeschafft, die Einsperrung in die Hinter-Ural-Zone blieb aber weiter erhalten. So durften die wenigen Überlebenden aus diesen deutschen Kolonistenfamilien trotz des bei der Saufparty ausgehandelten Abkommens und im Unterschied zu den ebenso wenigen Überlebenden von den kriegsgefangenen Deutschen noch weitere zehn Jahre und nach dem Kriegsausbruch bereits fünf- undzwanzig Jahre weder nach Deutschland, um sich beim Herrn Kanzler wenigstens durch einen Handkuss bedanken zu können, noch in ihre früheren Koloniegebiete heimkehren.

Aber auch nach diesen Jahren und bis an den Perestrojkaausbruch wurde das ebenso in weiteren politischen Verträgen seit langem offiziell verankerte Recht von Deutschen in der UdSSR auf ihre Heimkehr nach Deutschland inoffiziell durch das Ausreisegenehmigungsverfahren so erschwert, dass selbst ein Versuch, dieses Recht in Anspruch zu nehmen, für einige Tausende besonders hartnäckiger Draufgänger vom KGB zu jahrelangen Abenteuern und zur Tortur gemacht wurde.

Dennoch dehnte sich schließlich die Einsperrzone des vierzehnjährigen Vaters von fünf Kilometer bis auf die Endlosigkeit des sowjetischen Reiches hin. An den Grenzen dieser Endlosigkeit war dann doch Schluss!

¹ „Die deutsche Geschichte“ (in vier Bänden). Archiv Verlag, Braunschweig, 2001, Band 4: 1945-2000, S. 546 .

*

*Sonstige Umstände aus der Bundesrepublik Deutschland
oder über die Bedeutung von Fragebogen*

Für die Ausreisesperre des Vaters sorgte zusätzlich noch ein „Umstand“, der auch sein späteres Berufsleben erschwerte, nämlich die Existenz seiner Tante in der feindlich-kapitalistischen Bundesrepublik Deutschland. Er hatte sie immer in verschiedenste Fragebogen bei der Frage „Verwandte im Ausland“ einzutragen.

Der russische Name „Anketten“ für diese Fragebogen macht ihre Zweckmäßigkeit ungewöhnlich deutlich, allerdings nur aus der Sicht der deutschen Sprache, welcher die in ihren Konzentrationslagern und in ihren sibirischen Zonen mächtig assimilierten Deutschen-Kolonisten immer weniger mächtig wurden.

Die unbekannt Tante war die älteste Schwester seines Vaters. Er hatte sie durch Internationales Rotes Kreuz ungefähr im Jahre 1959 wiedergefunden, nachdem sich Sowjetisches und Deutsches Rote Kreuze infolge desselben Treffens in Moskau im Herbst 1955 endlich zusammenzuarbeiten geeinigt hatten. Dieses Treffen sollte ja ursprünglich nur der Aufnahme von diplomatischen Beziehungen sowie solcher humanitären Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und der BRD dienen. Dadurch wurde es auf einmal möglich nach den vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Krieg vermissten Verwandten zu suchen und einige wenige am Leben gebliebene sogar zu finden.

Seitdem hatten der Vater und die Tante einen Briefwechsel so etwa einmal im Jahr. Seitdem trugen aber auch alle Söhne nach Ratschlag des Vaters diese Tante in ihre Anketten-Fragebogen ein, die sie hin und wieder hier und dort auszufüllen hatten. Der Ratschlag des Vaters bestand darin, dass es keinen Sinn mache, diesen Umstand zu verheimlichen. Der Vater meinte, dass der KGB sowieso Bescheid wisse und so eine Verheimlichung einen bei dieser argwöhnischen und ernstzunehmenden Behörde nur noch verdächtiger und die Sache somit noch schlimmer machen würde.

Es wäre schwer so gleich zu sagen, ob diese Eintragungen direkte Folgen be-

deutet hätten. Einer der älteren Brüder machte zum Beispiel am Ende seiner Hochschulausbildung durch seine guten Leistungen das Militär auf sich aufmerksam. Ihm wurde angeboten als Offizier-Bauingenieur beim Militär zu dienen.

Das Angebot wurde wie immer zu Hause mit dem Vater beraten. Der Vater kam nach langem hin und her zum Schluss, dass es sich lohnt das Angebot anzunehmen. Man bekomme bei der Armee immerhin die Vollverpflegung und noch ein für den sowjetischen Durchschnitt sehr respektables Gehalt obendrauf.

Die Entscheidung war gefallen. Der Sohn meldete sich zum angebotenen Militärdienst. Er musste dabei solch einen Fragebogen ausfüllen und sich einer medizinischen Untersuchung unterziehen lassen. Nach mehreren Monaten, während deren er seine Diplomarbeit fertigbrachte, kam von irgendwo oben aus Moskau die Entscheidung, dass der Bewerber aus gesundheitlichen Gründen für Militärdienst nicht geeignet sei.

Was die gesundheitlichen Probleme in der Familie betraf, pflegte der Vater mit etwas bitterem Humor immer zu sagen:

„Na ja, die Schwächsten unter uns waren schon längst noch in schweren Anfangsjahren der Kolonisierung von südrussischen Steppen ausgestorben. Diejenigen, die noch irgendwelche auch noch so kleine gesundheitliche Schwächen aufwiesen, kamen nach der Revolution während des Bürgerkriegs, durch Lenins und Stalins „Roten Terror“, während der Kollektivierung und der darauffolgenden Hungersnöte, durch die Deportation, durch mörderische Arbeit in der Trudarmee sowie auch im Krieg um. Die übriggebliebene Hälfte von deutschen Kolonisten darf wohl nicht einmal wissen, wo das Herz oder die Leber, oder die Nieren, oder sonst noch etwas in ihrem Inneren liegen. Sie können nun nur noch an einem Kopfschlag mit einer Brechstange frühzeitig sterben.“

Damit meinte der Vater nicht nur seine Familie, sondern auch alle Familien der deutschen Kolonisten in Russland und dies nicht zu Unrecht. In seiner Fami-

lie bewahrheitete es sich allemal. Der aus gesundheitlichen Gründen abgewiesene Bewerber besaß eine prächtige, 185 cm große und 85 kg schwere Statur. Er wurde im Februar 1944 im Dritten Reich geboren, als die Pferdezüge mit deutschen Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Kolonien in Südrussland unterwegs nach Mutterland Deutschland waren. Die Flucht endete 1945 in einer sibirischen Sondersiedlung, wohin die Rote Armee seine Mutter mit ihm und noch zwei älteren Kindern nebst der anderen deutschen, ebenfalls aus frommen Kindern, Frauen und manchen Alten bestehenden Kolonistenfamilien verschleppt und einsperrte.

In Sibirien wurde er, von den anderen unbemerkt, mangels Vitamine von Rachitis angegriffen und dadurch für einige Jahre in seinem Wachstum zurückgeblieben, holte aber diesen Rückstand mit neunzehn Jahren auf, aber hatte danach ziemliche O-Beine. Einmal erkrankten er und sein älterer Bruder an Trachom, einer Augeninfektion, aber auch dieses ging letztendlich spurlos vorbei und seine erste Lesebrille setzte er erst nach seinem fünfzigjährigen Jubiläum auf. Wie dem auch sei, die Befunde einer medizinischen Kommission wurden vom KGB in Moskau nach einer mehrmonatigen „Schwerstarbeit“ als negativ gewertet.

Etwas ähnliches passierte auch seinem jüngeren, in Sibirien geborenen Bruder. Er wollte aus den vom Vater bereits vorgetragenen Gründen an einer Militärhochschule studieren und reichte nach dem Abschluss der Mittelschule seine Bewerbungsunterlagen für die bevorstehenden Aufnahmeprüfungen dort ein. Er hatte ebenfalls einen Fragebogen auszufüllen und wurde ebenfalls einer medizinischen Untersuchung durch eine Ärztekommision unterzogen, die sich über seine Gesundheit nur wunderte.

Nach dem gleichen Verfahren in Moskau wurde auch er als „zum Militärdienst gesundheitlich untauglich“ gefunden. Dennoch hinderte es zwei Jahre später keineswegs seine Einberufung zum Pflichtwehrdienst in den Panzerwaffen der Sowjetischen Armee. Dies hat auch seine nun doch zivile, schließlich

zum Historiker ausgewichene Hochschulausbildung auf weitere Jahre verschoben.

Der jüngste von allen Söhnen – der Kleine, der sechs Jahre nach dem Kriegsende beziehungsweise kurz vor dem Friedensabkommen und Beendigung des Kriegszustandes zwischen Westalliierten und Westdeutschland in dieser sibirischen Siedlung geboren worden war, wollte trotz aller Verlockungen nichts mehr mit dem Militär zu tun haben. Umso mehr, dass auch er O-Beine hatte und obendrein sein rechtes Auge in „kriegerischen“ Auseinandersetzungen mit russischen Nachbarskindern verloren hatte, als er noch elf Jahre jung war.

Diese „augenberaubenden“ Auseinandersetzungen zwischen den deutschen und russischen Kindern der Sondersiedlung fanden meistens nach einem der in der UdSSR so beliebten Kriegsfilme statt. Die Kriegsfilme über die deutschen „Schlechten“ und die russischen „Guten“ wurden fast tagtäglich den diese Sondersiedlung besiedelten deutschen und russischen Zuschauern in einer Kinobaracke vorgeführt. In diesen Kriegsfilmen wurden die Deutschen standardmäßig immer als blöd, feige und etwas pervers dargestellt. Die Russen dagegen waren sehr schlau, mutig und heldenhaft.

Diese Propaganda war so primitiv, dass die Frage sogar bei vielen Russen aufkam, wie sie auch heute noch aufkommt: Wer war eigentlich der Blödere, wenn uns diese Blöden durch ihren Blitzvorstoß bis an die Wolga überrascht, sowie auch viele Sonstige in Bedrängnis gebracht hatten? Die Sonstigen wie Engländer, welche sich bis heute noch in ihrer propagandistischen Kriegsfilmkunst nicht weit weg von den sowjetischen Darstellungen entwickelten.

Ohne eine Antwort auf diese Frage in der Kinobaracke gefunden zu haben, suchten eher russische Kinder in solchen nach den Filmvorführungen stattfindenden Auseinandersetzungen mit deutschen Kindern nach einer Antwort.

Der Kleine wollte Physik studieren und holte die auch dafür notwendige medizinische Bescheinigung bei der ihn gut kennenden Dorfmedizinerin, ohne sich

den verheerenden Moskauer Auswertungen auszusetzen. Die Probleme durch die Tante aus Deutschland bekam er erst später zu spüren, als er nach dem Studienabschluss als junger Wissenschaftler bei einem Forschungsinstitut anfangen sollte. Dort kam dieser heimtückische Fragebogen doch hervor.

Die Auswertungsbehörden wussten am Ende der Sechzigern nach Chruschtschows politischem Tauwetter und nach Breschnews indifferentem Anlauf seiner in Korridoren des Kremls erputschten Machtausübung nicht mehr so richtig, wie es überhaupt zu diesem Abschluss kommen konnte und was sie jetzt tun sollen.

Schließlich erteilten sie ihm die niedrigste mögliche Zulassungsstufe. Er durfte damit die Eingangswache im Institut passieren und sein Labor betreten. Das war aber auch schon alles. Er durfte an keinem der mit einem Sonderzeichen als geheim bezeichneten Themen und an keinem der durch verschiedenste, auch „zivile“ Ministerien ausgesprochen gut finanzierten Rüstungsprojekte arbeiten sowie keins der mit einem ähnlichen Geheimnisvermerk markierten Dokumente und Schriftstücke anfassen. Bei der in diesem Lande herrschenden Rechtslage, wo es sehr leicht war diesen Vermerk für jedes beliebige Projekt zu bekommen, waren es recht wenige „nicht vermerkte“ Themen und Projekte.

Die Auslandsreisen sogar in die brüderlichen Länder aus dem Ostblock waren für den Kleinen nach wie vor sowohl beruflich als auch privat undenkbar. Das kümmerte ihn nach der Erlaubnis vom Jahre 1956 die Fünfkilometergrenze seiner Sondersiedlung zu überschreiten eigentlich wenig – das Gefängnisreich war ja lang und breit genug.

*

*Das Wirtschaftswunder oder darüber, was eine Hose bzw.
die Verbindung zu kapitalistischem deutschem Mutterland kostet*

Diese durch die deutsche Nationalität ohnehin vorhandenen und durch die Existenz der Tante in der Bundesrepublik Deutschland noch verschärften Unannehmlichkeiten wurden jedoch von derselbigen Tante gelindert und entschädigt.

Sie schickte der Familie nach Sibirien ab und zu – ungefähr einmal in ein paar Jahren – aus ihrem zu damaliger Zeit bereits zustande gekommenen Wirtschaftswunderland seltene und für die sowjetisch-sibirischen Dorfverhältnisse nun wirklich exotische und „wundersame“ Pakete.

In diesen Paketen gab es einmal eine kleine, entzückende „Nescafe“-Dose, die dann mehrere Jahre ungeöffnet einen Glasschrank der Familie schmückte, weil sie so märchenhaft schön aussah, dass alles andere in der kleinen und bescheidenen Wohnung im Vergleich zu dieser Dose einfach verblasste.

Manche Schokoladentafeln, die nicht weniger schön aussahen, wurden jedoch, wenn auch nicht sofort auf der Stelle, sondern im Laufe der Zeit, von der siebenköpfigen Familie unaufhaltsam vernascht.

Der Rest von Paketen bestand für gewöhnlich aus einigen Kleidungsstücken, die auf eine unerklärliche Weise immer ein paar Nummern größer waren als die Größe des Größten in der Familie, des Vaters mit seiner immer noch bleibenden Waffen-SS-Soldaten-Gestalt. Ihm half angesichts der Hosenbreite auch die Tatsache nicht, dass er mittlerweile ein Altersbäuchlein aufwies. So mussten die meisten dieser Sachen ebenfalls als entzückende Raritäten die Schränke der Familie schmücken.

Eine Hose von solcher Größe erwarb einst vom Vater der Kleine, als er noch Physik an der Uni studierte. Er sollte die Hose für sich ändern lassen. Als der Auftrag, für den er ein Drittel seines spärlichen Stipendiums opfern musste, erfüllt wurde, war die Hose nunmehr sogar für seine magere Figur mindestens zwei Nummern zu klein. Vielleicht war der Stoff für den Schneider so verlockend schön und seine Menge ausreichend, um daraus zwei Hosen zu kreieren und damit ein gutes Geschäft zu machen, dachte damals diesbezüglich der Kleine. Dies blieb jedoch bis heute unbewiesen, um es zu behaupten, aber aus der Sache mit der importierten Hose wurde doch nichts außer Verlusten.

Diese tragikomische Hosengeschichte unterstreicht nur, dass die Familie

durch die Verbindung mit dem fremd-kapitalistischen deutschen Mutterland doch mehr Leid als Freud ertragen musste.

*

*Vorzüge der Perestrojka oder darüber,
wie man zwecks Familienzusammenführung zu seiner Tante abhauen kann*

Aber die Gunst der Zeit kam! Nachdem der Kleine – jetzt selbst der Vater von zwei Töchtern – nach vier Jahren Perestrojka die Einladung bei seiner Tante erbeten und von ihr auch erhalten hatte, ging er zur OVIR, so eine Art „Abteilung des Einwohnermeldeamtes für Visum-Erteilungen und Ausreisegenehmigungen“ bei der sowjetischen Miliz, und fragte dort sehr höflich und vorsichtig nach:

„Entschuldigen Sie bitte meine abstrakte Frage?“

„Ja, bitte.“

„Dürfte man mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland zu einer Tante für immer ausreisen?“

Die Antwort war zwar ungewöhnlich freundlich, aber nicht zufriedenstellend:

„Nein! Man darf nur zu seinen Verwandten ersten Grades wie Eltern oder Geschwister ausreisen, zu denen eine Tante nicht zählt.“

„Dürfte man wenigstens auf Besuch zu seiner Tante fahren?“ – war die nächste, in Bezug auf seinen geheimen Fluchtplan sehr schlaue Frage des Vaters. Diesen Plan hat er jedoch durch die vorige im Klartext gestellte Frage der mit dem KGB eng zusammenarbeitenden OVIR gerade eben preisgegeben.

„Oh ja! Das dürfen Sie jetzt auf jeden Fall!“ – reagierte nun im Klartext die für die OVIR-Verhältnisse typisch schlaue, aber etwas untypisch zu nette Dame, die auf ihr Amt und auf sich selbst bei dieser Antwort endlich sehr stolz zu sein schien.

„Auch mit meiner Frau und meinen Töchtern? – entlarvte sich daraufhin der

Vater ebenfalls.

„Warum denn nicht?“ – war ihre lakonische und optimistische Antwort.

Durch diese Antwort und dank der Perestrojka lag Vaters Vorhaben, nach Deutschland abzuhausen, nichts mehr im Wege. Er durfte seinen und den der Mutter Reisepässe zusammen mit Ausreisegenehmigungen bei der netten OVIR-Dame gleich beantragen und diese auch sogar kurzfristig erhalten.

Dabei wurden jedoch die Töchter getrennt in die Reisepässe der Eltern eingetragen: die kleinere zum Vater, die größere zur Mutter.

„Dies haben sie extra so gemacht,“ – behauptete danach immer die Mutter – „damit es erschwert bleibt uns voneinander zu trennen, sodass nur ein Teil der Familie zurückkehrt.“

Ob sie recht hatte, blieb ebenfalls unbewiesen und ungewiss, da die Einheit der Familie bei allen Entscheidungen und in allen späteren Situationen nie von den Eltern in Frage gestellt wurde. Der Vater schaffte es immer dazu eine alternative Lösung zu finden und ließ sich dabei von keinem unter Druck setzen und erpressen.

Nach dem Erfolg bei OVIR bestellte der Vater die Fahrkarten mit Platzreservierungen für vier Personen im Zug „Moskau-Aachen“ bis nach Duisburg. Er schickte auch ein Telegramm an die Tante mit der Ankunftszeit dieses Zuges in Duisburg. Nun musste er nach Moskau fahren, um das Einreisevisum bei der BRD-Botschaft zu ersuchen und die BRD-Währung bei der einzigen dazu berechtigten sowjetischen Zentralstaatsbank in Moskau zu erwerben.

*

*„Die Schlangenkunst“ oder darüber,
was Geld kostet und wie man zu rauchen aufhört*

Das Einreisevisum zu ersuchen und die Währung zu erwerben, war es leichter gesagt als getan! Die BRD-Botschaft wurde von einer unübersichtlichen Menschenschlange umwickelt. Aber man wuchs – Gott sei Dank! – mit solchen

Warteschlangen an jeder Stelle in der UdSSR auf und zusammen und wusste mit denen fachmännisch umzugehen.

Es bildeten sich Selbsthilfegruppen, die eine Liste von Visumwilligen aufstellten. Jeder bekam seine laufende und nur für einen Tag aktuelle Nummer auf der Liste. Alle auf der Liste wurden jeden Morgen, bevor die Botschaft aufmachte, namentlich aufgerufen und bekamen nach der Bestätigung ihrer Anwesenheit eine neue Nummer für diesen neuen Tag.

Die aktualisierte Nummer war auf die Anzahl von den gestern Durchgekommenen kleiner. Falls sich keiner nach einem dreimaligen Aufruf meldete, galten seine Nummer und somit sein Platz in der Warteschlange als verloren, was die neuerhaltenen Nummern von den Übriggebliebenen noch einmal reduzierte.

So konnte man gleich am ersten Tag ungefähr ausrechnen, wie viele Tage es überhaupt dauern sollte, bis man an der Reihe wäre. Jeden Tag wurden auch diejenigen aus der Selbsthilfegruppe, die bereits durchgekommen waren, durch die am Ende der erneuten Liste stehenden Neuankömmlinge ersetzt, sodass dieses Prozedere – genauso wie die Warteschlange selbst – kein Ende fand.

Das Prozedere war sehr günstig, weil es allen die Möglichkeit bot, sich für ein paar Stunden freizumachen und woanders auf eine andere Schlangenliste eintragen zu lassen. Am selben Tag stellte sich der Vater auf die gleiche Weise an die kaum kürzere Warteschlange vor der in ganzem Lande einzigen Zentralstaatsbank mitten in Moskau an, welche fremde Währung für Rubel verkaufte. Die gleichgemachte Berechnung aus den erhaltenen Listennummern und der Schlangengeschwindigkeiten ergab für den Vater ungefähr eine Woche in jeder Warteschlange, aber die Wochen in parallel laufenden Schlangen waren zum Glück nicht zu addieren.

Der Ball wurde also eingeworfen und die Sache ins Rollen gebracht! Dies alles gehörte zum Spiel, welches der Verwirklichung Vaters Idee diente. Die auf seine Familie jenseits wartenden Probleme waren noch ganz fern, unbekannt und

angesichts der scheinbaren Unüberwindlichkeit von hiesigen Problemen vorübergehend nicht von der höchsten Priorität. – Wer die häuslichen Hürden zu überwinden schafft, darf schon optimistisch werden und nicht mehr aufgeben.

Mit der Währung bedeutete es letztendlich, eine Menge Rubel entsprechend dem vom Staat ausgedachten Wechselkurs gegen eine erlaubte und begrenzte Menge von Deutschen Mark umzutauschen.

Hier ließ sich nun eine der mehreren für den Vater negativen Seiten der Perestrojka spüren, die ihn jetzt wieder direkt traf. Der sowjetische Rubel, der einen eisen festgelegten Wechselkurs gegenüber jeder ausländischen Währung in allen Zeiten gehabt hatte, auch wenn der Wechselkurs nur in Grenzen des Ostblocks galt, bekam plötzlich eine offizielle, mehr als zehnfache Abwertung. Ab nun musste man für eine Deutsche Mark glatte vier Rubel statt früherer dreißig Kopeken entrichten.

Dieses Ereignis erwischte den Vater kalt, als er sich bereits seit zwei Tagen hatte auf die Warteschlangenliste vor der Zentralstaatsbank eintragen lassen. Es bedeutete jetzt, dass er gar nicht genug Geld bei sich hatte, um den ganzen maximal erlaubten Betrag von eintausend DM zu kaufen.

Wie es oft bei globalen Vorhaben so vorkommt, schien es plötzlich auch dem Vater sehr wichtig, diese maximal erlaubte Summe von DM zu erwerben und nach Deutschland mitzunehmen. Damit waren für ihn gewisse Unabhängigkeit und Freiheit bei ihren ersten Schritten in Deutschland verbunden.

Wie bescheiden diese Summe für die Unabhängigkeit und Freiheit in Deutschland war, konnte er zum Glück in seiner Naivität und damaligen Ungewissheit noch nicht ahnen und verstand es erst später, als er seine erste Schachtel Zigaretten in Deutschland kaufte.

Die als ein Freiheitsgarant erworbene Summe reichte gerade mal für zweihundert Zigaretenschachtel, die wiederum nur hundert Rubel zu Hause gekostet hätten. So gesehen sollte er eigentlich für seinen einen Rubel ganze 10 DM von

der Zentralstaatsbank erhalten und eine Endsumme von 40 000 DM! Andersherum hätten dann seine für die Währung ausgelegten 4000 Rubel nur noch hundert Rubel gekostet. Der Vater wurde damals von solchen Umrechnungen fast verrückt, vergaß für immer den Rubel und hörte auf – leider nicht für immer – zu rauchen.

*

*Naivität als die Basis zum Wagemut
oder darüber, wie man den richtigen Weg in einem Irrenhaus findet*

Derartiger Naivität hat man aber eine Menge zu verdanken. Dies galt besonders bei der vom Vater propagierten und praktizierten „Einwurf-Entscheidungsmethode“:

„Die Naivität beflügelt uns und führt uns aus Situationen heraus, in denen wir von hartem Pragmatismus und nacktem Realismus festgenagelt und lahm gehalten werden!“ – rechtfertigte er sich, wenn er seiner Naivität – seitens seiner Töchter vor allem – bezichtigt wurde.

Ein Prinzip galt außerdem schon immer für den Vater:

„Der ausgewählte Weg führt mit Sicherheit zum gewünschten Ziel nur dann, wenn man sich auf diesem Wege ständig mit Entscheidungen und Problemlösungen beschäftigen muss. Ein geschmierter Weg ohne Hindernisse kann nur in eine Falle oder direkt in die Hölle führen!“

Kurzum: „Je steiniger der Weg ist, umso richtiger ist er!“

Beim Vater führte dieses Prinzip hauptsächlich zu einem: Er wurde immer – trotz seines Prioritätenverstands – mit allerlei ernsthaften Problemen konfrontiert. Gerechtigkeitshalber muss man dazu sagen, dass er nach diesen Problemen nicht unbedingt suchte, – sie suchten ihn mit solchen Prinzipien und auf seinen steinigen Wegen schon von alleine auf.

Dabei wusste er im Voraus den „richtigen“ Weg nie, wie es auch seine der Mutter gegenüber ausgesprochenen Zweifel in Sachen der „richtigen“ Töchter-

erziehung gezeigt hatten, denn es käme immer wieder auf die Definition der Richtigkeit an. Für den Vater war alles richtig, was sein seelisches Gleichgewicht oder seinen Frieden mit sich selbst bewahrte. Dies waren Dinge, die seiner Ethik und seinen Prinzipien entsprachen. Sie bestimmten sein Verhalten und seine steinigen Wege. Der Weg – oder viel mehr die Art den Weg zu gehen – war für den Vater das Ziel. Das Ziel an sich hätte bei ihm dann auch zweitrangig bleiben können.

Auf diesen Wegen war er mit seiner sehr abstrakten Definition von Richtigkeit wiederum ein ziemlicher Alleingänger, da Ethik und Prinzipien in der kommunistischen Gesellschaft von Beginn an abgeschafft worden waren und nur als eine kleine gängige Tauschware verblieben. Schließlich kam er zu der Überzeugung, dass es einen gesellschaftlich gemeinsamen „richtigen“ Weg in dem „Sowjetirrenhaus“ – seine verbitterte Bezeichnung seines sowjetischen „Zuhauses“ – gar nicht gäbe.

Diese Feststellung änderte sein Verhalten aber auch nicht:

„Mit dem Prinzip, steinige und nicht schlüpfrige Wege zu wählen und zu gehen, versuche ich meine Art zu bewahren, in diesem Irrenhaus noch aufrichtig zu leben“ – gab sich der Vater erhaben, wenn irgendjemand ihn für so ein Verhalten zu kritisieren oder gar auszulachen versuchte.

So stand es auch diesmal für den Vater fest, die viertausend Rubel – der Unabhängigkeit und der Freiheit wegen – auf der Stelle zusammenzutreiben. Zum Glück hatte er in Moskau einen alten Kollegen und Freund, der auch eine wichtige Rolle in der Ausreisegeschichte gespielt hatte.

*

*Moskau und Moskauer oder über
auserwählte Städte, Völker und Menschen*

Der Freund hieß Valerij, war ungefähr zehn Jahre älter als der Vater, lebte in Moskau und arbeitete in einem zentralen Forschungsinstitut auf dem gleichen Fachgebiet. Aus diesem Grunde entschloss sich der Vater, der noch an der Aspirantur war und für seine Doktorarbeit forschte, zu ihm nach Moskau zu fahren, um Valerij's viel breitere experimentelle Möglichkeiten für seine Forschungszwecke zu benutzen. Valerij war damals noch kein echter Freund, nur sein Kollege eben, den er an einigen Konferenzen traf und ihn und seine Arbeit daher kannte. Der Vater wollte mit ihm auch über eigene Doktorarbeit diskutieren. Eigene Doktorarbeit noch vor der Promotion nach Moskau präsentieren zu fahren, gehörte es zu allgemein geltenden Gepflogenheiten – ohne Moskau ging ja gar nichts.

Die Moskauer waren dadurch verwöhnt und hatten sich daran gewöhnt. Es entwickelte sich dadurch bei ihnen seit historischer Zeit so eine Überheblichkeit, welche sich bei den alten Römern zu ihrer Zeit den anderen, von ihnen als Barbaren bezeichneten Völkern gegenüber in ihrem unendlichen Reich auch entwickelt hatte und durch welche schließlich das Römische Reich zugrunde gegangen war. In etlichen späteren poströmischen Reichen pflegten dann die germanischen Barbaren selbst dieselbe Überheblichkeit den anderen Barbarenarten außerhalb und sogar innerhalb ihrer Reiche gegenüber. Diese trotz der dahinter steckenden Eitelkeit törichte Eigenschaft ist aber selbstverständlich für alle auserwählten oder sich zu auserwählten erklärten Völker, Religionsgemeinschaften, kleineren Menschengruppen oder sogar einzelnen Personen.

Aus Moskau kam das Geld an die anderen in der Peripherie, durch die Moskauer Forschungsinstitute und ihre Mitarbeiter – meistens in großen, aber auch in kleineren führenden Positionen – verteilt. Die Forschungsaufträge wurden durch Verträge an die Peripherieinstitute weitergeleitet und von Moskauer Instituten mit staatlichen Geldern bezahlt.

Die in Berichte verfassten Forschungsergebnisse gingen nach Moskau zurück. Dort wurden diese von einem oder von mehreren Auftragsgebern zu ihren Doktorarbeiten umgestaltet. Dafür durfte man mit einigen guten Referenzen aus Moskau für eigene Peripherie-Doktorarbeiten rechnen. Diese Referenzen kamen bei der Höchsten Attestierungskommission – ebenfalls in Moskau – sehr gut an und begünstigten das Genehmigen des erlangten akademischen Grades nach der Promotion zu Hause sowie das Erteilen des entsprechenden Diploms durch diese zentrale Kommission.

Valerij kam nach Moskau aus einem sibirischen Dorf aus den einfachsten Verhältnissen, von seiner verwitweten Mutter erzogen – sein Vater war im Krieg auf der Sowjetseite gefallen. Er studierte, heiratete eine Moskauerin, hatte mit ihr zwei Töchter, arbeitete und promovierte mit der Zeit, wie es sich also gehört.

Seine Frau als eine waschechte, eingeborene Moskauerin pflegte immer zu sagen:

„Wir hätten ein noch besseres und noch mehr wohlhabendes Leben in Moskau, wenn es nicht diese Kolchosnicke aus den umliegenden Dörfern und Gebieten mit ihren Hamstereinkäufen gäbe. Sie kommen täglich in Tausenden nach Moskau und plündern unsere Fleischtheken!“.

Diese allen bekannten „Wurstzüge“ aus Moskau dienten einem kleinen Ausgleich in sowjetischem Verteilungssystem. Dieses war an der Stelle besonders ungerecht und schien eine einigermaßen gerechtere Verteilung solchen „Wurstzügen“ zu überlassen. Das ganze Sowjetsimperium wurde von der Regierung in Moskau ausgeplündert und musste an Moskau die Zeche zahlen. Alle Produkte wurden von Moskau aus durch das Riesenland verteilt, wobei das Meiste in Moskau, Kiew, Charkow und Leningrad blieb, die zu kommunistischen Städten erklärt worden waren. Sie sollten den Ausländern den sowjetischen „Wohlstand“ präsentieren, während die anderen, von ausländischen Gästen abgeschirmt, unter sich aushungern durften.

Valerij's Gemahlin war in ihrer Moskauer Überheblichkeit offensichtlich überzeugt, dass das ihr von Kolchosnicken geraubte Fleisch auf Bäumen in Moskauer Hinterhöfen wächst und nur die Moskauer dementsprechend das Recht darauf behalten, dieses zu fressen. In zwanzig Jahren unter einem Dach mit dieser Frau blieb auch Valerij diese Überheblichkeit nicht gänzlich erspart.

In einem war er jedoch anders. Er forschte selbst für seine Veröffentlichungen und für seine Doktorarbeit. Er war übrigens auch weder in größeren noch in kleineren führenden Position. Er forschte viel und erfolgreich: Seine Veröffentlichungen waren bekannt und seine Meinung wurde unter Kollegen geschätzt.

Der Vater entschied sich also damals, zu ihm zu fahren, ihm die Doktorarbeit zu präsentieren, über die in der Arbeit noch nicht geklärten Probleme zu diskutieren, zu deren Lösung der Vater einige faszinierende Ideen zu haben meinte. Diese Ideen sollten unbedingt Valerij's Interesse erwecken und ihn zu einer Zusammenarbeit mit dem Vater motivieren. Umso mehr, dass einige Problemlösungen auf die bei Valerij in Moskau vorhandene experimentelle Ausrüstung angewiesen waren.

Dies war wieder mal eine der Vaters typischen naiven Vorstellungen, bei denen er nichts von der fremden, die Realität abbildenden Erfahrungen wissen wollte. In dieser erfahrungsbelegten Realität ging es schon in Ordnung die Arbeit in Moskau zu präsentieren. Zu diskutieren war es bereits weniger in Ordnung, aber an eigenen Problemen und Ideen mit den Moskauern zusammenzuarbeiten galt es so gut wie ganz undenkbar.

Der Vater meinte aber eigenwillig und eigenlogisch, dass die Wissenschaft von Natur aus demokratisch sei und alle ihre Diener gleich seien, dass es gerade hier keine „meinen“ oder „deinen“ Probleme gäbe und jede Diskussion unter den Gleichen über die in einer Zusammenarbeit zu lösenden Probleme nur der Objektivität von wissenschaftlichen Erkenntnissen und somit dem Fortschritt der Wissenschaft und nicht einem einzelnen Wissenschaftler diene. Vorausgesetzt

natürlich, dass eine zugrunde gelegte Idee alle Beteiligten fasziniert und zur Zusammenarbeit motiviert.

So war für den Vater nur das wahr, was logisch war. Und dies in einem „Irrenhaus“, dessen Funktionäre so eine Furcht vor jeglicher Logik und Objektivität wie der Teufel vor dem Weihrauch hatten.

*

*Die Rolle vom Bier im gesellschaftlichen Leben
oder über den Freund Valerij und die Schwierigkeitsromantik*

Der Vater fuhr hin. Es war Spätfrühling. In Moskau blühte bereits alles. Fast jeden Tag, einen Monat lang, stürmte und belagerte der Vater diese Überheblichkeitsfestung, indem er sich immer wieder meldete, Termine vereinbarte, ins Institut ging und dort, mit eigenen Sachen beschäftigt, Tage verbrachte, ohne ein kleinstes Versprechen oder eine Zusage zu der gewünschten Zusammenarbeit zu erlangen.

Eines mittlerweile heißen Sommerabends saßen die beiden im Institut: der Vater mit fester Entschlossenheit hier bis zum bitteren Ende zu gehen und Valerij mit dem verzweifelten Gesicht eines Verurteilten, der gerade begriffen hat, dass es kein Entkommen gibt. Alle anderen Mitarbeiter waren schon längst fort.

„Magst du Bier?“ – fragte, plötzlich duzend, Valerij – „Wir könnten in einen Biergarten gehen und dort alles besprechen. Ich habe Durst!“ – fast stöhnte er zum Schluss.

„Mein Gott!“ – dachte der Vater – „Endlich habe ich es! Auf diesem vertrauten Terrain, wo sich zwei Männer beim Biertrinken unterhalten, können wir nur gleichstehen und alle albernen Irrtümer vergessen!“ – und antwortete:

„Natürlich mag ich Bier! Und ich habe verdammt Durst auch. Nur kenne ich keinen Biergarten in der Nähe. Wenn Sie die Führung übernehmen, können wir gleich losgehen.“ – er fand es angebracht zunächst bei „Sie“ zu bleiben.

Gesagt, getan! Sie waren schon in fünf Minuten draußen und marschierten

durch Moskauer alte, enge Gassen, ihr ab nun gemeinsames und sie so überraschend vereinigt Ziel verfolgend. Die Masken fielen! Es gingen miteinander zwei normale Männer mit ihren unterschiedlichen und dadurch einander so interessanten Lebenserfahrungen, über welche sie gleich zu sprechen begannen.

Es gab keine Kollegen mehr – einen jüngeren und einen älteren, die zueinander in einem subordinären Abstand in ihren Titeln und Positionen standen und einander mit ihrem wissenschaftlichen Gequatsche quälten. Die falschen Lanzen, mit denen sie einander geradezu bekämpften, wurden abgelegt. Die Bierhenkel und Männergespräche wurden zu der Erfolgswaffe, welche sie zum gegenseitigen Verständnis und schließlich zur Freundschaft führte.

Nach einem kurzen Marsch fanden sie ihre „*Fata Morgana*“¹, den angesagten und, wie es schien, für Valerij gut bekannten Biergarten. Sie tranken kaltes, erfrischendes Bier in der warmen Luft des sommerlichen Abends in der allmählich untergehenden Sonne und kauten dazu gesalzenen luftgetrockneten Fisch, den man vorher mühsam und dreckig ausnehmen und häuten musste. Schon längst wurden persönliche Fragen vom Typ „Wer ist was?“ geklärt, und das Gespräch floss zwanglos wie das Bier über dies und jenes, was einem gerade einfiel.

Valerij trug zum Thema „Fisch“ vor, dass er manchmal im Sommer mit seinen Kumpeln nach Astrachan fährt und dort unten an der Wolga fischt:

„Den da kannst du vergessen.“ – meinte er fachmännisch zu ihrem Fisch, den sie unterwegs in einem Laden gekauft hatten und jetzt zum Bier vernaschten – „Was wir dort unten fangen und essen, das ist Fisch!“

„Ich bin zwar kein Fischer,“ – entgegnete der Vater – „aber was ich im Norden Sibiriens für Fisch gegessen habe, von Einheimischen gefangen und vorbereitet, solltest du mal probieren!“

Inzwischen fielen die letzten Schranken und sie duzten sich selig gegenseitig.

¹Traumbild – zum Beispiel von einer Oase mit einer Wasserquelle, welche durstigen Wanderern in der Wüste durch Luftspiegelung vorgetäuscht wird

„Was hattest du im Norden zu suchen?“ – interessierte es plötzlich Valerij.

„Ach, nur so. Ich fahre jeden Sommer noch seit meiner Studentenzeit mit meiner Brigade hin, um Geld zu verdienen, das ich im Winter brauche, um mich mit der Wissenschaft beschäftigen zu können. Meine wissenschaftliche Beschäftigung betrachte ich demzufolge als mein Hobby. Du weißt ja, dass wir von unseren Gehältern in unserer Branche kaum satt leben können.“

„Allerdings!“ – gab Valerij gerne zu.

„Wir bauen dort in den bis zu zwei Monate langen Ferien bei einer manchmal sechszehnstündigen Tagesarbeit ohne Wochenenden alles, was es dort zu bauen gibt, kassieren das Geld und hauen dann als ziemlich reiche Männer wieder ab.“

„Ich hätte es gerne mal mitgemacht!“ – meinte Valerij überraschend.

„Hast du eine Ahnung, wovon du redest...“ – dachte der Vater skeptisch, Valerij's kleine und schwächliche Figur kritisch betrachtend.

Diese sogenannten Kalyme im Norden waren für den Vater eine heilige, nicht jedermanns Sache. Dort war sinnetwegen das einzig echte Leben im sowjetischen Irrenhaus. Dort brauchte man nicht nur die Muskelkraft, sondern und sogar vor allem das höchste Durchhaltevermögen. Dort war man Bedingungen ausgesetzt, die sich kein normaler Mensch in der Stadt und schon gar nicht so ein Wissenschaftler aus Moskau vorstellen könnte.

„Soll doch romantisch sein.“ – verbohrte sich inzwischen Valerij weiter in seine Idee.

„Na ja, Romantik ist eigentlich nicht unser Ziel dabei. Aber wenn du meinst, soll es so sein. In der alles verbrennenden sibirischen Sonne des kurzen Nordhochsommers tags und manchmal nachts über, in den weißen Nächten vergisst man die Zeit, von allen möglichen Mücken-, Fliegen- und Moskitoarten angestochen und angefressen, die schwerste Arbeit ohne jegliche großartige Mechanismen und ohne jegliche Arbeitssicherheit aus- und durchzuhalten, ist es schon

irgendwie romantisch.“

„Mensch, auch noch weiße Nächte! Und dies alles unter Kumpeln...“ – ließ sich Valerij durch die von dem Vater ausgemalten Arbeitsbrutalitäten und seine Ironie nicht abschrecken.

„Ja, unter Kumpeln, es stimmt schon. Jeder von uns ist in der Brigade sowie in seiner Arbeit als auch im Ganzen auf einander angewiesen. Alle ziehen an einem Strang! Wenn einer faulenzet oder aufgibt, müssen das Seine die anderen leisten. Das ganze Unternehmen mit dem abschließenden Erfolg darf gar nicht in Frage gestellt werden, weil das richtige und volle Geld mit allen Prämien nur bei der im Akkordvertrag vorgesehenen Fertigstellung eines Bauobjektes gewährleistet ist.“

„Das ist ja wie Seilschaften bei den Bergsteigern, die sich als der Inbegriff der Zuverlässigkeit und Männerfreundschaft in ihren Liedern rühmen und dadurch beneiden lassen.“

„War noch nie in Bergen.“ – merkte dazu der Vater trocken an – „Hatte auch nie Geld dafür und finde es auch blöd, nach Schwierigkeiten und schweren Belastungen künstlich zu suchen, die man auch noch selbst bezahlen muss. Von Insidern gehört es allerdings, dass manche Seile von diesen Kumpeln schon durchgeschnitten wurden, wenn es darauf ankam. Unter meinen Männern im Norden passierte so etwas noch nie, obwohl sie sich nie haben rühmen lassen. Dort werden Männer nach ihrer Aufrichtigkeit und Kameradschaft während der kürzesten Zeit ohne jeden psychoanalytischen Aufwand geprüft. Dort gibt es ja auch keinerlei Möglichkeit etwas zu verbergen. Nicht im gemeinsamen Leben in kurzen Arbeitspausen, das sich nur aufs Essen und Schlafen beschränkt, und schon gar nicht während dieser erschöpfenden Arbeit Schulter an Schulter, wo alle an einem Seil hängen.“

„Ich sehe es schon, du magst nicht besonders die Bergsteigerromantik.“

„Ich mag es nicht, wenn ernsthafte und gefährliche Dinge künstlich aufge-

sucht und zur Spielerei gemacht werden. Hatte es nie nötig!“

„Ich auch nicht. Aber ich kann bei denen verstehen, dass sie eher nach einer Art von Selbstbefreiung und Selbstbestätigung suchen.“

„Kann sein. Nur für mich wäre es keine Selbstbestätigung, mich als der Größte zu fühlen, indem ich wie eine Ameise ein paar Tausendmeter über die Köpfe von anderen Menschen hochklettere. Ich fühle mich groß und bestätigt, indem ich unter die Menschen gehe, sich mit ihnen messe und als Erster daraus komme.“

„Und was ist mit der Freiheitssuche in dieser erstickend und penetrant stinkenden Gesellschaft?“

„Sie finde ich in vollem Maße im Norden! Dort gibt es eine totale Handlungsfreiheit, die zu meiner, in der Gesellschaft sonst nicht gewährten und bei vielen dadurch fehlenden persönlichen Freiheit erheblich beiträgt.“

„Ich kann dir nicht folgen: Im Süden, im Norden – es soll doch egal sein, diese Gesellschaft ist ja überall!“

„Dort ist es anders. Es läuft dort nicht nach den offiziell herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen. So eine Brigade funktioniert wie ein auf ein paar Monate befristetes selbstständiges Unternehmen. Der Brigadier als Geschäftsführer – diese Rolle bleibt irgendwie Jahr für Jahr an mir hängen – fährt noch im Frühling umher, sucht nach geeigneten Bauobjekten und nach Auftraggebern in der Gestalt von Leitern der sowjetischen landwirtschaftlichen Betriebe, die diese Objekte dringend brauchen und die dafür benötigten Gelder bereithalten. Dadurch ist schon mal das gemeinsame wirtschaftliche Interesse da, das die Verhandlungspartner in ihren Verhältnissen von Anfang an – im Gegensatz zu den üblichen sowjetischen Subordinationen – auf die gleiche Augenhöhe bringen und von jeder leeren Propaganda befreien.“

„Wieso? Diese Leiter sind doch dieselben Parteifunktionäre wie überall.“

„Nicht ganz. Sie sind vor allem wirtschaftliche Leiter, die mit den unmittelbaren Realitäten direkt vor Ort konfrontiert werden. Um zu diesen Leitern zu werden, mussten sie zwar in die Partei eintreten. Sie sind damit aber die kleinsten, die von den größeren und von ihrer Realität nichts wissen wollenden Parteifunktionären erpresst werden. Dann kommen wir für sie als ihre einzige Rettung gerade gelegen. Diese Leiter wissen ganz genau, dass sie das gesehnte Objekt in zwei Monaten, wenn auch für ziemlich großes Geld fertiggestellt kriegen. Dasselbe Objekt mit eigenen Kräften zu bauen, vorausgesetzt noch, dass diese überhaupt vorhanden sind, wäre es für sie unmöglich oder hätte es so lange gedauert, dass es im Endeffekt, besonders wenn man all diese Nordaufschläge mitberechnet, noch mehr Geld gekostet hätte. So sind ihre Realitäten.“

„Verstanden! Trinken wir auf dich und auf deine Männer, auf die Herren des Nordens!“ – lachte Valerij, der Vaters begeisterten Ausführungen aufmerksam zugehört hatte.

Sie tranken lachend darauf, aber der Vater erklärte dann ernsthaft dazu:

„Es wollen leider viele 'die Herren des Nordens' sein und es gibt dort eine starke Konkurrenz. Viele Brigaden sind im Frühjahr mit ihren Angeboten unterwegs und nicht nur die einheimischen Sibirier, sondern auch die aus der gesamten Sowjetunion. Vor allem aber aus Mittelasien und Kaukasus, die der sibirische Volksmund als 'Saatkrähen' bezeichnet. Da helfen nur eigene eiserne, wenn auch ungeschriebene Regeln in diesem harten Geschäft.“

„Diese 'Saatkrähen' sehen wir auf den Moskauer Obst- und Gemüsemärkten auch. Sie sind nicht besonders beliebt und nicht nur für ihre übertriebenen Preise.“

„In Sibirien auch nicht. Und es hat mit ihrer Farbe oder Herkunft nichts zu tun. Diesbezüglich sind Sibirier sehr tolerant und großzügig wie übrigens an vielen anderen Stellen auch. Unter diesen 'Saatkrähen' sind nur selten aufrichtige Brigaden zu finden, die ihr Geld so wie wir selbst erarbeiten. Gegen sie ist ei-

gentlich nichts einzuwenden und wir pflegen mit denen, wenn wir in einem Dorf arbeiten, neutral freundliche Kollegenverhältnisse. Wir hatten uns sogar schon mal auf der Seite von diesen 'Kollegen' bei Auseinandersetzungen mit Einwohnern geschlagen, was auch immer wieder passieren kann.“

„Das klingt schon nach dem Wilden Westen! Oder nach dem wilden Osten?“

„Nach dem Wilden Norden, wenn schon, und es ist vielleicht noch schlimmer. Die Auseinandersetzungen mit den Einheimischen gilt es eigentlich zu vermeiden, weil sie ein gefährliches Ausmaß annehmen können, sodass eine Brigade dann das Kalym abrupt abbrechen und schleunigst das Weite suchen muss. Und diese Scheiße ist nun gar nicht im Sinne unseres Geschäfts.“

„Kann ich mir vorstellen. Warum lässt es sich dann nicht immer vermeiden?“

„Eine gute Frage! Du kennst ja die Geschichte von Sibirien und Sibiriern?“

„Ich war zwar in Tschetschenien geboren, bin aber nach dem Krieg in Sibirien, im Altaigebiet, aufgewachsen.“

„Dann weißt du Bescheid und kannst es dir vorstellen, in welcher Gesellschaft wir dort verkehren.“

Valerij wusste Bescheid und konnte es sich vorstellen.

*

*Sibirien und Sibirier oder über die Methoden
der Wirtschaftsbelebung und das „hurenfreie“ Antlitz des Kommunismus*

Die Sibirier stellen eine bunte Mischung aus Ur-Ureinwohnern, Ureinwohnern, Einfach-Einwohnern und Neu-Einwohnern dar. Die drei letzteren Einwohnerarten bestehen aus den in fast vier Jahrhunderten dazu gekommenen Vagabunden, Draufgängern, Verurteilten, Deportierten und Verbannten aller Art.

Die Ur-Ureinwohner aus diversen sibirischen, den nordamerikanischen Indianern sehr ähnlichen Volksstämmen sind eingeborene Jäger und Fischer. Sie degradierten aber in ihrer Masse noch seit der Eroberung Sibiriens von Zarenko-

saken und seit dem darauf folgenden Handel „Fell gegen Glasperlen und Wodka“ zu harmlosen Trinkern und Pennern.

Zu Ureinwohnern gehören dann die noch von den Kosaken und von den ihnen nachziehenden, Freiheit und Land suchenden Bauern stammenden Völker Russischen Reiches. Zum Teil gehören dazu verschiedene europäische Nationen wie Polen und manche anderen: Die Nachkömmlinge von diversen Rebellierenden, die vom Zaren nach Sibirien zu der Zeit verbannt wurden, als der russische Zar nach Napoleons Niederlage zum „Gendarmen Europas“ worden war. Zu einem anderen Teil sind das auch die Nachkömmlinge von russischen politischen oder religiösen Abtrünnigen sowie Kriminellen, denen der Zar Sibirien ebenfalls zum Gefängnis bestimmt hatte. Es gab allerdings auch deutsche Kolonisten, die noch im XIX. und anfangs XX. Jahrhunderten freiwillig, von der Riesenbodenmengen angelockt, aus den Mutterkolonien an der Wolga und am Schwarzen Meer nach Sibirien weiterzogen und dort manche neuen deutschen Kolonien gründeten.

Mit Einfach-Einwohnern wurde Sibirien zur sowjetischen Zeit natürlich am meisten beschert: Angefangen von Lenin, am erfolgreichsten von Stalin und immer noch von gestrigen und heutigen „Führern“ des sowjetischen bzw. russischen Landes, obwohl die von den Letzteren dann schon zu Neu-Einwohnern zählen. Die Rede ist dabei nicht von dem inzwischen allen bekannten „Archipel Gulag“, der eine vierte Dimension in sibirischem „Pelagos“ bildet und in Einwohnerstatistiken nicht präsent ist, sondern von Einwohnern Sibiriens, die nicht hinter dem Stacheldraht, sondern in der sibirischen Endlosigkeit eingesperrt wurden und mit der Zeit ihre Wurzeln hier in der Tundra, in der Taiga, in Sümpfen und Bergen geschlagen haben.

Zu diesen Einwohnern gehören seit der Kriegszeit vor allem eine Menge von Deutschen, Litauern, Letten und Esten, die trotz aller Schikanen und trotz des in ihnen tief sitzenden Misstrauens und der Wut auch zur ziemlich harmlosen zäh-

len und in mehreren Betrieben ihr wirtschaftliches Rückgrat bilden. Sie bilden aber auch zusammen mit den Ureinwohnern den Grundstock von Sibiriern als einer spezifischen Menschengattung, die sich in der sibirischen im Grunde genommen menschenfeindlichen Umgebung in Jahrhunderten entwickelte.

Alle Sibirier, deren Dichte kaum einen Menschen pro Quadratkilometer erreicht, charakterisiert eine besondere Natürlichkeit, Schlichtheit und Hilfsbereitschaft. Die seltenen Eigenschaften sind auf die einfachen, aber sehr rauen und harten Lebensbedingungen zurückzuführen. Unter diesen Bedingungen würden Menschen ohne ihren Zusammenhalt und ihre gegenseitige Hilfe einfach nicht überleben.

Die Notwendigkeit dieses Zusammenhalts entwickelte die besagten Eigenschaften bei Sibiriern, denen jedoch eine Art innerer Bereinigung vorausgeht. In Sibirien muss man nicht um Hilfe bitten – die Hilfe wird angeboten. Wenn ein Wanderer auf einer Landstraße zwischen Dörfern von einem Fahrzeug überholt wird, hält der Fahrer an, um ihm einzusteigen und mitzufahren anzubieten. Es ist dabei unerheblich, ob es die Außentemperaturen von minus vierzig oder von plus vierzig Grad Celsius herrschen und ob das Fahrzeug eine Pferdekarre oder ein tonnenschwerer Laster ist.

Die sibirische Reinheit wurde in Breschnews Zeiten durch eine massenhafte Verbannung von „asozialen Elementen“ aus denselbigen mit Fleisch wegen ausländischer Touristen besonders gut versorgten kommunistischen Hauptstädten nach Sibirien verseucht. Diese Asozialen gehören nun zu Neu-Einwohnern. Zu den „Asozialen“ wurden von der Partei Huren, Obdachlose, Arbeitslose, Alkoholiker und Ähnliches mehr erklärt. All diejenigen also, die im Kommunismus gar nicht existieren durften und deswegen aus kommunistischen Hauptstädten und damit aus dem ausländischen Auge entfernt wurden.

Außer politischem gab es dafür auch einen altsibirischen wirtschaftlichen Hintergrund. Diese „Elemente“ sollten die in sibirischen Landwirtschaftsbetrie-

ben ewig fehlenden Arbeitskräfte ersetzen. Die Ideologen dieser schlaun Politik haben sich dabei aber gewaltig verrechnet.

Die Huren aus den Hauptstädten, die nie im Leben eine Kuh gesehen und vielleicht wie Valerij Gattin gedacht hatten, dass Fleisch und Milch aus Moskauer Hinterhöfen käme, sollten nun als Melkerinnen arbeiten. Wenn sie aber am Monatsende ihren Lohn erhielten, vergaßen sie die armen Kühe und feierten ihre liederlichen Bacchanale tagelang, bis ihr Geld weg war. Die Kühe standen währenddessen ungemolken und ungefüttert da, sehnten sich nach ihren Betreuerinnen und träumten wahrscheinlich davon, dass denen das Geld endlich und so schnell wie möglich ausginge. Dementsprechend und naturgemäß waren dann, wenn das Geld der Melkerinnen auch noch so rasch ausging, die Milcherträge von Kühen miserabel.

Die lustigen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter brachten dünne und ohnehin kaum funktionierende Wirtschaft Sibiriens zum endgültigen Untergang. Aber das juckte die Ideologen wenig! Diese Betriebe wurden sowieso von sowjetischem Staat subventioniert, die Wirtschaftsberichte wurden sowieso beschönigt und hatten mit realen Kuhproblemen und ihren Milcherträgen schon lange wenig zu tun. Dafür wurden aber die Hauptstädte gesäubert und das „hurenfreie“ Antlitz des Kommunismus gerettet.

Zu diesen Neu-Einwohnern Sibiriens kamen auch die sowjetischen, aus dem Knast auf Bewährung entlassenen und in fernem Sibirien unter Milizaufsicht gesetzten Kriminellen, „Chemiker“ genannt. Zu einem wirtschaftlichen Effekt kam es doch durch diese Huren, Obdachlosen und Kriminellen: Das Geschäft mit dicken Vorhängeschlossen aller Art florierte.

Jahrhunderte lang standen die Türen in Sibirien offen! Wenn niemand zu Hause war, wurde an die Tür höchstens ein Stock als Zeichen der Abwesenheit angelehnt. Der Brauch war keiner Nachlässigkeit geschuldet, sondern der Fürsorge für den Nächsten, der ins Haus reingehen und sich dort wärmen durfte,

falls ihm auf der Straße das Erfrieren drohte. Nun war es damit vorbei: Die Türen und Fenster von Häusern mussten gegen die herumstreunenden Neu-Sibirier abgesperrt, abriegelt und am besten zugemagelt werden.

Oben drein wurde Sibirien in Siebzigern von Saisonarbeitern aller Art überschwemmt: von an- und abfliegenden Bohrbrigaden auf den neulich entdeckten Erdölfeldern, professionellen Kalymbrigaden, Goldgräbern sowie anderen Glücksrittern und Vagabunden. Sie hatten ihr tolles Nord-Geld und keinerlei Chance, es hier vor Ort anders als für Wodka und die lustigen Melkerinnen auszugeben. Die manchmal blutigen Auseinandersetzungen dienten Männern dieser Subgesellschaft ihrer Entspannung und ihrem Spaß.

Diese explosive Atmosphäre herrschte eben in den Regionen, wo der Vater mit seiner Brigade jedes Jahr nach seiner Freiheit suchte und seine Selbständigkeit ausübte. Der Vater sah schon manche Male die Mündung sibirischer Jagdschrotflinten oder ein Messer vor der Nase. Er – mit seiner ähnlichen sibirischen Lebenserfahrung – ließ sich aber wenig dadurch beeindrucken. Er wusste sehr gut, in welche soziale Umgebung er fuhr!

Genauso wusste er, nachdem er sich in seinem Leben bereits in vielen Sozial-schichten aufgehalten und quer durch diese verkehrt hatte, dass es in jeder sozialen Schicht eigene gewöhnliche Vernichtungswaffen gegen den Nächsten gibt. Willst du keine dir ungewöhnlichen Gefahren erleben, bleib am besten immer in deiner Umgebung und bewege dich nicht quer durch die sozialgesellschaftlichen Schichten, wo du nie gelernt hast, zurechtzukommen und dich deswegen zu Recht unsicher fühlst.

In der wissenschaftlichen oder einer anderen der „höheren“ Schichten sieht man vielleicht nie ein Messer vor der Nase. Aber warum soll ein Messer und auch noch vor der Nase, wo dir eine Chance gegeben wird, sich zu wehren, schlimmer oder brutaler sein als jede andere raffiniertere und in der Regel in

den Rücken gesteckte Waffe wie Erpressung oder Mobbing? Und warum soll der Tod durch einen Messerstich oder durch einen Schuss aus der Jagdschrotflinte schrecklicher und qualvoller sein als der Tod an einem Herzinfarkt oder Schlaganfall?

Dabei erkannte der Vater keine der Vernichtungswaffen – egal in welchen Auseinandersetzungen und in welchen Sozialschichten! – und verachtete Menschen, die bei den kleinsten Streitigkeiten gleich zu etwas Handfestem oder Hinterhältigem greifen. Erst dann konnte er selbst diesen Menschen gegenüber gefährlich werden, weil sie dadurch ihren Anspruch auf sein Leben erhoben und er gerade dies am wenigsten leiden konnte.

Diese fast krankhafte Eigenschaft entwickelte sich beim Vater zusammen mit seinem immer schärfer und deutlicher werdenden Verständnis, wie viele Missgeburten und in welchem Maße über sein Leben und sein Schicksal seit seiner Geburt an verfügt hatten und immer noch zu verfügen beanspruchten. „Nie wieder!“ – war deshalb sein Motto, nach dem er rücksichtslos in Situationen handelte, in denen er auch nur den kleinsten Verdacht schöpfte neben sich eine sein Leben wieder beanspruchende Missgeburt zu finden. Und es gab immer genug davon.

*

*Das Kalymenlied
oder über die Wissenschaftsurlauber und Multikulti-Gesellschaften*

Die aufrichtigen, an sibirischen Kalymen selbst arbeitenden „Saatkrähen“ waren einerseits als Konkurrenten früher auf dem Markt, weil es ihre Hauptbeschäftigung war, in der sie nicht auf ihre Ferien oder auf ihren Urlaub, sondern nur auf den Frühlingsbeginn in Sibirien angewiesen waren.

Sie überwinterten in ihren warmen Südländern und warteten auf die Frühlingswärme in Sibirien. Daher hieß es im Volksmund „die Saatkrähen kehren

zurück“ nach dem bekannten gleichnamigen Bild von russischem Maler Sawrassow. Die Saatkrähen kehren nämlich immer zu dieser Frühlingszeit nach Sibirien zurück.

Diese Brigaden arbeiteten dann bis in den Spätherbst. Andererseits – und dies war für Vaters Brigade vom Vorteil – waren sie aus denselben Gründen nicht so leistungsfähig wie Vaters „Urlauber“, welche die gleichen Bauobjekte während ihres Urlaubs fertigstellen mussten und fertigstellten. Kein Mensch hätte auch solche Arbeitsintensität ein halbes Jahr lang aushalten können.

Mit einem Brigadier von denen befreundete sich der Vater, während sie in einem Sommer in demselben Betrieb arbeiteten. Sie sahen sich oft im Büro, wo sie ihren Baubedarf bestellen und gleich hier vom Lager im Hof abholen konnten. Einst ging der Vater über den Hof, um seine Sachen abzuholen und sah, wie der nicht allzu große, aber sehr stämmige Brigadier aus Kasachstan mit dem Gesicht eines Kaukasiers seine Waren – darunter vierzig Kilo schweren Holzkisten mit Eisennägeln – auf den Laster lud.

„Soll ich dir helfen?“ – fragte der Vater aus purer Höflichkeit, an ihm vorbeigehend.

„Was hätte ich hier noch zu suchen, wenn ich auf deine Hilfe angewiesen wäre!“ – antwortete der Kerl nicht besonders höflich, aber ruhig und würdevoll, legte auf seine Handfläche eine dieser Kisten mit Nägeln und warf sie mit einem Schwung wie beim Kugelstoßen über die hohe Kante der Ladefläche eines Lasters.

„Sehr überzeugend“ – lachte daraufhin der Vater – „und völlig richtig. Nur trifft man auch hier nicht so oft einen, der es so deutlich wie du versteht.“ – und ging seine Kisten auf seinen Laster stoßen.

Die anderen „Saatkrähen“ bevorzugten es dagegen, die einheimischen und aus kommunistischen Hauptstädten verbannten obdachlosen Penner anzuwerben, die reichlich an jedem Eisenbahnhof oder Flusshafen zu finden waren, und

diese für Brot und Wodka als Sklaven auszunutzen. Eine ebenfalls alte noch durchs Anheuern von Matrosen in Hafenkneipen bekannte weltgeschichtliche Methode.

Das Kalym, an sich eine Saisonarbeit, stammt allerdings auch aus der Seefahrtgeschichte von Matrosen, die in einzelnen Seefahrten ihr Geld verdienten, um es zwischenzeitlich in Hafenkneipen großzügig auszugeben und sich dann nackt und verarmt auf ein anderes Schiff für die nächste Fahrt zu bewerben. So ein Matrose hieß in Russland „Bitsch“, was soviel wie „Peitsche“ bedeutet, und so wurden auch die Kalymbrigaden und ihre Mitglieder bezeichnet.

Solche Sklavenbrigaden und ihre „Saatkrähen“-Brigadiers galt es zu bekämpfen. Sie waren auch bei den Einwohnern der Kalymortschaften unbeliebt, denn es traf ihren Stolz als Sibirier. Immerhin gehörten mittlerweile diese Penner-Sklaven auch zu Sibiriern und die übrigen Einwohner identifizierten sich mit ihnen in diesem Fall. Es war aber schwierig direkte Auseinandersetzungen mit derartigen „Saatkrähen“ zu finden. Vor Ort waren nur die Sklavenbrigaden und die Brigadiers verkehrten irgendwo in Betriebsbüros oder gar in ihren südlichen Heimatländern.

Für den Vater kam es noch dazu, dass diese Sklavenbrigaden nun gar nichts leisteten und die echten Kalymbrigaden wie die des Vaters wurden dadurch unter den Betriebsleitern in der Branche in Verruf gebracht. Dies war schon nicht nur eine Frage des Stolzes wegen Missbrauchs von Sibiriern, sondern auch eine Gefahr fürs Geschäft. Und der Vater wusste sie nicht nur in den ebenfalls manchmal vorkommenden direkten Auseinandersetzungen zu bekämpfen.

Einst arbeitete er mit seiner Brigade bei einem Betriebsleiter, zu dem er schon zum zweiten Mal fuhr, und die beiden mittlerweile zu guten Freunden wurden. Eines Tages beklagte sich der Leiter im Gespräch mit dem Vater:

„Ich habe ein beschissenes Problem mit einer Brigade wie eure!“

„Mit meiner Brigade hast du noch nie Problem gehabt.“ – reagierte der Vater

scharf – „Erzähle mir schon etwas mehr über dein Problem und über diese Brigade.“

„Ich habe sie noch vor euch beauftragt eine provisorische Sommermelkerei draußen direkt auf einer Weide zu bauen. Die Melkerei sollte schon längst fertig sein, ist es aber nicht. Ich füttere die verdammten Penner mit Vorzahlungen, beliebere sie mit Fleisch und allem, was sie sonst noch brauchen, damit sie gut arbeiten können. Stattdessen saufen sie nur und ziehen es meinetwegen sogar extra in die Länge.“

„Siehst du! Du hast selbst schon erkannt, woran dein Problem liegt! Sie haben es zu gut bei dir und, wenn sie fertig sind, haben sie es nicht mehr. Ich weiß schon, was das für eine Brigade ist!“ – kommentierte der Vater – „Und was denkst du jetzt zu unternehmen?“

„Ich weiß nicht so recht und rede deswegen auch mit dir. Die Kühe stehen immer noch in ihren Winterställen und können nicht hinaus auf die Weide, obwohl der Sommer bereits voll im Gange ist. Ich verbrauche eine Menge Futter und verliere eine Menge Milch – unvorstellbare und unnötige Verluste, für die ich fast täglich vor Kreispartefunktionären „auf den Teppich“ muss. Aber ich habe keine Baufachleute und alle Kalymbrigaden sind zu dieser Jahreszeit schon längst ausgebucht.“

„Was wärest du bereit zu zahlen?“

„Ich zahle in dieser Situation alles, was du willst. Es wird auch von oben gleich genehmigt, weil sie selbst von mir sofortige Maßnahmen um jeden Preis verlangen. Wieso fragst du? Ihr seid doch voll mit eurem Auftrag ausgeschöpft und dessen Ausführung ist für mich ebenso wichtig.“

„Lass dies meine Sorge sein. Unsere Bauobjekte sind dir eher für den kommenden Herbst wichtig. Gib mir dreitausend Rubel, schmeiße diese Penner raus und du hast in ein paar Tagen deine Melkerei. Danach sind auch unsere vertraglichen Objekte fertig, wenn wir dafür auch unsere Urlaubszeit werden verlä-

gern müssen.“

„Ihr müsst aber hinaus aus dem Dorf, weit von ihren Bauobjekten weg.“

„Wo ist das?“

„Die Penner hausen in einem kleinen auf die Traktorholzschlitten direkt auf der Weide in der Taiga gestellten Blockhäuschen. Sie müssen auch selbst auf einem Gasherd für sich kochen.“

„Macht nichts. Wir sind auch an Schlimmeres gewöhnt.“

„Na dann! Es wäre mir wirklich eine große Hilfe, wenn du es übernimmst.“

„Das habe ich bereits. Nur noch eine Bedingung.“

„Alles, was du willst!“

„Du schaffst mir diese Penner vom Halse. Ich habe keine Lust und Zeit mich mit ihnen jeden Tag zu unterhalten oder einander die Köpfe einzuschlagen.“

„Aber ich kann sie doch nicht auf die Straße setzen!“

„Musst du auch nicht. Schleppe ihren Schlittenwohnwagen mit ihnen drin wohin du willst, Hauptsache weg von der Baustelle, und stelle dort einen anderen für meine Brigade hin.“

„Das lässt sich machen.“

Das Geschäft wurde somit abgeschlossen und in fünf Tagen durften die Kühe auf die Weide. Die Brigade musste aber diese fünf Tage fast ununterbrochen arbeiten. Die weißen Nächte des Nordens machten es möglich, weil man bei der Helligkeit dieser Nächte nicht nur arbeiten, sondern sogar lesen könnte. Die unzähligen, für den Bau benötigten Baumstämme mussten direkt im umliegenden Wald mit der Benzinmotorsäge gefällt und auf den Schultern herausgeschleppt werden. Aber es hat sich gelohnt.

Mehrere Prinzipien lagen solchen Entscheidungen zugrunde. Erstens, solche ihren Ruf ruinierenden Brigaden zu bekämpfen und zu bestrafen. Zweitens, dem

Betriebsleiter nie eine Hilfe abzusagen. Umso mehr, dass der Leiter dabei in einer Zwangslage war und solche Hilfen dann aus Dankbarkeit sehr großzügig bezahlte. Drittens, nie auf zusätzliches Geld zu verzichten, wenn es auch durch ein Subkalym innerhalb des regulären Kalym zu holen war.

*

*Die Klauenpolitik oder über den Idealismus
des Kommunismus und den Pragmatismus der Menschen*

Mit dem Geld war es jedoch nicht so einfach, wie es scheinen mag. Die bei dem Betriebsleiter ausgehandelte Summe musste noch durch die geltenden und in mehreren Bänden verfassten Baunormen und Bautarife belegt werden.

Die ganze Fertigstellung eines Bauobjekts sollte in einzelne Bauverfahrensschritte zerlegt und in einzelnen Zeilen beschrieben, bemessen und berechnet werden. Jeder Arbeitseinheit eines einzelnen Bauschritts, zum Beispiel einen Kubikmeter Erde mit einem Spaten auszubuddeln, wurde in Baunormen ein bestimmter Zeitaufwand sowie ein Entgelt aufgrund dieses Zeitaufwands und der geltenden Tarife festgelegt.

Multipliziert man dann das Arbeitsvolumen mit der Zeit pro Einheit, bekommt man die für das Volumen vorgesehene Soll-Zeit. Multipliziert man dasselbe Volumen mit Entgelt pro Einheit, bekommt man das erarbeitete Entgelt. Wenn die benötigte Ist-Zeit kürzer als die errechnete Soll-Zeit ist, bekommt man eine Akkordprämie bis zu vierzig Prozent des errechneten Lohnes dazu.

Eine arithmetisch ganz einfach scheinende Sache. Nur galten die Normen und Tarife noch seit Stalins Zeiten und das Entgelt entsprach den Hungerlöhnen jener Zeit. Diese Zeitnormen wurden damals durch die heldenhafte Arbeit von Rekordsmännern und -frauen, sogenannten Stachanowez ermittelt. Die „Tarifverbrecher“ dürften unter den unreal besten, für sie extra geschaffenen Bedingungen arbeiten. Die Stachanowez wurden dem Volk von Stalins Propaganda als seine Helden präsentiert und von dem meisten Volk für die von ihnen gestellten Rekorde, die ab sofort als Durchschnittsnormen galten, verhasst.

Die Normentrickserei führte auch zu manchen namenlosen Arbeiteraufständen wie die von Kumpeln in Donbass und Kuzbass, die genauso wie der Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 in der DDR, als dort ein ähnlicher Trick mit Normen angewendet wurde, von sowjetischen Panzern niedgerollt wurden.

Wenn man dies alles wie oben gezeigt miteinander multiplizierte und addierte, bekam man ein paar Kopeken zum Verhungern und nicht zur Aufbesserung des Gehalts eines Wissenschaftlers. Deswegen war es vernünftiger für den besagten Kubikmeter Erde einen Bagger für eine Flasche Wodka selbst zu finden, die Arbeit dann aber als das Spatenbuddeln zu berechnen und bezahlen zu lassen.

Zwischenzeitlich schaffte es die Partei, die Arbeitslöhne zu vervierfachen, ohne die Normen und Tarife sowie das Realeinkommen des Volkes zu verändern. Das hieß, alle für den Arbeiterlohn zuständigen Fachleute, wie Baumeister zum Beispiel, waren offiziell, staatlich und parteiisch zur Wirtschaftskriminalität verpflichtet. Sonst wäre es ganz unmöglich die von Parteifunktionären verlangten Arbeiterlöhne anderweitig, ohne Manipulationen zu verwirklichen.

Zu Breschnews Zeiten war das Klauen als solches sowieso bereits offiziell anerkannt, nachdem Breschnew, der Generalsekretär der KPdSU und somit „der Führer“ des Landes, einst den Bericht über Diebstähle in der Wirtschaft mit seinem väterlichen Humor kommentierte:

„Wir wollen doch nicht überreagieren. Ihr wisst ja, wie es ist. Ich erinnere mich noch daran, als ich und meine Kommilitonen in unserer Studienszeit die Güterzüge in Obstbasenlagern entluden, um unser Stipendium, das vorne und hinten nicht reichte, aufzubessern. Als wir Feierabend machten, nahmen wir immer ein paar Kisten mit Obst ins Studentenheim mit, die wir vorher vorsorglich über den Zaun geworfen und versteckt hatten.“

Es klang fast wie ein Aufruf zur Selbsthilfe durchs Klauen, um den Kommunisten bei der gerechteren Verteilung zu helfen, so ähnlich wie mit Moskauer

„Wurstzügen“ also. Die Stipendien, Löhne und Gehälter reichten den Bürgern nach wie vor weder vorne noch hinten. Und wenn es bei manchen reichte, gab es sowieso kaum was zu kaufen.

Es gab keine Baumärkte für die Bevölkerung und alle Baumaterialien waren sogar für staatliche Baubetriebe eine Mangelware. Trotzdem baute jeder irgendetwas: von einer Scheune bis zu einer Datscha, von einer Hütte bis zu einer Stadtvilla. Und es wurde geklaut, wo es nur möglich war, und auf jeder sozialen und politischen Ebene in Mengen, welche der Höhe dieser Ebene entsprachen.

Jeder wusste auch darüber Bescheid. Dieses Wissen wurde aber nur dann gebraucht, wenn es jemanden zu erpressen galt, sei es ein Bauernnachbar oder ein leitender Parteikollege. Es wurde bei sich selbst geklaut, denn der Staat mit seinem ganzen von Adam Smith gepriesenen Boden- und sonstigem Reichtum gehörte ja dem Volk. Das Volk schien aber dies entweder vergessen oder falsch interpretiert zu haben.

Die Sache mit der Berechnung und Belegung von höheren Löhnen wurde zu einer Betrugskunst perfektioniert. Diese offizielle Kunst, welche der Vater als Brigadier vollkommen beherrschte und ohne die jedes Kalym sinnlos gewesen wäre, gehörte zu dem, was er „Irrenhaus“ nannte.

Dabei war es für den Vater persönlich kein Verbrechen, sondern fast eine Ehrensache, beim Staat das zurückzuholen, was ihm als Wissenschaftler im Vergleich zu einem Arbeiter, welcher das Zweifache und das Dreifache nur aufgrund der irren politischen Grundlagen dieses Staates von Arbeitern und Bauern verdiente, von vorne rein weggenommen worden war. Er sorgte nur dafür, seine Abrechnungen rechtens zu machen und sich nicht primitiv erpressen zu lassen. Wenn ein Betriebsleiter ihm zu sagen versuchte, dass er mit seinen eigenen Augen gesehen habe, wie die Arbeit mit dem Bagger gemacht worden sei, war der Vater dreist genug dem armen und sich selbst gleich als ein Verbrecher fühlenden Leiter eine Rechtsbelehrung zu erteilen:

„Glaube deinen Augen nicht! Glaube deinem Buchhalter. Du willst also behaupten mir einen Bagger für diese Arbeit gegeben zu haben, was du eigentlich machen solltest, wenn du einen hättest. Dann zeige mir den Beleg für die von deinem Betrieb geleistete Bezahlung eines bei jemandem anderen geliehenen Baggers. Ich weiß, dass du diesen Beleg nicht hast, weil wir das Loch eben mit den Spaten ausgebuddelt haben. Dies wirst du jetzt bezahlen und nur dies kannst du dann jedem Staatsanwalt belegen. Du willst doch keine Ungereimtheiten in deiner Buchhaltung. Oder?“

Es war also in mehreren Beziehungen, was die Kalyme betrifft, einerseits der Wilde Norden mit harten Männern noch krasser als mal die im Wilden Westen von Amerika. Andererseits, der Kapitalismus pur und eine freie Marktwirtschaft, welche der Vater mittendrin in der Kommunismus-Welt erfand und betrieb. Was soll man da noch zu Vaters Mischung aus einem idealisiert-verschwommenen Realismus und einem philosophisch-pragmatischen Idealismus hinzufügen.

*

*Die Männerwürde oder über
die Saufkunst und das Halten des gegebenen Wortes*

Als der Vater seinem neuen Trinkkameraden kurz oder lang – man guckt ja beim Biertrinken nicht auf die Uhr! – dies alles erzählte, fragte Valerij sehr vernünftig:

„Was machst du dann noch hier?“

„Das frage ich mich mittlerweile auch.“ – war Vaters Antwort – „Die Zeit drängt dort, denn die Verträge habe ich schon in der Tasche, und vergeht umsonst hier. Ich habe zwar einen meiner Kumpel beauftragt die Brigade zusammenzutrommeln. Der Betriebsleiter, mein Freund vom Vorjahr – der mit dem Sommermelkerei-Problem, vertraut mir zwar, hält seine Bauobjekte für uns zurück und wartet in drei Wochen auf uns. Ich muss aber die Bauobjekte und die Wohnbedingungen noch prüfen, sowie alle Vorbereitungen treffen, damit wir ab dem ersten Tag reibungslos loslegen könnten.“

„Dann machen wir folgendes.“ – schlug Valerij vor – „Du fliegst gleich Morgen nach Hause zurück und machst dort deine Hausaufgaben, während ich mich hier um deine Sachen kümmerge. Du hast ja mich schon reichlich in diese eingeführt. In drei Wochen komme ich zu dir mit den Forschungsergebnissen in der Tasche und mit meinen Arbeitsklamotten im Rucksack, bereit nach Norden zu fahren.“

„Gut!“ – freute sich der Vater – „Ich danke dir wirklich für diese Erlösung.“

Valerij war inzwischen ziemlich angetrunken und der Vater dachte sich:

„Na ja, wir werden ja sehen, ob es ein besoffenes Gequatsche von dir oder ein Männerwort ist.“

Er selbst verlor durch Alkohol nie die Kontrolle über sich, über seine Worte und über die sich dabei ergebenden Situationen. Einerseits war er physisch so veranlagt, dass sein Organismus viel Alkohol ohne sichtbare Wirkung ertragen konnte. Andererseits hatte er psychisch feste Einstellungen zur Trinkerei. Außerdem gehörte sie bei ihm zu der effektivsten Entspannungsmethode gegen die Kopfarbeitsmüdigkeit und viel Stress.

Diese Methode wurde von ihm noch in seinen Studienjahren erkannt und verwendet. Zwei Mal im Jahr hatten Studierende an der Uni ihre Prüfungszeiten durchzustehen. Das hieß, drei bis fünf Prüfungen mit einem Abstand von vier bis fünf Tagen abzulegen. Nach diesen Tagen und Nächten intensiver Vorbereitung und nach der bestandenen Prüfung war der Kopf nicht mehr imstande, etwas aufzunehmen, aber die nächste Prüfung für ein ganz anderes Fach stand schon bevor.

Es galt und half nur eine Methode, sich mit Kumpeln gleich nach der Prüfung mächtig zu besaufen und am nächsten Tag den Katzenjammer zu überstehen. Ein Tag ging dadurch zwar verloren, aber am übernächsten Tag war der Kopf wieder glasklar, für den neuen Stoff empfangsfähig und für die weitere intensive Anspannung einsatzbereit.

Damals schon – wie auch später – hatte der Vater für sich eine Gesetzmäßigkeit bemerkt: Je mehr Stress er davor gehabt hatte, umso mehr verzögerte sich bei ihm die Wirkung des Alkohols. Die ersten und erheblichen Portionen Wodka führten nicht zur Betrunkenheit, sondern umgekehrt, zur klirrenden Klarheit und Empfangsschärfe im müden Kopf. Erst danach, mit ein paar neuen kräftigen Portionen, kam so etwas wie bleischwere Müdigkeit im allmählich hölzern werdenden Kopf.

Erst nach dem Schlaf erwachte er mit einem lustigen Gefühl der leichten Angetrunkenheit im Kopf, aber mit so einer schweren Vergiftung im Magen, dass ihm allein schon der Gedanke an Alkohol kotzübel war. Sein Organismus schien den Alkohol irgendwo zu speichern und damit seine Wirkung zu verlangsamen oder abzuwehren so wie beim erwähnten Saufrick des Kanzlers Adenauer mit dem Butteressen in Moskau 1955 auch.

Jede Entspannung – und die Entspannung auf diese Art besonders – macht Menschen hilflos, schutzlos und den anderen ausgeliefert. Angesichts dessen und aufgrund praktischer Erfahrungen mit seinen Kameraden entwickelte der Vater seine sehr hilfreiche Trinkphilosophie:

„Ein Mensch darf sich nur mit seinen nächsten Kumpeln besaufen, denen er vertrauen kann, dass sie auf ihn aufpassen, ihm nichts antun und seinen hilflosen Zustand nicht ausnutzen. Mit Fremden besäuft man sich nicht und derjenige, der seinen Saufzustand gar nicht kontrollieren kann, soll lieber in einer fremden Umgebung überhaupt nichts trinken.“

Der Vater hielt es für eins der wichtigsten Merkmale von Anständigkeit eines Menschen, wenn sich derjenige am nächsten Tag an sein Wort erinnert und dieses auch hält! Unabhängig davon, in welchem Zustand und unter welchen Umständen das Wort gesprochen wurde oder auch nur herausrutschte. Denn das gegebene Wort sei dasselbe wie eine unbezahlte Schuld, wie es Shakespeare soll gesagt haben. Und jeder Mensch der Ehre tilgt seine Schulden, wenn er sie

schon macht, statt vor ihnen wegzulaufen. Das Gegenteil war seinen Vorstellungen nach den Politikern, Alkoholikern und sonstigen eigen. Und er wollte über seinen gerade neu gewonnenen Freund Bescheid wissen, wo der hingehört.

Für den Vater selbst war es ein eisernes Gesetz, sein ausgesprochenes oder sogar ausgerutschtes Wort zu halten, einfach um gewisse Achtung vor sich selbst nicht zu verlieren. Zu seinen Problemen gehörte jedoch, dass ihm die Kontrolle doch manchmal fehlte, auf seine Worte – besonders angesichts solcher Prinzipien – höllisch aufzupassen. Und manchmal fiel es ihm verdammt schwer sein gestern meistens sogar wegen seiner übertriebenen Hilfsbereitschaft und nicht wegen Betrunkenheit ausgerutschtes Wort zu halten.

Dies trat besonders dann ein, wenn das von ihm Versprochene nicht in seinen Händen lag, sondern er selbst darum bei seinen Freunden bitten musste. Und jemanden um etwas bitten, mochte er schon gar nicht, denn es wäre für ihn dem Betteln gleich. Eine Ausrede nach dem Motto „Was interessiert mich mein Gequatsche von gestern“ oder einen Umweg gab es für ihn nicht, was bei so einer harten Einstellung wiederum zu seiner Naivität gehörte.

*

*Wie man Menschen fürs Kommunenleben auswählt
oder über die Eroberung von Moskau*

Nach drei Wochen erhielt der Vater ein Telegramm von Valerij über seine Ankunft am nächst folgenden Tag mit der Fluglinie sowieso. Der Vater holte ihn am nächsten Tag vom Flughafen ab. Valerij kam wie versprochen mit Arbeitsklamotten für sich in seinem Rucksack, jedoch nicht mit den versprochenen Ergebnissen für den Vater in der Tasche. In diesem Sinne hat Valerij sein „besoffenes“ Wort nur zu Hälfte gehalten. Nämlich zu der Hälfte, die ihm zugunsten kam. Aber der Stein, beziehungsweise der eingeworfene Ball, rollte bereits und der Vater hielt sein Wort trotzdem ganz und nahm seinen neuen Freund mit.

Diesmal brach der Vater all seine Rekorde und holte als Brigadier für jeden – auch für Valerij – nach einem Monat intensiver Arbeit ein umgerechnet sechs-

monatiges Doktorgehalt von Valerij oder ein umgerechnet eineinhalbjähriges Gehalt von Aspiranten, welches er selbst genoss.

Valerij zeigte sich vor allem ehrlich, indem er bei der Arbeit alles ausgab, was er drauf hatte. Das gehörte auch zu den vom Vater erarbeiteten und nirgendwo geschriebenen Grundlagen eines Kalyms über die Gleichheit bei der Arbeit und Gleichstellung bei der Bezahlung: Es kam nicht darauf an, wer stärker und fähiger war. Es kam darauf an, dass alle – die Starken wie die Schwächeren – mit allen bei ihnen vorhandenen Kräften an einem Strang ziehen und nach jedem Feierabend sowie nach dem Kalymabschluss gleichermaßen fix und fertig sind.

Nur das gerechtfertigte dann das heilige Kommunenprinzip des Kalyms – der gleiche Stundenlohn für jeden! Was meistens am Ende soviel wie gleiches Geld für jeden bedeutete, denn es gab normalerweise keine großen Arbeitszeitausfälle – nicht einmal wegen Krankheiten oder Verletzungen und die wenigen ausgefallenen Arbeitsstunden, wenn es diese doch mal gab, wurden unter Kameraden einfach nicht beachtet.

Auch die meisten nächtlichen Stunden nicht, die der Brigadier nach der mit den anderen gleich schweren Tagesarbeit fürs Planen des nächsten Arbeitstages und fürs bereits geschilderte „Geldschreiben“ zum Abschluss des Kalyms verbrauchte. Auch seine als Manager noch im Frühling geleistete Organisationsarbeit sowie die unter allen Finanzpapieren signierte Verantwortung wurden nicht beachtet. Was zählte, war nur die schwere und sichtbare Arbeit. Der Vater war immer stolz darauf, am Ende den Haufen von Geldbündeln auf dem Tisch wie einen Kuchen – ohne großartige mathematische Bemühungen – einfach mit der Hand in gleiche Stücke teilen zu dürfen. Das war dann für ihn ein gelungenes Kalym.

Derjenige, der seine Kräfte sparte, gehörte nicht in so eine Brigade und wurde nur mit dem Geld für seine Rückreise rausgeschmissen. Egal wie viele Tage

er davor bereits gearbeitet hatte. Wenn dies passierte, dann sowieso gleich am Anfang und nur dann, wenn ein Niemand von der Seite in die Brigade reingekommen war, den keiner kannte, den jemand von Freunden empfohlen oder mitgenommen hatte. So bestand am Ende doch das Prinzip des gleichen Geldes für jeden „Überlebenden“.

Die unangenehme Rausschmiss-Entscheidung lag ebenfalls – wie auch vieles mehr – am Brigadier. Manchmal gingen ehrlicherweise diejenigen von selbst fort, die den physischen Anstrengungen nicht gewachsen waren. Es gab schon in Vaters Brigaden einen Bodybuilder mit dicken Muskeln, aber mit keinerlei Ausdauer, sowie einen stattlichen Jungen gleich nach seinem Militärdienst als Fallschirmjäger in einer Eliteeinheit der Sowjetarmee.

Beide versuchten mitzuhalten, aber es war ihnen nach einer Woche doch zu viel und sie gingen freiwillig. Als Anerkennung ihrer Anständigkeit berechnete der Vater nach Abschluss des Kalyms das Geld für sie ausnahmsweise für die ganze von ihnen abgearbeitete Woche.

Es gab einen Gymnasten, der seiner physischen Veranlagung nach hätte mithalten können, war aber nicht ehrlich genug und einfach faul. Er wurde vom Vater kurzerhand ziemlich grob rausgeschmissen. Ein richtiger Kalymer war sehlig und zäh, willig und in Alltagssachen anspruchslos. Nur so einer hielt es bis ans Ende durch, egal wie stark er körperlich aussah.

Diejenigen, die so ein Kalym mal mitgemacht hatten – sogar manchmal die, die nicht bis ans Ende durchgehalten hatten, blieben danach für lange Zeit als die besten Kumpel zusammengebunden wie Kriegskameraden. Das war dann auch mit Valerij der Fall. Seitdem wurden geschäftliche Reisen des Vaters nach Moskau zu einer Routinesache, kurz und schmerzlos. Sie trafen sich mit Valerij, tranken kräftig und erholsam auf das Zusammenerlebte und der Rest erledigte sich dann – ohne den Widerstand der Moskauer Überheblichkeit – fast von alleine.

Die Perestrojka und das Ende des Sowjetreiches oder über Demokratie, Schizophrenie und andere Freiheitsformen

Die neue Finanzpolitik oder über den Eifer von oben und die Kühle von unten

Als der Vater acht Jahre später, schon während der Perestrojka, hörte, dass staatliche Gelder für die Forschungsprojekte in seinem Bereich durch Valerij's Zentralinstitut und sogar mit seiner direkten Beteiligung verteilt werden sollten, eilte er nach Moskau.

Nachdem der Perestrojkaanführer die Finanzierung von Forschungsprojekten auf die Wettbewerb-basis zu stellen deklariert hatte, sah der Vater seine Stunde gekommen, mit seinen Ideen und Projekten endlich durchzukommen. Er war seiner Sache sicher und zu jedem Wettbewerb bereit.

In der Akademie der Wissenschaften in Moskau wurden Forschungsprogramme formuliert und mit einem festgelegten Geldvolumen für jedes Programm sowie mit einer aus Akademiemitgliedern zusammengesetzten Expertenkommission für die Auswertung von eingereichten Projekten versehen. Theoretisch durfte jeder Wissenschaftler mit seinem den Wettbewerb bestandenen Projekt in diese Programme einsteigen.

Da in diesen Programmen die Zusammenarbeit in einem Team aus mehreren Forschungsinstituten befürwortet wurde, reiste der Vater kreuz und quer durch die Sowjetunion bis nach vom Erdbeben und Krieg erschütterten Kaukasus, um auch dieses eher formale Problem zu lösen. Er führte Gespräche und schmiedete Partnerschaften mit anderen Instituten und Forschungsgruppen – eine ihm aus seinen Kalymen mit jährlicher Brigadenbildung und -führung gut geläufige Organisationsarbeit mit dem gleichen Ziel, ans Geld zu kommen.

Viele seiner Gesprächspartner aus anderen Forschungsbereichen wussten manchmal nicht so genau, wohin mit ihrer guten Laborausstattung und hießen Vaters Initiativen und Ideen willkommen. Als Ergebnis seiner ihm eine Menge Geld, Zeit und Kraft gekosteten Tätigkeit reichte er einige Projekte mit ver-

schiedenen Partnern in drei Programme bei der Akademie der Wissenschaften ein. Er hoffte nun die notwendige Finanzierung in wenigstens einem Programm zu erwerben.

Von allen Kommissionen erhielt er jedoch mit der Zeit ziemlich gleiche und detaillierte Absagen nach einem vorgeschriebenen Muster:

„Das Projekt ist innovativ, die Forschungsaufgaben sind präzise und deutlich gestellt, die Qualifizierung von Mitarbeitern für die Leitung und Ausführung des Projekts ist hoch genug, die experimentelle Ausrüstung und die Partnerschaft sind ausreichend...“ und sonst also alles in der besten Ordnung! Nur hieß es zum Schluss: „...weil die vorhandenen Finanzmittel bereits verteilt und die neuen für das nächste Jahr nicht vorgesehen sind, kann das Projekt erst in den nächsten Jahren bei künftigen Finanzierungen berücksichtigt werden. Bis dahin sollen sich Bewerber mit den Finanzierungsfragen ihres Projektes und mit unserer Empfehlung an die Leitung ihrer Institute wenden.“

Die schmeichelhaften Expertenreferenzen und Empfehlungen blieben somit als das einzige Resultat seines intensiven und couragierten wissenschaftlichen Engagements zum Wohle der Wissenschaft. Das Geld blieb also schon wieder in Moskau und war von den Experten bereits unter sich verteilt worden, wahrscheinlich davon ausgehend, dass sie und ihre Ideen sowieso die besten seien.

Somit schloss sich der Kreis, aus dem der Vater nach einem Ausweg suchte. Im Institut waren die Finanzen für immer zwischen Laboratorien und existierenden Themen fest verteilt worden, noch bevor der Vater kam. Selbstverständlich wollte keiner dieser Labor- und Themenleiter ihr Geld – zu wessen auch immer Wohle und auf welcher auch immer Basis – umverteilen lassen.

Die Sache mit der Finanzierung im Institut war aber für den Vater trotz aller Empfehlungen dieser Expertenkommissionen und Wissenschaftlerräte noch aus anderen Gründen aussichtslos. Der Vater war einer der aktivsten Befürworter der in Moskau propagierten Perestrojka und kämpfte wild für ihre Durchsetzung

im Institut. Es gab keine, wenn auch noch so routinierte Versammlung, an der er mit seinen flammenden, aber auch sehr logisch begründeten Reden nicht auf die Bühne sprang, und die Masse auf den Kampf für die Verwirklichung der ihr gegebenen Freiheitschance heiß und scharf zu machen versuchte.

Die Masse blieb dennoch cool und verschlossen, die Institutsführung unerschüttert und geschlossen in einer Front gegen den Vater und die Perestrojka. Das einzige Ergebnis seines couragierten und intensiven politischen Engagements zum Wohle der Gesellschaft war es, dass er in vier Jahren durch vier Laboratorien gejagt worden war, bis ihm gar kein Platz zum Arbeiten im Institut mehr zur Verfügung stand. So „durfte“ er dann die meiste Zeit zu Hause im Homeoffice arbeiten.

Den einzigen Trost fand er dabei darin, dass er zwei talentierte, aber ihren wissenschaftlichen Ehrgeiz schon längst in diesem herum herrschenden Sumpf aus Primitivität und Verblödung aufgegebene Jungs um sich gewann und diese in sein nicht finanziertes Projekt integrierte. Er hatte die beiden schon wieder mit seinen Ideen geschwängert und ihnen die Themen, Aufgaben und sogar Inhalte ihrer Doktorarbeiten formuliert, an denen sie nun zusammen sehr schnell und effektiv arbeiteten. So hatte der Vater eine schlagkräftige und schon wieder nach dem Prinzip einer Kalymbrigade organisierte und funktionierende Gruppe gebildet. Und die Männer blieben bei ihm und waren mit ihm bei dieser Jagd durch vier Laboratorien freiwillig mitgegangen, ihm loyal und treu bleibend.

Beim Perestrojkabeginn war des Vaters erster Gedanke:

„Endlich ist die Zeit gekommen, nach welcher wir – absolute Mehrheit der Bevölkerung – uns Jahrzehnte lang sehnten, ohne reale Möglichkeit zu haben, unser Maul aufzureißen! Jetzt wird es aus Moskau sogar verlangt, dass das Volk endlich mal sein Maul aufreißt und den Aufrufen aus Moskau folgt!“

Das Maul des Volkes blieb dennoch zu und der dadurch ziemlich überraschte Vater versuchte das Phänomen nach seiner üblichen und professionellen Art von

allen Seiten zu analysieren und zu begreifen.

*

*Die sowjetische Gesellschaft, wie sie war, oder darüber,
warum es nichts Schlechtes gibt und woran der Kommunismus ersoff*

Einige Halbklugen aus dem Volke verstanden die Geschehnisse in Moskau – und nicht zu Unrecht – als einen gewöhnlichen Aktionismus oder eine nächste Kampagne der Parteinomenklatur mit einem einzigen Zweck, dem Volk etwas Enthusiasmus durch Freiheitsversprechungen ähnlich wie nach der Oktoberrevolution zu injizieren, durch den Enthusiasmus wieder zu Heldentaten bei der Arbeit zu motivieren und die marode, von Kommunisten kaputtgeführte und von US-Amerikanern durch Rüstungswettrennen kaputtgetriebene sowjetische Wirtschaft nochmals zu reanimieren.

Den Grund zu diesem Misstrauen gab der Perestrojkaanführer selbst. Er verfaß niemals nach seinen heißen Reformaufrufen zu betonen, dass er ein überzeugter Kommunist sei und auf dem von der Partei eingeschlagenen Weg des Aufbaus des Kommunismus fest bleibe.

Ein Riesenteil des Volkes, darunter auch eine Menge von vollklugen Ex-Intellektuellen, war einfach schon längst versoffen und glaubte – ebenfalls zu Recht – an nichts mehr, außer an Wodka. Ihr Motto war:

„Es gibt nichts Schlechtes, es gibt nur zu wenig Wodka!“

Dieses Motto war eine Verallgemeinerung eines längst gängigen und zynischen Witzes:

„Es gibt keine schlechten Frauen, es gibt nur zu wenig Wodka!“

Die Idee dieses Witzes war ebenso primitiv wie erfolgreich und für das verzweifelte Volk tief philosophisch. Die rettende Seite dieser Philosophie wurde vom gottlosen Volk sofort erkannt und fast zu seiner neuen Religion gemacht. Seitdem konnte man überall und immer wieder hören:

„Es gibt kein schlechtes Wetter...“,

„Es gibt kein schlechtes Gehalt...“,

„Es gibt kein schlechtes Leben...“ – und so weiter.

Schließlich brachte eben diese Religion den Kommunismus samt all seiner Dogmen zum Ersoffen.

Der seit langer Zeit erste einigermaßen kluge Kommunist – der Anführer der Perestrojka – erkannte die Gefahr der neuen Religion gleich und versuchte als erster Schritt seiner Perestrojka, den Alkohol – also denselben Wodka – abzuschaffen. Die Weinberge im Süden, die eigentlich mit Wodka, besonders in Sibirien, wenig zu tun hatten, wurden gnadenlos vernichtet. Die Getränkeläden wurden bis auf einen einzigen pro eine ganze Stadt oder einen Kreis reduziert.

Diese einzelnen Pilgerplätze mit den gebliebenen Wodkaläden wurden zu blühenden Schwarzgeschäftsplätzen und zu Ausstellungsplätzen für die verschiedenste Technik. Um die tausendköpfigen durstigen Warteschlangen herum standen Kipper, Bagger, Traktoren, Busse, Lkws, Pkws, Landwirtschaftsmaschinen, sodass nicht nur Menschen, sondern auch die ganze Technik endgültig von ihrer Arbeit durch Wodka abgezogen wurden und somit – wie so oft – der absolute Gegeneffekt seitens der kommunistischen Partei erreicht wurde.

Die Bevölkerung begann außerdem, nachdem alle Parfümläden und alle Apotheken leergetrunken worden waren, einfach alles zu trinken, was flüssig war und irgendwelche Spuren vom Spiritus oder von einer betäubenden Wirkung aufwies, einschließlich Lacke, Chemikalien usw. oder sogar – eine ganz neue und innovative Volkserfindung – Dämpfe, wie z. B. die von Benzin einzuatmen. Dies führte gesetzmäßig zum schnellen und massenhaften Aussterben des Volkes an den schlimmsten Vergiftungen.

Die Kommunisten versuchten anscheinend immer wieder zu beweisen, dass sie alles doch besser als die verhassten und verdammten Amerikaner machen können, und tappten somit in dieselben Fallen: In den immer noch andauernden „Vietnamkrieg“ in Afghanistan und nun in die Prohibition, die ebenfalls nicht

weniger Mafiosi in die armselige und absterbende sowjetische Wirtschaft hineinkatapultierte. Die Mafiosi, die dann – nach dem „Zu-Grabe-tragen“ des Kommunismus und nach der Abdankung seiner Partei – zusammen mit den Ex-Parteifunktionären zu den heute gutbekannten „neuen Russen“ wurden. Zusammen mit denen Funktionären, die alle Partei- und Staatsgelder noch während der Perestrojka rechtzeitig in die verschiedensten, extra dafür geschaffenen und ihnen unterstehenden Kooperative umgeleitet hatten.

Durch diese prohibitive Aktion, in seinem Versuch das russische Volk trocken zu legen, verlor der Perestrojkaanführer von Anfang an Unterstützung der überwiegenden Mehrheit des Volkes, dessen prompte und scharfe Reaktion auf seinen Aktionismus die äußerste, zum totalen Nihilismus führende Verschärfung ihrer neuen Religion war:

„Es gibt gar nichts, wenn es keinen Wodka gibt!“

Als der Vater einst einen seiner Kollegen, einen Professor aus St. Petersburg – einen der führenden Wissenschaftler auf seinem Gebiet, auf einer Konferenz fragte, wie die vorherige Konferenz in Moskau gewesen war und ob in Moskau auch kein Wodka verkauft würde, antwortete derjenige kurz und schlüssig wie damals Vaters kaukasischer Freund im Norden:

„Was hätte ich in Moskau zu suchen, wenn es auch dort keinen Wodka gäbe!“

Also, ebenfalls nach dem Motto:

„Es gibt keine schlechte Konferenz, es gibt nur zu wenig Wodka!“

Oder neuerdings nach Professors Aussage:

„Es gäbe keine Konferenzen in Moskau, wenn es auch dort keinen Wodka gäbe.“

Dabei war der offene und intelligente Professor weder ein Säufer noch ein Alkoholiker, genoss es aber auf die russische Art bei Gelegenheit ein Gläschen

Wodka umzukippen und er verheimlichte es auch nicht, wie es sonst überall üblich war.

Am schlimmsten unter allen anderen Volksgruppen war jedoch der Anteil von Voll-Unklugen, den man als Sklavenanteil bezeichnen kann. Das war das einzige Produkt des kommunistischen Systems, dessen Aufbau fertig gebracht wurde und vollkommen war. Man kann dabei diesen Menschen für ihre fade Lebensart und die primitivste Denkweise keine Schuld zuweisen. Die Schuld liegt einzig und allein am System, welches siebzig Jahre lang seine teuflischen Experimente an eigenem Volk durchführte, es verblödete und zu Viechern degradierete und nur dies mit gutem Erfolg!

Ein idealer kommunistischer Mensch vom Typ „Sowock“ – im Westen mehr als „*homo sowjeticus*“ bekannt – war geschaffen worden. Er stand stillschweigend, geduldig und gehorsam wie angekettet in allen Warteschlangen. Diese Warteschlangen organisierten die Kommunisten von ihrem Beginn an durch immer neue, wenn es sein musste, auch künstlich herbeigeschaffenen Defizite, um einzelne Menschen an diese Massenschlangen wie an lange Strippen zu hängen und diese dann wie Hampelmänner zu manipulieren.

Wenn ein Mensch sich in eine Warteschlange anstellt oder daran angestellt wird, verfügt er nur über eine Freiheit und braucht nur eine Fähigkeit, diese Schlange bis zu ihrem oder bis zu seinem eigenen Ende – je nachdem, was früher kommt – durchzustehen.

So einen Sowock-Schlangensteher konnte man gleich an seinem Gesicht erkennen. Dieses Gesicht war für immer in seinem Ausdruck verhärtet, welcher jedem seiner Nächsten deutlich machte:

„Ich durchschaue dich! Versuche es gar nicht, dich vorzudrängeln und mir mein ersehntes Stück Wurst wegzunehmen!“

Für dieses Stück Wurst – eine Mirage am Ende bzw. am Kopf der Warteschlange – wäre er sogar bereit seine Mitsteher, die gleichen kommunistischen

Menschenbrüder und -schwester, geschweige denn die Seitenstörer aller Art mit Zähnen und Krallen zu bekämpfen!

Es gab Warteschlangen für Wohnungen, für Autos, für Plätze in Kindergärten oder in Pionierlagern, für einen der durch Gewerkschaft, die mit der Partei zusammenfunktionierte und von ihr abhängig war verteilten Kurplätze oder für eine Reise in ein erlaubtes Irgendwohin und sogar für den Eintritt in die kommunistische Partei. Nur für die Arbeitslager und Gefängnisse gab es keine Warteschlangen, obwohl auch diese schon längst überfüllt und defizitär waren.

Einige Warteschlangen waren ein paar Jahrzehnte, die anderen ein paar Jahre oder auch ein paar Kilometer lang, wie die für Wodka nach der Prohibitionseinführung. Das ganze Volk, nur die sonderversorgten Parteifunktionäre und die asozialen mittel- und rechtlosen Elemente ausgeschlossen, war drin und dran! Und so ein Volk ist am leichtesten zu führen und zu regieren.

Man hätte sogar die in diesem „Irrenhaus“ in siebzig Jahren stattgefundenen Geschehnisse aus dem Gesichtspunkt eines Schlangenstehers mit etwas irrer Logik besser verstehen können. Die Grundlagen dieser Logik wären es zum Beispiel die:

„Je mehr Millionen Mitbürger umgebracht würden, desto schneller wären die Übriggebliebenen in allen Warteschlangen durch! Erstens weil es dann weniger Mitsteher geblieben wären und, zweitens weil es mehr leere Wohnungen und sonstigen Besitz von Umgebrachten und Verurteilten zum Verteilen gebracht hätte.“

Das Volk war nicht irrekrank, als es seine eigene Ermordung oder die Vernichtung von anderen Völkern bzw. Volksgruppen wie zum Beispiel die von Deutschen-Kolonisten in seinem Lande begeistert begrüßte. Das Volk wusste seine dadurch gewonnenen Vorteile ganz genau zu schätzen und jeder aus diesem Volk glaubte dabei naiv und fest daran, dass es nicht ihn selbst, sondern immer nur seinen Nachbarn treffen würde.

Um diese Voraussetzung abzusichern und diesem naiven und festen Glauben Realität zu verschaffen, denunzierten sowjetische Bürger, Kollegen, Nachbarn und sogar Verwandte einander auf Schritt und Tritt, ohne sogar vom NKWD¹ oder KGB dazu gezwungen oder aufgefordert zu werden. Die Menschen behielten dabei noch ihren Galgenhumor und scherzten über sich selbst:

„Wofür sitztest du?“ – fragt einer der Knastbrüder den anderen.

„Für meine Faulheit.“ – antwortet der andere.

„Wie das denn?“ – wundert sich der erste.

„Na ganz einfach.“ – erklärt ihm der andere gern – „Eines Abends unterhielt ich mich beim Wodka trinken mit meinem Nachbarn über dies und jenes. Als er ging, überlegte ich mir, ob ich ihn gleich oder lieber morgen früh anzeigen soll. Aus purer Faulheit habe ich entschieden, es morgen früh zu tun. Als ich aber aufwachte, waren sie schon da! Der Nachbar war nicht so faul und hat es noch am selben Abend getan. Dafür sitze ich nun, für meine Faulheit!“

Die ganze „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“ wie auch alle anderen deutschen Kolonien ohne solchen Autonomiestatus wurde durch die Verbannung hinter den Ural und das Genozid entvölkert und mit ganzem Hab und Gut: mit Häusern, Viechern und Haushalten den sowjetischen Schlangenstehern zum Verteilen freigegeben.

Es soll dann auch niemanden wundern, wenn die ihr schweres sowjetisches Los gezogenen Schlangensteher auch heute noch nach ihren Schrotflinten greifen und mit zweitem Stalingrad drohen, wenn einige der Politiker aus Deutschland und Russland vor ihnen mit der Idee kommen, wenigstens das inzwischen verseuchte und zu nichts mehr tauglich gewordene und sowieso niemandem gehörende Land an dieselben wenigen noch am Leben gebliebenen Deutschen-

¹ *Narodnij Komissariat Wnutrennich Del (rus.) – Volkskommissariat für innere Angelegenheiten, der Vorgänger des KGBs in Stalins Zeiten (bis 1946), der zusammen mit seinem Nachfolger KGB in der UdSSR von 20 bis 50 Mio. Opfer – Ermordeten, zu Tode Gefolterten, in KZs Umgekommenen – zu verschulden hat*

Kolonisten zurückzugeben, um sie von der Ausreise nach Deutschland abzuhalten.

Man kann angesichts der siebzig Jahre lang herrschenden privatbesitzlosen Verhältnisse sogar sagen, dass dieses Sowock-Volk – das Volk von Stalins Pionieren – pragmatisch war und bleibt. Genauso, übrigens, wie es jedes auch nicht unbedingt privatbesitzlose Volk – einschließlich des in der Hitlerjugend erzogenen deutschen Volkes – es schon immer in seinen Volksweisheiten war.

Andererseits, wenn jemand kommt und Warteschlangen aus Mitleid zu den Schlangenstehern zu reorganisieren oder gar abzuschaffen versucht, wird er von so einem Schlangensteher-Volk niedergetrampelt, weil er eine Bedrohung für den persönlichen, jahrelang ausgestandenen Platz in den Warteschlangen darstellt und der Schlangersteher verliert ohne diesen Platz den Sinn seines Lebens!

Ein Regime, das solche Menschen „klonte“ und dafür die Hungersnöte, Wohnungsmängel und ein allgemein totales Defizit extra herbeischaffte – denn es ist ja unvorstellbar, dass ein tüchtiges Volk trotz seiner erschöpfenden Arbeit in all diesen Jahren nichts für den eigenen Bedarf produziert hätte, sich selbst nicht ernähren könnte und trotz eines für kein anderes Volk vorhandenen Reichtums an Boden und Bodenschätzen nicht reich geworden wäre, ist kein bisschen besser als das Nazi-Regime.

Die für diese Verbrechen verantwortliche kommunistische Partei hätte eigentlich für ewig verdammt, verbannt und verboten werden müssen, wie es mit der Nazi-Partei geschehen war. Aber wer hätte das schon richten sollen? Der Kommunismus war ja nie von außen besiegt worden, um dann von den Siegern gerichtet und verurteilt zu werden. Alle kommunistischen Regimes lebten und leben immer noch von innen ab und verwandeln sich gemütlich – samt ihrer Parteifunktionäre ohne ihrer jeglichen Umschulung und samt ihres ganzen bei eigenem Volk geraubten Geldes und Staatbesitzes – in etwas Postkommunistisch-Frühkapitalistisch-Pseudodemokratisches.

Gerade diese Sklavenvolksgruppe, zu welcher eigentlich die Mehrheit der kommunistischen Gesellschaft gehörte – mit Ausnahme einer asozialen Minderheit aus manchen Pennern, Alkoholikern und Ex-Intellektuellen, die aus dieser Gesellschaft ausgefallen und somit ihren Platz in den Warteschlangen verloren hatten, – stand geschlossen gegen die vom Perestrojkaanführer so indifferent definierten Reformen. Diese Mehrheit wurde zu der Waffe im Kampf gegen die Perestrojka. Die Waffe, welche von allen anderen, auch von regionalen Parteifunktionären vor Ort so einfallsreich und erfolgreich eingesetzt wurde.

*

*Das Maß der Arbeitsleistungen oder über
die Effektivität der scharfsinnigen Perestrojkaideen vor Ort*

Als von dem Anführer aus Moskau eine neue, absolut scharfsinnige Reformidee kam, einen Landwirtschaftsmaschinenfahrer nicht mehr wie früher von seinem Radweg, sondern vom Ertrag – verallgemeinert hieß es, jeden für reale, von ihm für den Gesamtertrag erbrachte Leistungen – zu bezahlen, war der Vater wieder begeistert. Die Idee hatte doch schon längst bei seinen Kalymen funktioniert und an seinen in mehreren Bereichen mehrfach geprüften Leistungen zweifelte er auch nicht. Für ihn ging es endlich darum, dafür auch noch belohnt zu werden. Nur ging auch dies mächtig daneben.

Das Entscheidungsmonopol über die Höhe der Leistungen lag natürlich an der Nomenklatur vor Ort. Demzufolge waren die „Leistungsträchtigen“ vor allem sie selbst von oben bis unten. Auf den zweiten Platz der Leistungsgelhalts-Liste gelangten die ihnen treu Ergebenden, unabhängig von deren Titeln, Positionen und von deren Leistungen sowieso.

Der Vater bekam seitdem so ein niedriges Gehalt, wie es tariflich für einen promovierten Wissenschaftler nur möglich war, während manche Laboranten nebenan gerade das dreifache erhielten. Und die Institutsführung schien sogar bereit zu sein, diese Almosen dem Vater nach Hause zu schicken, wo er inzwischen zu arbeiten hatte, damit er nicht an der Kasse sein Gehalt abholen müsste

und dadurch so oft und so lange wie möglich vom Institut fernbliebe.

Diese niederträchtigen Rückschläge waren für den Vater sehr schmerzhaft, aber nichts konnte ihn von seiner Reformwut abbringen, solange er nicht genau wusste, wie viele in seinem Institut, am besten in Prozentzahlen ausgedrückt, ihn so brutal bekämpften und für welche Mehrheit der Mitarbeiter er die Märtyrerrolle übernahm.

Die Erkenntnis darüber kam schneller als er dachte. In allen Betrieben, Fabriken und Werken wurden bereits ihre Direktoren von den Belegschaften gewählt, als eine kastrierte Genehmigung auch von der Akademie der Wissenschaften kam, den Wissenschaftlern in ihren Instituten dasselbe zu tun. Kastriert war sie dadurch, dass die Ergebnisse dieser Wahlen durch die Akademie dann doch noch zu bestätigen und – gegebenenfalls – zu korrigieren wären.

Einen ganzen Tag dauerte die Gesamtversammlung aller Mitarbeiter des Forschungsinstituts, einschließlich aller Arbeiter der Werkstatt und aller anderen Bediensteten. Zu guter Letzt durften die geheimen Wahlen stattfinden. Fünf Mal warf sich der Vater in den Kampf hinein, der auf der Rednerbühne ausgetragen wurde.

Unter den Rednern waren nur noch die Kandidaten selbst – fünf an der Zahl – oder ihre Vertreter. Vier von diesen Kandidaten galten der damals herrschenden Terminologie nach als Demokraten, während der amtierende Direktor – an sich ein sympathischer und willensstarker alter Mann – zu Konservatoren-Stalinisten zählte. Warum eigentlich gleich vier Demokratiesorten vertreten werden mussten, wo man noch gar keine kannte, blieb dem Vater erstmal ein Rätsel.

*

Die Demokratie, wie sie ist, oder über unser tägliches Brot und darüber, wie man Funktionäre besucht und Doktorarbeiten macht

Für den Vater gab es nur eine Demokratie. Nämlich die Demokratie, deren Bild er – unter der Kommandanturaufsicht geboren, von klein auf dafür bestraft, gedemütigt und erniedrigt, wovon er selbst keine Ahnung hatte, als ein Leibeigener der Willkür der primitivsten Menschen ausgeliefert – in seinen Vorstellungen, in seinem Gehirn, Blut, Fleisch und in seinen Knochen wie ein Psychokomplex mitschleppte und nach welcher er sein ganzes Leben lang sehnte, um sich von diesem Komplex zu befreien.

Seit sich der Vater aus seiner Sondersiedlung durch Studieren befreit hatte, bedeutete für ihn die Demokratie nichts anderes als seine persönliche Handlungsfreiheit sowie geistige Unabhängigkeit und Unantastbarkeit, während er der Chancengleichheit von Geburt an sowieso beraubt worden war.

Seine finanzielle Unabhängigkeit und somit ein bei den vorherrschenden Verhältnissen größtmögliches Stück seiner Handlungsfreiheit verschafften ihm seine Sommerausflüge in den Norden. Dort machte er das Beste aus seinen Kindheitserfahrungen mit allemöglichsten Schwerstarbeiten. Dort erprobte er seine dadurch erworbenen Kräfte, indem er an die Grenzen seiner Möglichkeiten ging. Dies gab ihm dann – außer kaputtem Rücken, einen Leistenbruch und zweimaligem Nasenbeinbruch zu dem früheren Verlust eines Auges – zusätzlich das Selbstvertrauen und das Selbstbewusstsein. Und die nahmen ihm auch den in seiner Kindheit erworbenen Minderwertigkeitskomplex weg.

Durch diesen in ihm ewig fortdauernden Kampf zwischen seinem selbstgewonnenen starken Selbstbewusstsein und seinem von den anderen zu unrecht aufgezwungenen Komplex reagierte der Vater oft übertrieben harsch in Situationen, in denen er auch nur einen Verdacht schöpfte, wieder einmal einen Schweinebetriebsleiter über sich zu haben, dem er schon mal in seiner Kindheit ausgeliefert worden war und was er nie mehr erfahren wollte.

Als der Vater noch seine Diplomarbeit in einem Uni-Forschungsinstitut

machte, bekam er das Angebot nach dem Uni-Abschluss in diesem Institut zu arbeiten. Seine Frau arbeitete bereits und hatte sich in eine Warteschlange für Wohnungen angestellt. Das war ein Selbstbetrug, weil die in dieser Schlange erwartete Wartezeit ungefähr zwanzig Jahre betrug. Deshalb wollte er gern seine echten Wohnungsperspektiven klären, bevor er dieses Angebot annimmt.

Das Institut versprach dazu nichts und der Vater kannte inzwischen viele Mitarbeiter, die mit ihren Familien samt kleiner Kinder schon jahrelang in den bei den Besitzern von Privathütten gemieteten Kellern hausten. Das wollte er seiner Familie bei aller ehrenhaften Verlockung des Angebots keineswegs antun.

Hier gab es eigentlich nichts zu klären: Es gab nämlich für die nächsten zwanzig Jahre keine Perspektiven. Nur wäre ja der Vater nicht er selbst, wenn er es nicht versucht hätte, seine Fragen von den Verantwortlichen für diese Misere persönlich und deutlich beantwortet zu bekommen und auch noch von denen über die Gründe dieser Misere deutlich aufgeklärt zu werden.

Er vereinbarte einen Termin bei dem ersten Parteisekretär des Stadtparteikomitees, welches über das Leben der Stadt verfügte und erschien eines Tages vor dem genannten Sekretär.

„Was haben Sie für ein Problem?“ – fragte dieser den Vater so routiniert.

„Ich habe eigentlich keins. Es ist sogar umgekehrt: Ich habe ein verlockendes Angebot bekommen als Wissenschaftler bei dem größten Forschungsinstitut unserer Stadt zu arbeiten.“ – erklärte der Vater ebenso routiniert dem schon etwas überraschten Sekretär – „Aber ich kann ja der Wissenschaft, der Stadt und dem Institut schlecht dienen, falls ich wie ein Penner werde auf der Straße leben müssen. Das Institut hat nämlich ein Problem mit den Wohnungen für seine Mitarbeiter. Deswegen wollte ich von Ihnen wissen, ob Sie vielleicht dem Institut helfen könnten. Sie sind doch hier der Chef und sollen diese Stadt hegen und pflegen.“

„Sie wissen doch, dass die Stadt keine Wohnungen hat und sogar die Arbeiter

unserer sowjetischen Industriewerke jahrelang auf die Wohnungen warten müssen.“ – berichtete der Parteisekretär verwundert, aber geduldig und mit so einem Pathos auch, als ob er einem Idioten über die offensichtlichen Parteierfolge berichten musste.

„Ja, das weist jeder, wenn es auch keiner versteht.“ – antwortete der Vater ebenfalls geduldig – „Andererseits weist jeder auch, dass die denselben Arbeitern fehlenden Wohnungen und sonstige Mittel jedem für unsere in der dritten Liga spielende Stadtmannschaft auswärts angeschafften Fußballspieler problemlos gefunden und zur Verfügung gestellt werden. Da dachte ich mir, warum das gleiche eigentlich auch für die Wissenschaftler des zu Ehren der Stadt in der oberen Wissenschaftliga aktiven Forschungsinstituts nicht möglich sein sollte.“

„Wissen Sie was?“ – noch mehr verwundert, aber immer noch routiniert und geduldig erwiderte der Parteisekretär – „Gehen Sie erst mal arbeiten, stellen Sie sich in die Warteschlange für die Wohnungen in Ihrem Institut an und kommen Sie dann vielleicht wieder. Wir können höchstens ihren Platz innerhalb einer Warteschlange nach vorne verschieben, aber ganz ohne Warteschlange geht’s ja gar nicht!“

„Bevor ich überhaupt ins Institut arbeiten gehe,“ – erklärte der Vater – „wollte ich eben meine Wohnungsperspektive, in Wartejahren ausgedruckt, klären. Und in einer Warteschlange – allerdings bei Ihnen, nicht beim Institut – sind wir mit meiner Frau bereits eingetragen worden.“

„Was!?“ – schrie fast der endlich seine überhebliche Routinefassung und seine Geduld verlierende Parteisekretär – „Und Sie kommen noch zu mir nach einer Wohnung zu fragen! Sie sollen sich schon für diesen Platz in der Warteschlange bedanken, denn wir stellen keine Studenten in unsere Warteschlangen an!“

„Sagen Sie mir dann vielleicht auch gleich, bei wem denn konkret soll ich mich bedanken?“ – fragte fast leise der Vater, langsam aufstehend – „Bei der

kommunistischen Partei oder bei Ihnen persönlich?“

„Haben Sie etwas gegen unsere Partei?“ – versuchte der sichtlich verunsicherte Sekretär den alten noch seit Stalins Zeiten alle einschüchternden Trick. Er schien sich plötzlich sehr allein und hilflos in diesem repräsentativen Riesenkabinett zu fühlen, obschon er eine stattliche Gestalt aufwies und fast einen Kopf länger als der Vater war.

Die Partei war dem Vater scheißegal, aber das war genau die Situation, in welcher ihm auch alles andere und sogar er selbst ebenso egal waren: Er sah vor sich einen Schweinedirektor – einen in Person, der es beanspruchte, über sein Leben und sein Schicksal zu verfügen und der auch noch seine Dankbarkeit dafür verlangte.

Man konnte schlecht etwas gegen das Regime oder gegen die Partei unternehmen, aber gegen eine Person, wo Mann gegen Mann steht, ließ sich schon – jedenfalls für den Vater – etwas machen. Es war der Wutanfall, der zum „Black-out“ für jede Lebensvernunft, aber nicht für seine Dreistigkeit in solchen Situationen führte.

Er kontrollierte die Situation, überlegte blitzschnell, dass er dort draußen nur eine Sekretärin und keinen anderen – vor allem keinen Sicherheitsposten – weder im Vorraum, noch davor im Flur gesehen hatte und keiner wird ihn festhalten können, wenn er jetzt diesem Gorilla eine reinhaut und sofort hinausmarschiert. Was weiter geschehen könnte, gehörte nicht zu dieser konkreten Situation und bedurfte deswegen keiner sofortigen Überlegung. Ebenso wenig beschäftigte ihn die mächtige Gestalt dieses Arschlochs.

Das einzige, was ihn dabei beschäftigte, war die Breite und Länge dieses parteigewöhnlichen gewaltigen, wenn auch papierfreien Schreibtisches zwischen den beiden. Stünde dieser Gorilla direkt vor ihm, wäre es sofort geschehen! Der Parteisekretär schien es auch schon gespürt zu haben und drückte sich mit dem verblassten Gesicht in seinen massiven Chefsessel hinein, ohne den kleinsten

Versuch etwas dagegen zu unternehmen.

Der Vater stand sekundenlang mit geballten Fäusten da, sah es ein, dass er den Tisch nicht so schnell, wie die Situation es erforderte, überwinden könnte, ohne den Mann entfliehen zu lassen, drehte sich abrupt um und ging hinaus.

Der Zwischenfall war ohne Folgen geblieben und der Vater wusste es im Voraus. Sein ungeschehenes Verbrechen gehörte nicht zum Bereich der politischen Loyalität, wo sich der KGB gleich einschaltete. Es wäre ein Kleinkriminalitätsfall für die Miliz, aber nur dann, wenn der Parteisekretär der Miliz über den von ihm erlebten Schiss berichtet hätte, was dem Ansehen des Gorillas unter Parteikollegen hätte eher schaden können.

Der Vater erwarb sein Diplom und nahm das Angebot des Instituts an. Er traf aber mit seinem Chef eine Abmachung darüber, dass er – bevor er seinen Dienst antritt – einen Monat Zeit benötigt, um sein Wohnungsproblem zu lösen. Sollte es ihm nicht gelingen, kündigt er diesen Dienst ohne ihn anzutreten. Dafür hatte sein Chef Verständnis.

Der Vater suchte einen Monat lang nach einer Lösung und fand diese schließlich in einem gemütlichen privaten Blockhäuschen mit zwei Zimmern zu einem ziemlich günstigen Preis, das er nach zwei folgenden Sommerkalymausflügen abbezahlt hat. So konnte er dann doch mit freiem Kopf der Wissenschaft dienen.

Aber er konnte durch den genannten Psychokomplex nicht einmal die in normalen Arbeitsverhältnissen übliche Subordination dulden, die in der Wissenschaft im Unterschied zu den anderen Bereichen ohnehin kaum eine Rolle spielt.

Einst, als er sich kurz vor der Aspirantur¹ mit seiner Doktorarbeit beschäftigte, kam ein Projektleiter aus seinem Labor und meinte zu ihm:

¹ *Einrichtung in der UdSSR zur Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die mit einer Doktorarbeit zu absolvieren war. In dem Sinne war ein kommunistischer Aspirant kapitalistischem Doktoranden identisch.*

„Sie müssen ihren Beitrag zur Erfüllung unseres Projekts leisten.“

Es ging dabei um die oben erwähnten Aufträge aus Moskau, die zusätzliches Geld ins Labor brachten. Für die Durchführung des Projekts war eigentlich ein Kollege aus der Gruppe dieses jetzt vor dem Vater stehenden Besuchers verantwortlich. Der Kollege hatte auch vor, die in diesem Projekt gewonnenen Ergebnisse in seiner Doktorarbeit zu verfassen. Diesem Kollegen sollte also der Vater jetzt als Helfer zugewiesen werden.

„Nö, ich muss das gar nicht! Das ist ihr Thema und ihr Mann hat es zu erledigen. Schließlich ist es auch seine Doktorarbeit und ich habe meine eigene zu kreieren, anstatt ihm als ein blöder ahnungsloser Helfer zur Verfügung zu stehen. Es tut mir leid, ich bin weder motiviert noch interessiert“ – antwortete begründet und entschlossen der Vater.

Der besagte Leiter wurde rot im Gesicht, denn dies war eine nach seinem Antrag getroffene Entscheidung der Laborführung und so eine Reaktion erwischte ihn mit seiner Berechtigung ganz überraschend.

„Was bilden Sie sich ein? Das ist doch Ihr Brot, das Sie nun abarbeiten müssen.“ – fiel ihm die älteste Moralpredigt der Welt ein, die er übrigens dem Vater hätte lieber nicht sagen sollen.

„Nein, mein Lieber,“ – erwiderte bereits ohne jede Subordination und bedrohlich kalt der Vater – „Ich verdiene mir mein Brot woanders und schulde dafür niemandem etwas. Seit ich mich überhaupt erinnern kann, musste ich es auf Kartoffelfeldern, auf Heuwiesen und jetzt an meinen Nordausflügen erarbeiten.“

„Ich meine nur ihr Gehalt hier bei uns.“

„Ich meine es auch, denn ich weiß es viel zu gut und jedenfalls viel besser als du, um mir es von dir anhören zu müssen, wo und wie man sein Brot verdient! Ich tue es woanders! Hier betreibe ich nur mein Hobby, denn dieser Job macht mir Spaß, sichert mir aber mit Hundertzwanzigrubeln monatlich nun wirklich

kein Brot zum Leben! Und wenn jemand mich für diese Almosen noch zu etwas zu zwingen versucht, was mir keinen Spaß macht, kann ich gleich darauf spucken! Somit halte ich diese Sache für geklärt und du darfst gehen.“ – beendete er das von dem anderen begonnene Gespräch mit ostentativer Frechheit.

Der Bewerber verlor dadurch seine Gabe zu reden und verschwand. Um am Ball zu bleiben und die leicht prognostizierbaren erniedrigenden Folgen zu vermeiden, schrieb der Vater unverzüglich sein Kündigungsgesuch. Er ging aus dem Keller, wo er forschte und wo das Gespräch stattfand, nach oben zum Laborleiter hinauf, haute ihm sein Gesuch auf den Tisch und erklärte ihm in voller Knappheit:

„Ich will mit sofortiger Wirkung kündigen!“

„Was ist denn in Sie gefahren?“

„Ich hatte gerade eine mich beleidigende Unterhaltung mit Ihrem Gruppenleiter und sehe nun für mich gar keinen Sinn hier weiterzuarbeiten.“

„Um was ging es denn?“

„Der Genosse wollte mich zwingen an seinem Thema und an seinem Projekt zu arbeiten.“

„Es ist eigentlich ein Laborprojekt, das wiederum tatsächlich zu seinem Thema gehört. Interessiert Sie das Thema denn gar nicht?“

„Er versuchte es nicht einmal mein Interesse zu wecken oder danach zu fragen. Er erpresste mich und verlangte von mir, mein Brot bei ihm wie ein Sklave abzuarbeiten. Ich fand es angebracht, ihm den viele von uns hier noch festhaltenden Unterschied zwischen ‚Brot zu verdienen‘ und ‚Spaß an der Wissenschaft zu haben‘ zu erklären.“

„Ihr Brot müssen Sie doch irgendwo verdienen. Sie meinen es wohl nicht ernst mit ihrer Kündigung. Oder haben Sie bereits eine bessere Stelle gefunden?“

„Wenn ich sage, dass ich kündige, dann meine ich es auch so. Es gibt auch genug Institute in der Stadt, wo ich eine Stelle finden und mein Hobby weiterbetreiben kann.“

„Sind Sie sicher, dass es von Ihnen woanders nur noch die Ihnen spaßbringenden Leistungen verlangt werden?“

„Na das will ich hoffen! Wenn es dem nicht so ist, habe ich mir wohl einen falschen Beruf ausgewählt. Außerdem ist es ohnehin ein Luxus hier für nichts zu arbeiten, den ich mir eigentlich ohne meine Kalymgelder nicht leisten kann. Es gibt dort im Norden auch genug Baubedarf und, wenn ich es professionell angehe, kann ich ein freies und sehr wohlhabendes Leben führen.“

Auf solche Gedanken kam der Vater schon früher einmal, aber er wusste dabei gleich, dass es nichts für ihn gewesen wäre. Er wäre unterfordert und nie damit zufrieden. Aber er wusste dabei auch, dass dieser Ausweg – käme es darauf an – ihm immer zur Verfügung steht. Und es läge ihm bei solchen Situationen fern, darüber zu philosophieren, ob er mit so einem abgestuften Leben zufrieden gewesen wäre oder nicht. Das Einwurfsentscheidungsprinzip eben.

Überraschenderweise versetzte schließlich seine Entschlossenheit den Laborleiter – einen im Grunde genommen gutmütigen, wissenschaftlich nicht besonders ausgezeichneten und dadurch ziemlich unsicheren Mann – fast in Panik.

„Wieso machen Sie so einen Aufstand aus dieser Geschichte? Man kann ja alles ruhig besprechen und regeln. Wenn Sie – aus welchen Gründen auch immer – dieser Aufgabe nicht nachgehen wollen, finden wir schon einen anderen Mitarbeiter dafür. Unser Labor ist ja groß genug. Überlegen Sie sich das noch einmal.“

„Ich habe mir das schon überlegt, sonst wäre ich nicht hier.“

„Jedenfalls kann ich über Ihre Kündigung ohne Ihren wissenschaftlichen Chef sowieso nicht entscheiden.“

„Er ist gerade hier. Soll ich ihn holen?“

„Ja, besser wäre es.“

In zwei Minuten war auch der Chef da. Er war ein abstrakter, völlig zerstreuter Mann, der so unfähig war, irgendetwas um sich herum einschließlich seiner eigenen Habilitation zu organisieren und ebenso unorganisiert und verwahrlost aussah, dass man bei so einem Wissenschaftler sofort Verdacht schöpfen sollte: Es handle sich bei ihm um ein Genie!

Dessen Aufgabe war es unter anderem, die Doktorarbeiten des Vaters und noch drei weiterer Doktoranden zu betreuen. Beim Laborleiter zeigte er sich plötzlich und für ein Genie ungewöhnlich entschlossen:

„Nö! kommt nicht in Frage! Du musst doch deine Doktorarbeit zu Ende bringen!“

„So habe ich dem Genossen meine Absage auch argumentiert.“ – meinte der Vater, dem dieses Affentheater allmählich auf die Nerven ging, denn seine prinzipiellen Handlungen wurden vor seinen Augen zu einer Farce gemacht.

„Na dann mache deine Arbeit weiter, alles andere regeln wir unter uns.“ – beschloss der Chef.

Auf seiner Kündigung weiterzubestehen, käme es für den Vater bei solcher Sachlage dem Kokettieren gleich. Er ging wieder hinunter in seinen Keller und der Zwischenfall wurde zunächst vergessen. Nur der „brotspendende“ Projektleiter antwortete noch ein paar Wochen bei ihren Begegnungen auf Vaters Begrüßungen nicht.

Besser hätte selbst der Vater die Situation nicht lösen können. Damals hatte ihn sein Chef, der es noch seit Vaters Studienzeit und Diplomarbeit war, ziemlich überrascht. Aber schließlich bekam man auch zusätzliches Geld für jeden betreuten Doktoranden. Dabei vernachlässigte der Chef seine Doktoranden total! Er störte sie viel mehr als unterstützte in deren Bemühungen ihre Doktorarbeiten

zu Ende zu bringen.

Jede Doktorarbeit ist nicht nur ein komplexes neues wissenschaftliches Resultat, sondern zum großen Teil ein Unternehmen, das man zu organisieren, durch einen konkret und deutlich gesetzten Aufgabenkreis einzuschränken und zu Ende zu bringen, ihre Verfassung und alle für die Promotion notwendigen und zeitraubenden Formalitäten eingeschlossen, fähig sein soll. Also, wie ein Bauobjekt „schlüselfertig“ zu übergeben und die eigene Arbeit bei der Übergabe noch erfolgreich zu verteidigen – zu promovieren, wie es der Vater jedes Jahr bei seinen Kalymen machte.

Die Promotion war auch die einzige Möglichkeit, das miserable wissenschaftliche Gehalt ohne Kalyme und auf Dauer aufzubessern. Aber dem Chef schienen das Schicksal sowie das Gehalt seiner Doktoranden offensichtlich gleichgültig zu sein. Seit vielen Jahren war es nur einem von seinen Doktoranden gelungen, nach vieljährigen Bemühungen zu promovieren.

Wenn sie zu ihm kamen über die gewonnenen Ergebnisse zu diskutieren, war der Chef so genieüblich neugierig, dass er die Doktorarbeit an sich immer vergaß und Jahr für Jahr meinte nur:

„Oh! Bezüglich dieses Ergebnisses wäre es aber interessant, noch vielleicht dies oder jenes zu messen und zu untersuchen.“

Und man untersuchte bei ihm und maß, bis man selbst vergaß, wo der Anfang und was das Ziel gewesen waren und wo das eigentliche Ende – wenn überhaupt! – vorgesehen worden war.

Das einzige, was bei seiner Vernachlässigung ausgesprochen gut jedenfalls für den Vater war: Der Chef mischte sich sonst in ihre Arbeit gar nicht ein, versuchte gar nicht 'rumzukommandieren' und überließ seine Doktoranden ihrer selbst. Für diejenigen, welche die Selbständigkeit verstanden und nicht so oft zu dem Chef mit ihrem die verheerenden Folgen bringenden Diskussionsbedarf gingen, war es die einzige Chance durchzukommen.

Der Vater nahm diese Chance nicht nur wahr, sondern nutzte sie auf eine rigorose Weise aus. Er stellte sich seine Forschungsaufgaben und Ziele selbst; korrigierte sie selbst, wenn es sich der Bedarf dazu aus den Forschungsergebnissen ergab; analysierte, verfasste, präsentierte und veröffentlichte seine Ergebnisse ebenfalls selbst. Aber er schrieb tüchtig und höflich seinen Chef als Koautor in seine Veröffentlichungen hinein. Als seine Aspirantur zu Ende ging und er seine Doktorarbeit innerhalb eines Monats im Kalymtempo fertig schrieb, erinnerte sich sein Chef auf einmal auch daran:

„Hä! Deine Aspirantur geht ja bald zu Ende! Vielleicht sollten wir uns schon *irgendwann* zusammensetzen und über die Planung deiner Arbeit reden.“

„Ach, das ist gar nicht nötig.“ – entlastete ihn von plötzlichen und überflüssigen Sorgen der Vater.

„Wie denn? Du musst ja schließlich zum Aspiranturabschluss deine fertige Doktorarbeit vorlegen, sonst wird dein Misserfolg mir angelastet.“

„Die habe ich bereits fertiggeschrieben.“ – beruhigte ihn der Vater.

„Wann denn?“

„Gerade eben, vor ein paar Tagen beendet.“

„Hm-m.“ – wusste der Chef nicht so richtig, ob er sich nun durch diesen ihn völlig blamierenden, aber auch befreienden Umstand freuen oder ärgern soll – „Gibst du mir deine Arbeit wenigstens zum Lesen?“

„Aber natürlich! Sie sind doch mein Chef und sollen auch Ihr Gutachten zu meiner Arbeit abgeben.“

Somit war der Vater der zweite, wer seine Doktorarbeit und seine Promotion bei diesem angeblichen Genie zustande gebracht hat.

Bei Vaters Kollegen in anderen Forschungsgruppen war das anders. Sie durften in der Regel nur ihre Metallproben vorbereiten: schmelzen, schmieden, walzen, ziehen, schneiden, polieren, ätzen und testen. Nachdem das Nötige an die-

sen Proben dann gemessen worden war, sollten sie die endlich zustande gekommenen Messergebnisse ihrem Chef liefern. Also, sie durften nur die Schmutzarbeit erledigen.

Der Chef übernahm dann den eigentlichen wissenschaftlichen, den eigentlichen Spaß bringenden, derartige Schmutzvorarbeit krönenden und belohnenden kreativen Rest – diese Ergebnisse zu analysieren, mögliche Entdeckungen zu machen, diese zu verfassen und zu veröffentlichen. Dafür durften aber alle Mitarbeiter seiner Forschungsgruppe als Koautoren in jeder dieser Veröffentlichungen auftreten. Mit diesem Fließband hatten sie zwar mehr Veröffentlichungen pro Kopf als der Vater und manche von denen kamen sogar zur Promotion, wussten aber oder mindestens verstanden nicht immer, was eigentlich da in „ihren“ Artikeln drin steht.

Soviel zur Selbstständigkeit, zur Unabhängigkeit und zur Unantastbarkeit, wie der Vater diese Dinge in Sachen der Demokratie verstand und verteidigte.

*

*Worin besteht die Freiheit
oder über eingebildete Ängste und Leidenschaften*

Seine Freiheit – eben als eine Handlungsfreiheit bei seinen Entscheidungen – verstand der Vater aus seiner eigenen Erfahrung und nicht aus einer von außen her durch „re-education“ aufgezwungenen Demokratielehre.

Ein Mensch ist nur dann frei in seinen Handlungen und somit in seinem Menschenleben als eine Persönlichkeit, wenn er keine Angst hat und nicht über seine Schulter schauen oder seine Hand vor dem Mund vorhalten mag, falls er etwas meint, etwas sagt und etwas entscheidet. Und die Ängste macht sich der Mensch meistens selbst. Die anderen – seien es seine Mitmenschen oder die über ihn stehenden Machthaber – weisen nur auf die in ihm bereits schlummernden Ängste hin, nutzen diese aus und erpressen damit diese Menschen. Und

es gilt für jeden Menschen, von dem herrschenden demokratischen, diktatorischen oder sonst noch welchem Staatssystem unabhängig, in welchem er lebt.

Der Vater hatte richtig Angst nur vor einem, so erpresst zu werden. Deswegen lebte er ehrlich und offen, um nichts verbergen zu müssen: keine Lügen, keine großen und vor allem kriminell stinkenden Geheimnisse oder Taten! Dies schließ seine Kalyme ein, bei denen er im Unterschied zu vielen anderen nie die Lügen bezahlen ließ, welche nachgemessen und widerlegt werden konnten, wie zum Beispiel zwei Kubikmeter Erde statt eines tatsächlich ausgebuddelten. Wovor sonst sollte er dann noch Angst haben!

Seit Jahrhunderten scherzen die Sibirier sehr treffend über manch ihr draufgängerisches, angstloses und für die Nicht-Sibirier nicht immer nachvollziehbares Verhalten:

„Weiter als nach Sibirien wird man sowieso nicht verbannt! Sonst wäre es schon eine Belohnung und keine Strafe mehr!“

Sibirien als Gefängnis und Arbeitsstraflager – dort war der Vater schon mal noch als ein schwaches Kind heimisch. Sollte ihm das für manch sein dreistes Verhalten noch einmal passieren, wäre er dort mit seinen neuen Erfahrungen und Kräften noch heimischer und sogar der Erste unter den dortigen Knastbrüdern. Selten wurde er bei seinen Vergehen nicht erwischt, zumal er keins von denen zu verstecken oder zu vertuschen versuchte. Er wusste es schon immer, dass nichts umsonst ist und man für alles – auch und vor allem für seine Vergehen – zahlen muss. Er hatte schon einige Male die Bekanntschaft mit der Miliz gemacht und manche Auseinandersetzungen mit den Milizionären gehabt, die ihn dabei zu verkrüppeln versuchten. Also war er auch hier nicht erpressbar, während viele anderen gerade in solchen Situationen in der Miliz vom KGB erpresst und als seine Spitzel oder gar als Agenten angeworben wurden.

An seinen vorzeitigen Tod glaubte der Vater auch nicht. Er dachte einfach

nicht daran, um davor keine Angst zu haben. Er konnte sich vor möglichen alltäglichen Kleingefahren gut wehren, lernte sowohl von seinem Vater als dann auch selbst die Kunst des Überlebens und wusste nun mit absoluter Sicherheit Eins: Die Umstände, die sein Vater überlebt hatte, hätte er nun auch überleben können. Und kein im Kopf gesunder Mensch konnte sich vorstellen, dass sich die gegenwärtigen Umstände sowohl in der UdSSR als auch auf der ganzen Welt zu den schlimmeren als die für seinen Vater entwickeln könnten.

Natürlich hatte er – wie jeder andere Mensch auch – Angst vor einfachen physischen Schmerzen. Sogar einfache physische Leiden, die ihm zugefügt wurden, sei es auch nur die einfachste vom Arzt verabreichte Spritze, kränkten ihn bis in die Seelentiefe. Aber die Angst vor dem seelischen Leiden dadurch, dass er in irgendeiner Situation kleinmütig gewesen wäre und nicht danach gehandelt hätte, wie es die Situation und seine Prinzipien von ihm verlangten, war bei ihm doch viel größer. Allein schon deswegen, dass beliebige physische Schmerzen schnell vorübergehen, und körperliche Verletzungen früher oder später sowieso heilen, während die in seelisches Leiden übergehenden Gewissensbisse fürs ganze Leben bleiben, zur Selbstverachtung führen und das Selbstbewusstsein ruinieren.

Er konnte deswegen irgendeine herausfordernde Frechheit eines einzigen und eindeutig schwächeren Menschen noch locker geschehen lassen, warf sich aber sofort, ohne zu überlegen, in die Schlacht, falls er dazu von ein paar Männern herausgefordert wurde. Denn, wenn ein Mensch in solchen Situationen nur eine Sekunde überlegt, siegen seine Vernunft und sein Selbsterhaltungsinstinkt und er zieht sich leise und ohne jeglichen Schaden für seine Nase zurück. Der Vater bevorzugte es, sich erst nach einer Schlacht stolz zurückzuziehen und dann eine Woche lang mit der gebrochenen Nase zu schlafen, statt mit gesunder Nase kleinmütig zu verschwinden, um dann mehrere Nächte nicht mehr zu schlafen und das ganze restliche Leben unter der Gewissheit über seinen eigenen Kleinmut zu leiden.

„Abgerupfter, aber nicht besiegtter Hahn!“ – wie er über sich selbst scherzte, wenn sich seine Freunde manchmal nach solchen Zwischenfällen bei ihm erkundigen wollten, warum er so blöd sei. Wie sich solche Auseinandersetzungen auch enden mochten, nahm der Vater seinen Gegnern den Sieg von vorne rein weg, denn keine normalen Männer empfinden sich als Sieger, wenn sie zu dritt oder zu viert einen niederschlagen, welcher sie auch noch selber angegriffen hat.

Der Vater hatte auch keine Angst seinen Weg zu brechen und somit irgendein ehrgeiziges Ziel aus dem Auge zu verlieren oder dieses dadurch nicht zu erreichen. Denn sein ehrgeizigstes Ziel war es ja, nicht einen richtigen, direkt ans Ziel führenden Weg irgendwie zu gehen, sondern seinen aufrichtigen Weg richtig zu gehen. Dementsprechend konnte er dieses Ziel nie aus dem Auge verlieren, egal wie gebrochen und zickzackartig sein Weg auch war. Und falls sich ein nächster Zickzack nicht notgedrungen ergab, legte der Vater einen selbst ein.

Denn am Ende seines geraden Weges kann jeder Mensch nur ein trübes und makabres Bild von seinem eigenen Sarg und Grab sehen, welches nicht unbedingt zu den ehrgeizigsten Menschenzielen gehören möge. Es ist ja viel interessanter zu leben, wenn derselbe Mensch nicht so genau weiß, welche herausfordernde und das Sargbild abschirmende Überraschung auf ihn am nächsten Tag um die nächste Zickzackecke wartet.

Er hatte auch keine Angst etwas zu verlieren. Denn das, was er hatte, hatte er niemandem zu verdanken, um sich in seinem Verhalten nach diesem Niemanden richten zu müssen, damit ihm sein Hab von diesem nicht weggenommen wird und dadurch verloren geht. Außerdem war das Meiste davon, was er zu haben meinte, in ihm drin und immer bei ihm dabei, sodass ihm es keiner wegnehmen konnte. Alles Unentbehrliche draußen, was er zu besitzen geschafft hatte, hatte für ihn nur deswegen einen Wert, weil er das geschafft hatte. Also sollte ihm das

weggenommen werden oder verloren gehen, wird er das wieder schaffen können, aber auch nur dann, wenn das für ihn immer noch unentbehrlich bliebe.

Er hatte auch keine Angst etwas nicht zu bekommen, was für ihn unentbehrlich wäre. Denn das Unentbehrliche war für ihn nur das, was er bezahlen konnte. Solange er das Geld dafür immer wieder vom Norden holen konnte, konnte er das auch erwerben, ohne jemandem in den Arsch kriechen und in langen Warteschlangen anstehen zu müssen. Was er nicht erwerben konnte, ohne dies alles tun zu müssen, konnte er eben entbehren, wie er es von klein auf lernte.

In Urlaub fuhr er sowieso nur noch nach Norden. Und um dorthin zu fahren, brauchte er keine in Schlangen ausgestandenen Kureinweisungsscheine von der Gewerkschaft. In die kommunistische Partei wollte er sowieso nie eintreten und das nicht nur deswegen, dass diese schon immer eine falsche und verbrecherische Partei gewesen war, die er einfach menschlich verachtete. Er hätte es auch nicht getan, wenn ihm sogar mehrere Parteien zur Wahl stünden. Denn Mitglieder jeder Partei müssen sich dieser fügen, sich von dieser führen lassen und dadurch mit dieser zusammen zum etwas von ihnen selbst nicht Kontrollierbaren werden – meistens zu Verbrechern. Und dies war eine der wenigen Unfähigkeiten des Vaters, sich jemandem zu fügen, jemandem zu gehorchen oder zu gehören, um dann mit blödem Gesicht dazustehen und von nichts etwas zu wissen zu behaupten.

Es galt für ihn aber natürlich immer seine Allernächsten davon auszuschließen, unter welchen auch kein Jemand oder Niemand war, welchen er gehörte, welche über ihn verfügen durften, welchen er sich zu fügen und auf welche er sogar zu hören versuchte, wenn sie etwas Vernünftiges zu sagen hatten, wie sein Vater das schon immer tat.

Diese Handlungsfreiheit nahm er sich aber nur dann, wenn er in seinen Prinzipien herausgefordert wurde. Ansonsten bewegte er sich unter seinen Mitmenschen ziemlich behutsam und taktvoll. Denn er selbst hatte es auch hart lernen

müssen, wie menschliche Taktlosigkeit oder die als persönliche Bewegungsfreiheit verstandene Rücksichtslosigkeit und Grenzenlosigkeit wehtun und schnell zu unnötigen Konflikten führen können.

Diese grundsatzlosen und unnötigen Konflikte wie die zwischen den braven Schlangenstehern und den Vordrängler oder Seitenstörern aller Art suchte er tunlichst zu vermeiden. Denn ihm genügten schon seine grundsätzlichen Konflikte, nach denen er gar nicht suchen musste. Jedenfalls hatte er auch brav die Warteschlangen für Wodka angestanden, solange diese noch ein vernünftiges Ausmaß behielten. Als diese aber über alle Maße auswuchsen, kaufte er Wodka nur schwarz für einen doppelten Preis und nur dann, wenn das unbedingt sein musste. Als die Schlangen und Preise aus Prinzip nicht mehr zu ertragen geworden waren, hörte er auf zu trinken.

*

Das Infantilwerden der Gesellschaft oder über die erste Liebe, Freuds Theorie und darüber, wen man heiratet und warum man sich scheiden lassen soll

Derartige Probleme und Fragen wurden auch theoretisch unter Vaters Kollegen öfter ausdiskutiert. Einer der Kollegen – mit dem zusammen der Vater die Uni absolviert hatte, mit ihm eines Sommers im Norden gewesen war und welcher nun mit ihm in demselben Institut, aber in einer anderen der oben geschilderten Forschungsgruppen arbeitete – machte es sich zur Gewohnheit, den Vater zu Diskussionen über irgendwelche Themen herauszufordern.

Vielleicht gerade deswegen, weil ihm diese kreative und ihm von seinem Chef weggenommene Hirnarbeit doch etwas fehlte. Außerdem wusste er nach aller gemeinsamen Zeit mit dem Vater, seine Meinung zu schätzen, und er hörte diese Meinungen gerne an. Am Ende hieß es dann bei ihm:

„Nun haben wir noch 'ein Ding an sich' aufgeklärt!“

Der Kollege war nett sowie durchaus schlicht und normal, was ihn gegen et-

waige unter Studenten übliche Schizothymie¹ total sicher machte. Die Schizothymie, welche besonders viele Studenten aufwies, die ihren Kopf an Fragen wie „Worin besteht der Sinn des Lebens?“ oder gar „Sein oder Nichtsein?“ zerbrachen.

Der Kollege war darüber hinaus immer bereit eine mit seinen Freunden gemeinsame Rechnung zu bezahlen, hatte aber irgendwie immer einen zu großen, schwer wechselbaren Geldschein dabei und auch diesen zog er dann so langsam, dass der Vater es immer schaffte, seinen Schein schneller zu ziehen und dadurch für beide oder auch für mehrere öfter zu bezahlen.

Er stammte ebenfalls aus einem sibirischen Dorf, aber seine Eltern gehörten im Unterschied zu den „kriminellen“, verbannten und zwangsangesiedelten Eltern des Vaters zu den Ureinwohnern Sibiriens und zu der sowjetischen Dorfintelligenzija: Sein Vater war ein Parteimitglied und Leiter eines Rinderbetriebs. Von seiner Mutter vererbte er eine weibliche Schönheit im Gesicht, welche alle um ihn herum streunenden Mädchen und Frauen an den armen Kerl heranlockte, wie ein Misthaufen alle Mistfliegen anlockt.

Diesen nicht von ihm verschuldeten „Umständen“ war seine naive Selbstgefälligkeit zu verdanken, mit welcher er seinen Kopf in fünf Jahren Uni-Zeit hatte voll mit Physik stopfen lassen, aber von sonstigen Folgen der höchstlabilen intellektuell-geistigen Uni-Umgebung gänzlich unversehrt blieb.

Kurzum war er von der Menschensorte, die vom KGB gerne und leicht als Spitzel angeworben wurde und sich gerne, sogar ohne jegliche, sonst übliche Erpressung anwerben ließ, um ihre Kommilitonen und Kollegen bei der Behörde zu denunzieren oder, wie es im sowjetischen Volksmund hieß, über sie zu „klopfen“, was auch ihren Spitzelnamen „Klopfer“² im selben Munde bestimmte.

Für den Vater war er nicht als eine besondere Persönlichkeit interessant, je-

¹ zur Schizophrenie neigende Veranlagung

² rus. „Stukatsch“ (стыкач)

doch als ein Typ, welcher eine breite Schicht der Menschheit am besten vertrat. Das war für den Vater viel wichtiger, denn er konnte die unübersichtliche Vielfalt der Menschheit durch solche typischen Vertreter bis auf ein paar Menschencharaktere reduzieren. So war es dann viel leichter die Menschheit und ihr buntes Treiben zu handhaben, zu verstehen und – wie gesagt – auch einen möglichen Stukatsch-Klopfer rechtzeitig zu erkennen.

Diese Charaktere verwendete der Vater dann auch in Diskussionen, um den anderen seine Argumente durch solche Beispiele lebendiger und zugänglicher zu machen. So wie er es seiner Tochter bei der Diskussion über Entscheidungsfähigkeit durch das Paradigma von verhungern dem Buridans Esel oder von dem verzweifelt vor zweien gleichen Türen stehenden Menschen anschaulich zu machen versuchte.

Gerade der Kollege lieferte ihm das letztere Bild, der eines Tages zum Vater in seinen Forschungskeller runterkam und ihn um einen Rat bat:

„Ich bin in eine Sackgasse geraten und finde keinen Ausweg. Kann ich mit dir darüber reden?“

„Reden kostet ja nichts. Schieß los.“

„Es handelt sich hier um Frauen.“

„Um was denn sonst! Auf diesem Felde liegen bei manchen die meisten Probleme und Sackgassen!“

„Ne, an sich haben sie mit meinem Problem nichts zu tun.“

„Müssen sie auch nicht. Lies Freud. Es ist in uns drin.“ – versuchte der Vater auf lockere Weise auszuweichen.

„Pass auf, was du da sagst! Freud zu lesen, ist bei uns verboten.“

„Blödsinn! Bei uns zählt es lediglich zur Normalität in unserem Verhalten nur von den kommunistischen Ideen und nicht von irgendwelcher sexuell-pathologisch-bourgeoiser Libido geführt zu werden. Wenn ich aber mein Ver-

halten nach seinen Trieben analysiere, was nicht verboten ist, muss ich dann Freud auch nicht lesen, um festzustellen, dass ich nicht normal bin.“ – ärgerte sich der Vater darüber, dass er loyalitätsmäßig fast ausrutschte, statt auszuweichen.

„Jedenfalls geht es bei mir nicht um meine Libido, sondern um die pure Liebe.“

„Sei selig, wenn du dir dessen so sicher bist! Meinst du die platonische?“

„Ich meine Liebe zu zwei Frauen, die ich gleich begehre. Dadurch ist meine Libido neutralisiert, aber das Problem bleibt.“

„Liebe zu zwei Frauen gibt es nicht! Und unsere Libido lässt sich nie ausschalten oder neutralisieren. Sie ist in manchem Verhalten nur schwer ausfindig zu machen.“

„Na dann versuchen wir es jetzt zu tun. Vielleicht hilft es mir auch weiter.“

„Lädst du mich damit ein, deine Unterwäsche mit dir zusammen durchzuwühlen?“

„Ich will nur, dass du mir zuhörst.“

„Bin ganz Ohr!“

„Ich habe dir vielleicht schon mal über meine Studentenliebe zu einem schönen und klugen Mädchen erzählt. Sie liebte mich auch und wir kamen einander schnell sehr nah.“

„Meinst du, ihr habt miteinander geschlafen?“

„Nicht wichtig! Wichtig ist, dass wir uns mit der Zeit auseinander geliebt haben. Ich habe es gewusst und gesehen, dass sie mich immer noch liebt, aber sie ist davon geflohen und ich habe sie schließlich verloren.“

„Siehst du! Es ist doch wichtig mit dem Schlafen. Du hast mir früher darüber zwar nichts erzählt, aber die Geschichte an sich ist uralte. Die erste Liebe! Die

Liebe von Siebzehnjährigen. Sie hatte noch nie ein glückliches Ende. Sie kommt einfach zu früh, verfault in ihrer Aussichtslosigkeit und hinterlässt nur unverdiente Schmerzen, unbegründete Komplexe und schwer heilende Wunden.“

„Warum Aussichtslosigkeit und wie kann die Liebe verfaulen?“

„Die erste Liebe ist aussichtslos, weil sie folgewidrig ist und sich deswegen nicht entwickeln kann. Und alles Lebende, was sich nicht mehr entwickelt, ist tot. Und alles Tote verfault! Diese Liebe explodiert, zerfleischt unsere siebzehnjährige Seele und bleibt dann wie ein Explosionsrauch in der Luft hängen. In dem Alter ist ein Junge noch nicht reif genug eine folgerichtige Entwicklung seiner Liebe zu verantworten. Sie hat das gewusst und ist zurecht davon geflohen. Sie war wohl ein kluges Mädchen!“

„Klug war sie allemal, aber was heißt schon folgerichtig oder folgewidrig. Ich habe mich schon reif genug gefühlt.“

„Reif genug für was? Für Sex? Die Liebe ist eine nur menschengespezifische Anziehungskraft zwischen zwei Geschlechtern. Weniger menschengespezifisch ist die Folge dieses Geschlechtertriebs – die Familienbildung, denn dies machen viele Tierarten auch. Und schon gar nicht menschengespezifisch ist die nächste Folge, die Paarung zwecks der Kinderzeugung als ein totales und allermächtigstes Naturgesetz der Fortpflanzung.“

„Die Fortpflanzung setzt ja Sex voraus.“

„Nein! Diese setzt lediglich einen Samenaustausch voraus, bei manchen sogar ohne Geschlechtsverkehr. Sex an sich ist ein ebenfalls menschengespezifischer, lustbefriedigender und damit ebenso folgewidriger Extrakt aus der Fortpflanzungskomplexität. Die Verpflegung und der Schutz von gezeugten Kindern gehören sogar zum größten Teil dieses Naturtriebes. Kein junges, aber schon geschlechtsreifes Tiermännchen kommt zum Geschlechtsverkehr mit einem seiner artgleichen Weiber, ehe er den starken Alten besiegt und damit seine echte Reife zur Kinderzeugung, zu ihrem Schutz, zu ihrer Verpflegung und Erziehung

bewiesen hat. Du hast sie nicht überzeugt, der letzten Aufgabe gewachsen zu sein, wenn du ihr sogar entsprechende Angebote gemacht hast, was ich übrigens auch bezweifle.“

„Aus der Schulbiologie ist es mir irgendwie geblieben, dass sich die Tiermännchen auch dieser Aufgabe entziehen.“

„Nicht alle! Nur die primitivsten Arten wie bei Menschenmännchen und manchmal sogar Menschenweibchen auch. Denn diese zweite Aufgabe lässt sich nur durch die Rollenverteilung und Zusammenwirkung in den mehr oder weniger hoch entwickelten Sozialstrukturen wie Familie, Rudel, Stamm, Sozialgesellschaft am effektivsten erfüllen.“

„Und du meinst, ich war dieser Sozialaufgabe damals nicht gewachsen?“

„Sie hat das bestimmt gemeint. Ich meine, dass nicht nur du warst dieser Aufgabe nicht gewachsen, sondern keiner ist es in diesem Alter! Es ist noch eine menschliche Paradoxie, dass die Kluft zwischen der Geschlechtsreife und der Sozialreife von Menschenkindern immer weiter wächst.“

„Im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren mit jemandem Geschlechtsverkehr zu haben und auch gebären zu können, aber nur im gesetzlich vorgeschriebenen Alter von achtzehn Jahren heiraten und wählen zu dürfen?“

„Eben! Wobei diese sowieso willkürlich festgelegte Achtzehn-Grenze schon längst keiner Realität mehr entspricht. Die Wissenschaft und die Technik, welche unsere Gesellschaft früher nur bedienten, entwickeln sich im zwanzigsten Jahrhundert so rasant, dass sie die Gesellschaft mittlerweile formen und führen, sodass diese Gesellschaft selbst nicht mehr weiß wie und wohin! Früher schaffte es die Gesellschaft noch immer sich und die diese Gesellschaft bildenden menschlichen Verhältnisse der gemächlich laufenden Entwicklung anzupassen. Heutzutage hat die Gesellschaft durch natürliche Trägheit menschlicher Verhältnisse gar keine Zeit dafür. Sie kommt mit ihren alten Sitten, Bräuchen und Sozialstrukturen nicht mehr zurecht, muss improvisieren und verliert immer

mehr an ihrer Menschlichkeit und an der humanen Sozialreife. Aus diesem dich etwas freisprechenden Gesichtspunkt sind heute nicht nur die Siebzehnjährigen, sondern auch manche Siebzigerjährigen nicht mehr sozialreif genug, um ihren Nachkommen durch die Erziehung irgendwelche langfristigen Lebensanhaltspunkte für die Zukunft zu geben.“

„Du hast mich wie immer in ein tierisches und menschliches Dickicht geführt. Meine Frage war ja lediglich, welche von den beiden Frauen ich heiraten soll, die mit der ich seit einem Jahr befreundet bin und die du auch kennst, oder die Erste, die ich vor kurzem begeistert wiedergetroffen habe.“

„Soll ich zwei Streichhölzer zum Ziehen präparieren?“

„Nein, so ist es nicht! Eine liebe ich dafür, dass sie so schön und lustig ist, aber die andere liebe ich auch, und zwar dafür, dass sie so klug und zärtlich ist und außerdem meine erste Liebe war. Was sagst du dazu?“

„Heirate keine! – Wenn du mich schon fragst. Denn du liebst in der Tat keine von den beiden. Ich sage ja, dass es keine Liebe zu zwei Frauen gleichzeitig gibt. Heirate eine nur dann, wenn so eine Vergleichsfrage und überhaupt Fragen ‚Wofür und wieso ich jemanden liebe?‘ bei dir gar nicht aufkommen und deine Braut für dich mit keiner Frau auf der Welt zu vergleichen ist. Und soll sich diese Vergleichsfrage während deiner Ehe mal auftauchen, brich deine Ehe sofort ab und mach dich auf und davon! Allein deshalb, dass du deine Gattin mal geliebt hast und deswegen ihr, geschweige denn euren gemeinsamen unschuldigen Kindern das nicht antun darfst.“

Der Kollege folgte dem Ratschlag des Vaters zu seinem Unglück nicht, heiratete die Lustige, gebar mit ihr eine Tochter, verhasste seine Gattin mit den Jahren immer mehr, verachtete sie laut und offen, blieb aber trotzdem angeblich wegen der Tochter weiterhin mit ihr zusammen und ging immer wieder zu der ersten Liebe fremd, welche mittlerweile selbst verheiratet war und Kinder hatte.

Vielleicht verkomplizierte der Vater doch schon wieder die Liebe und das Glück in seinen Vorstellungen darüber und vielleicht gönnte er zu Unrecht kein Glück den beiden oder auch mehreren Familien. Denn keiner weiß, durch welche Familien noch in dieser Kettenreaktion die anderen Ehe-Scherben nun fremdirren.

*

*Woher kommt Demokratie oder über
die Rolle der Polizei dabei und über die Liebe zur Menschheit*

Eben mit diesem Kollegen diskutierte der Vater ein anderes Mal das auch fürs KGB als möglicher Auftraggeber des Kollegen interessante Thema „Demokratie und Freiheit“.

„Ich hätte mal gerne die Freiheiten der westlichen Demokratie kennengelernt.“ – fing der Kollege provozierend an.

„Welche Freiheiten meinst du denn, wenn du keine von denen kennst?“ – erwiderte der diese Provokation erkannte Vater.

„Na, was weiß ich. Ich habe zum Beispiel in Moskau einst deutsche Touristen aus dem Westen gesehen. Sie verhalten sich anders, frei eben! Sind dadurch auffallend.“

„Gerade in meinem Verhalten brauche ich keine Demokratie, um frei zu sein. Ich verhalte mich immer frei! Ich kann vor allem die Demokratie am wenigsten gebrauchen, die von meisten Menschen als eine extra für ihre eigene Grenzenlosigkeit geschaffene Freiheit verstanden wird!“

„Was hast du gegen diese Freiheit?“

„Ich habe nichts gegen die persönliche Freiheit als 'bewusst gewordene Notwendigkeit' – so etwas steht sogar, wenn ich mich recht erinnere, in Lehrbüchern des uns unterrichteten Marxismus-Leninismus. Aber ich habe tatsächlich etwas gegen die persönliche Freiheit als grenzenlose, bis zur Arroganz und Rücksichtslosigkeit steigende Freiheit im Verhalten von Menschen! Auch von

den ausländischen Touristen, die ich gelegentlich ebenfalls in Moskau begegne und die mir meistens durch ihre Arroganz auffallen.“

„Was ist dann mit deiner Verhaltensfreiheit?“

„Meine Freiheit endet an der Grenze, wo die Freiheit eines anderen Menschen beginnt! Ich muss diesen anderen Menschen und sein Recht auf seine persönliche Freiheit berücksichtigen und nicht auf ihn und seine Freiheit rücksichtslos spucken.“

„Das ist ja gerade das Problem, wer und wie bestimmt diese Grenze.“

„Nein, das ist ja gerade die Freiheit, nicht so weit zu gehen und es überhaupt nicht zu zulassen, dass jemand dies für dich tut! Ich setze diese Grenze selbst, welche ich dann auch nicht überschreite. Darin besteht ja die 'bewusst gewordene Notwendigkeit' und meine persönliche Freiheit, dass ich selbst und frei der Notwendigkeit solcher Grenzen bewusst bin und danach bewusst und frei handle. Und diese Freiheit ist längst nicht für jeden sowohl bei uns als auch im Westen selbstverständlich. Deswegen sind sie dir aufgefallen und deswegen haben sie im Westen bestimmt nicht weniger Polizisten, als wir hier Milizionäre.

Ich habe dazu alles gesagt, was ich, ohne westliche Freiheiten zu kennen, aus meiner eigenen empirisch-philosophischen Lehre über die Demokratie und über persönliche Freiheiten weiß.“

„Demokratie ist aber etwas anderes als nur Menschenverhältnisse, über die du redest.“

„Demokratie oder Diktatur oder sonst noch etwas ist nichts anderes als eine zur Staatsordnung gemachte Äußerung der in der Gesellschaft herrschenden sozial-politischen Menschenverhältnisse. Die Verhältnisse, welche mit dem Zusammenprall zweier Gesellschaftssubjekte beginnen, bestimmen auch gesellschaftliche Verhältnisse bei einer oder der anderen Gesellschaftsform bzw. Staatsordnung und sind damit primär. Und nicht umgekehrt, sodass dem Staat

eine Gesellschaftsform auf einmal, von innen durch Aufstände und Putsche im-
plantiert oder von außen durch Kriege und Siege importiert, auf den Kopf fällt,
und schon herrschen als eine sekundäre Tatsache demokratische oder diktatori-
sche Menschenverhältnisse in diesem Staat. Menschen entwickeln kontinuierlich
ihre Verhältnis- und Verhaltenskultur in ihrer Gesellschaft und somit ihre ver-
diente eigene Staatsform. Wie es die These ‚Jedes Volk hat die Regierung, die es
verdient‘ von französischem Philosophen Joseph de Maistre, sehr treffend defi-
niert, obwohl Herr de Maistre zu seiner Zeit nicht wissen konnte, wie das deut-
sche Volk die Nazi-Diktatur demokratisch wählte und begeistert begrüßte.“

„Wovon redest du schon wieder? Es gibt ja eine genaue Definition von De-
mokratie.“

„Ach, komm mir bloß nicht damit! Von der Demokratie als Macht des Vol-
kes wie bei uns oder sogar, milder ausgedrückt, der Mehrheit des Volkes wie im
Westen, will ich gar nichts wissen! Das Volk oder eine abstrakte Volksmehrheit
ist für mich eine amorphe, hirnlose und gesichtslose Masse und die Macht dieser
Masse kenne ich viel zu gut!“

Der überraschte Kollege überlegte eine Zeit lang und resümierte:

„Du scheinst Menschen nicht besonders zu mögen?“

„Welche meinst du denn?“ – fragte der Vater mit Raison zurück, etwas ge-
reizt dadurch, dass er sich auf diese Diskussion eingelassen hatte – „Ich kann
nur die Menschen mögen, die ich kenne! Und ich kenne nur diejenigen, die ich
mag. Diejenigen sogar von meinen Bekannten, welche ich nicht mag, der oben
diskutierten Grenzenlosen eingeschlossen, existieren für mich einfach nicht.
Sind eben von mir begraben und vergessen! Sie permanent nicht zu mögen oder
– um Gottes willen! – gar zu hassen und gegen sie zu kämpfen, nimmt Einem zu
viel geistige Kraft weg, die man woanders viel besser und kreativer gebrauchen
kann. Die Menschheit als solche ist viel zu groß und zu abstrakt, um sie einfach
so pauschal zu mögen oder nicht zu mögen!“

„Du kennst doch prominente Leute, magst du diese?“

„Ich kann ihre Werke mögen oder nicht mögen, aber ich muss sie selbst und ihre Werke nicht unbedingt bei Namen kennen. Warum soll ich es auch? Kennen sie mich etwa? Sie interessieren mich als Personen ebenso wenig wie ich sie auch!“

Diese Antwort überraschte den Kollegen ebenfalls. In seinem durch Dorfkomplexe entwickelten Snobismus pflegte er wie die meisten Menschen eigentlich überall auf der Welt auch solche gemeinnützlichen und für Salongespräche oder Quiz-Shows dringend notwendigen Kenntnisse und Informationen aus dem Klatsch über die Prominenz und so etwas Ähnliches zu speichern. Er blieb zunächst sprachlos.

Diese Einstellungen bildeten auch die Grundlage dazu, wie der Vater seine und nicht seine Probleme definierte. Daraus ergab sich im Allgemeinen seine Lebensphilosophie, aufgrund derer er seine eigene Welt aus dem engsten Kreis seiner Nächsten aufbaute. In dieser Welt war er bereit die Verantwortung zu übernehmen und zu tragen. In dieser Welt herrschten aber seine Ideale, sein Moralkodex und seine Menschengesetze: Die hart erprobten und sich bewährten Sachen, die in ihrer Gesamtheit zu so etwas wie seiner eigenen Religion wurden.

*

*Wer verantwortet das Gute und das Böse oder über
die Engeljagd und den Moralkodex des Erbauers des Kommunismus*

Was seine offizielle Religion betraf, so wuchs der Vater-Kleine eher als Ungläubiger auf. Sein Vater war wie die meisten Deutschen aus der Prischiber Kolonie in Südrussland in der evangelisch-lutherischen Kirche getauft worden. Im Laufe seines Lebens verblich aber sein Glaube, nachdem er seit seinem elften Lebensjahr gezwungenermaßen gelernt hatte, sich immer nur auf sich selbst und seine eigene Überlebenskunst zu verlassen. Er hatte jedes Vertrauen und somit den Glauben an Gott verloren und lachte nur gutmütig über jene widersprüchlichen Bibelgeschichten, falls ihm jemand mit diesem Thema kam. Es ist nicht

wunderlich deswegen, dass eins seiner Lieblingsbücher „Die lustige Bibel für Erwachsene und Kinder“ von französischem Atheisten Leo Taxil war, das auch in den bereits erwähnten Familienlesungen vorgelesen wurde und den Kleinen mit seinen Geschwistern wirklich prächtig amüsierte.

Die in der russisch-orthodoxen Kirche getaufte Mutter glaubte, wenn auch heimlich, an Gott, besonders nachdem ihre Gebete von Gott erhört wurden und der Vater aus der Hölle des Krieges und der Gefangenschaft zur Familie zurückgekehrt war.

Die Mutter brachte ihren Kindern sogar „Das Vaterunser“ vor dem Schlaf bei und erzählte ihnen immer, dass die Schutzengel während des Essens in ihren Kinderachselhöhlen sitzen würden. Dies veranlasste den fest daran glaubenden Kleinen, die Engel natürlich zu jagen. Er warf plötzlich seinen Löffel auf den Tisch und griff unter seine Achseln. Nur waren die Engel immer ein Stück schneller als er. Wahrscheinlich wussten sie einfach im Voraus Bescheid über sein tückisches Vorhaben. Jedenfalls schaffte er es nie sie zu schnappen, was seinem Glauben selbstverständlich wenig weiterhalf.

Offiziell wurde die Kirche in der UdSSR zwar nicht direkt verboten, aber vom Staat getrennt und somit inoffiziell gemacht. Demzufolge wurden die meisten den staatlichen Schutz verlorenen Kirchen nach dem Oktoberputsch 1917 „inoffiziell“ zerstört. Von den meisten gebliebenen wurden „inoffiziell“ Kreuze und Glockentürme als Symbole und Verkünder des Christentums gesprengt und abgerissen. Mit solchem „kastrierten“ Antlitz wurden diese an wirtschaftliche Nöte angepasst, welche allerdings wiederum offiziell waren. In einem kleinen Teil der mit Kreuzen und Glockentürmen verbliebenen und aus diesen Gründen nicht gleich als museums-architektonische Raritäten enteigneten Kirchen wurden sogar offizielle Gottesdienste erlaubt, aber auch diese standen weniger in Obhut Gottes als unter der Beobachtung des NKWD-KGBs.

Die meisten ohne Kirchen gebliebenen Kirchengemeinden wurden „inoffizi-

ell“ auseinander getrieben. Die Gläubigen und Geistlichen füllten bekanntlich Jahr für Jahr „inoffiziell“ sowjetische Konzentrationslager und Gefängnisse, von denen manche allerdings – man muss es wahrheitshalber erwähnen – in ehemaligen Klöstern untergebracht wurden. Sie wurden vernichtet, verfolgt, erpresst und waren überhaupt unerwünscht, denn der Glaube an Gott machte „inoffiziell“ die Konkurrenz dem offiziellen Glauben an Kommunismus.

Die Christliche Moral, welche die Seele des russischen orthodoxen Volkes fast ein Jahrtausend lang so erfolgreich geprägt hatte, wurde durch den „Moral-kodex des Erbauers des Kommunismus“ ersetzt. „Der Kodex“ beinhaltete zwar heuchlerisch dieselben, wenn auch etwas umformulierten Gebote aus der Bibel, aber es wurde nun den diesen Geboten folgenden Menschen ein Paradies auf der Erde, statt des Paradieses im Himmel nach ihrem Tod versprochen, nämlich der Kommunismus, und zwar noch in ihrem leiblichen irdischen Leben.

Da es jeder Mensch aus dem Volk bei den andauernd herrschenden Armut, Elend und Not schnell errechnen konnte, dass er dieses Paradies auf Erden nie erleben würde, hielt jeder auch nicht viel von diesen Ersatzgeboten. Die Kommunisten schlossen sich aus dem Kodex automatisch aus, denn sie waren durch ihre sogar in ihrem Kodex verbotene Gier nach fremdem Besitz und durch ebenfalls im Kodex versagten Ermordung und Raub an die Macht gekommen und verübten diese Macht nach denselben Antikodex-Geboten weiter. Also, „der Kodex des Erbauers des Kommunismus“ konnte nie so einen Erfolg wie die Bibel erlangen und blieb nicht abgerufen und nutzlos, da weder der Kommunismus noch sein Erbauer schließlich vorhanden waren.

Der Vater beschäftigte sich mit Paradiesfragen wenig. Ihn interessierten mehr die einfachsten Lebensfragen. Seit seiner Kindheit mit den Filmen über den Krieg fragte er sich:

„Warum stehen alle Menschen ohne Ausnahme im Kinosaal während einer Filmvorführung auf der Seite der Guten gegen die Bösen, verwandeln sich aber

sofort in die Bösen, wenn sie aus den Kinosälen hinausgehen und in ihr Leben zurückkehren?“

Das erstere bedeutete für ihn, dass die Menschen eine Vorstellung vom Guten und vom Bösen – egal ob es aus den Bibelgeboten oder aus dem Moralkodex – doch haben und sogar ihre Neigung zum Guten noch aufweisen.

Doch das letztere zeigte, dass die Menschen das Gute und das Böse so schwarz-weiß deutlich, wie es in der Urquelle oder in Filmen so üblich ist, in einfachen und deutlichen Axiome eigenhändig nicht zerlegen und die zwei Antipoden in ihrer alltäglichen Wirklichkeit nicht erkennen können oder es auch in ihrem eigenen Interesse und aus niedrigen Beweggründen heraus manchmal nicht wollen.

Daraus ergab sich für den Vater eine andere, menschnahe Interpretation von Gott im Himmel und Teufel in der Hölle sowie von ihrem ewigen Kampf:

„Die beiden leben doch in jedem von uns und jeder von uns entscheidet selbst über ihren Kampf und hat für seinen Ausgang die Verantwortung zu tragen!“

Dies lag auch nicht so weit von dem Gedanken Christi, den er der verzweifelten Maria Magdalena, ihr nach seiner Auferstehung erschienen, in Worten offenbaren sollte:

„Schau nicht hin und höre nicht hin, was du zu tun hast. Schaue und höre in Dich selbst hinein und suche bei Dir selbst danach!“

Nach dieser einfachen, schon dadurch Christus nahe liegenden und von jedem Pharisäismus gereinigten Darstellung fiel es dem Vater leichter die Charaktere von Menschen in ihrem komplizierten Treiben zu erkennen.

„Es liegt an jedem höchstpersönlich, ob er das Gute oder das Böse zu seinem Lebenshauptziel setzt und ein guter oder ein böser Mensch sein will.“ – predigte er es dann seinen Töchtern auch, denn es wäre keine Erziehung – seiner festen

Überzeugung nach – ohne solche Grundlagen überhaupt möglich.

„Dann sind alle Menschen auf der Erde gute Menschen! Wer will schon freiwillig ein böser Mensch sein?“ – überraschten ihn die Ältere wieder mit ihrer Kinderlogik, nach welcher nur das Gute zu existieren berechtigt sei.

„Wo du damit recht hast, ist es, dass sich kein Mensch vielleicht öffentlich als ein Böser präsentieren will. Kein Mensch gibt es gerne zu! Die meisten sind sogar überzeugt davon, dass sie die Guten sind. Das liegt an der Komplexität der Frage, was gut und was schlecht oder böse ist. Dabei hätte es schon gereicht, um ein guter Mensch zu sein, die Gottessiege über Teufel in dir überwiegen zu lassen. Lässt ein Mensch den Teufel gewinnen, ist er ein schlechter oder böser Mensch!“

„Nur ein dummer Mensch kann den Teufel gewinnen lassen!“

„Insofern sich dieser Kampf in unserem Kopf und mit unserem Willen entschieden wird, hat es wahrhaftig mit der Intelligenz und Willensstärke eines jeden Menschen zu tun. Dumme Menschen können vielleicht den Teufel nicht immer erkennen, was noch halb so schlimm wäre. Aber viele andere erkennen den Teufel schon und lassen ihn trotzdem aus überlegten Gründen gewinnen. Der Teufel kann ja bei den in der Welt herrschenden Verhältnissen viel nützlicher als Gott sein. Solche Menschen sind meiner Meinung nach die schlimmsten und meistens gar nicht so dumm!“

„Aber wie kann man den Teufel wirklich erkennen?“

„Gute Frage! Man kennt ja den sogenannten inneren Schweinehund, so etwas wie unsere zweite, innere Stimme in uns. Die ist immer so gütig zu uns, während die erste, die Stimme Gottes, die Stimme unserer vom Gott gegebenen Vernunft, uns immer hart und gnadenlos erscheint. Kommt es euch bekannt vor?“

„Oh ja! Jeden Morgen, wenn ich so früh aufstehen muss, spricht so eine ver-

lockende Stimme zu mir: ‚Ach, bleibe doch im Bett! Es ist so gemütlich und kuschelig warm unter der Decke! Passiert doch nichts, wenn du einmal die Schule schwänzest.‘ – gab die jüngere Tochter voller Entdeckungsfreude zu.

„Ein gutes Beispiel! Das ist die häufigste und einsichtigste Situation, wo man damit konfrontiert wird. Jedenfalls was die zweite Stimme angeht. Die erste Stimme, eure von Gott gegebene Vernunft, spricht zu euch: ‚Ihr müsst in die Schule!‘. Aber warum müsst ihr das eigentlich?“

„Auch eine gute Frage, Papa! Alle Kinder müssen doch zur Schule.“

„Das ist eine der typischen Antworten für mehrere Lebenssituationen und für viele Menschen. Obwohl es ja wahrscheinlich das Dümme ist, daran zu glauben, dass irgendetwas umso richtiger und wahrhaftiger ist, je mehr Menschen dieses Etwas tun. Als ‚Herdentrieb‘ bezeichnet man diese Verhaltensweise bei Schafen und ähnlichen tierischen Geschöpfen.“

„Meinst du, es ist nicht richtig in die Schule zu gehen, wenn alle anderen auch dahin gehen?“ – fragte wieder hoffnungsvoll die Jüngere.

„Nein! Ich meine, es ist nicht richtig, in die Schule nur deswegen zu gehen, weil alle anderen auch dahin gehen. Wenn du schon etwas tust, tue es mit deinem eigenen Verstand, sodass du von deinem Tun selbst schwer überzeugt bist! Erst dann tust du es richtig und erst dann macht dir das, was du tust Spaß! Dann ist es auch nicht so schwer in kritischen Situationen mit der Vernunft und mit der zweiten unwiderstehlichen Stimme. Damit ihr bei eurer Vernunft bleibt, müsst ihr schon besser verstehen, warum ihr dies oder jenes tut. Also, noch mal, warum geht ihr zur Schule?“

„Damit wir viel Wissen und eine gute Ausbildung bekommen.“ – machte sich die kleinere wieder schlau und zitierte tüchtig das, was sie von Lehrern vielleicht schon mal gehört hatte.

„Schon besser! Aber warum braucht ihr dieses Wissen und diese Ausbil-

„dung?“

„Damit wir es besser in unserem Leben haben können.“ – musste die Kleine nun improvisieren.

„Ist das alles? Was antwortet ihr, wenn die zweite Stimme euch daraufhin bei eurem morgigen Kampf flüstert: ‚Ist das kein schönes Leben, jetzt unter der Decke im Bett zu bleiben, statt so früh auf die dunkle, frostige und verschneite Straße zu gehen?‘. Ihr seid dann wieder beim Trilemma angelangt: Was ist gut, was ist schlecht und was ist besser.“

„Wir antworten: ‚Du hast recht!‘ und bleiben im Bett. Unser Papa kommt sowieso gleich und schmeißt uns raus aus den Federn.“

„Auch so handeln viele Menschen. Gerade diejenigen, die selbst von eigenen Handlungen nicht überzeugt sind. Sie delegieren die Verantwortung für diese Handlungen, wenn sie schon die Handlung an sich nicht weg delegieren können, an ihre Nächsten!“

„Papa, warum gehen wir denn in die Schule und warum brauchen wir all dieses Wissen?“ – gab die kleine mit weiteren Improvisationen auf.

„Wie wäre es damit: Weil ihr darauf neugierig seid und dieses Wissen an möglichst viele Menschen in eurer Umgebung, die es nicht haben, weitergeben wollt, um diese Umgebung, eure eigene Welt, dadurch ein wenig besser für euch machen zu können. Denn das meiste Böse kommt ja durch das Unwissen!“

„Wow! Das ist aber hoch gegriffen! Bist du dir sicher, dass uns das besser aus dem Bett bringt?“

„Die Neugierde schon, denke ich. Ansonsten könnt ihr euch etwas Einfacheres einfallen lassen. Hauptsache, ihr übernehmt die Verantwortung nicht nur für euch, sondern für etwas außerhalb euch. Dann liegt die Entscheidung auch nicht nur bei euch und nicht nur an eurer persönlichen Bequemlichkeit. Es liegt dann auf der frostigen Straße draußen und dort müsst ihr hin, wenn es euch auch eine

Menge Willenskraft kostet. Dieser Wille kommt auch nur durch so hoch und überzeugend gesetzte und gut verstandene Pflicht!“

„Und wenn wir dann so gut ausgebildet sind, sind wir dann gute Menschen?“

„Das liegt nur an euch und nicht an eurer Ausbildung. Wenn ihr das wollt – was ich sehr hoffe! – hilft euch dieses Wissen nur dabei, die Welt besser analysieren und verstehen zu können. Den Teufel zu erkennen, das Gute und das Böse besser auseinanderzuhalten. Die Entscheidung darüber, an wessen Seite ihr steht, liegt an euch und hat nicht so sehr mit eurem Wissen, sondern mit eurem Gewissen, mit eurer ethischen Veranlagung, mit eurer guten Seele zu tun. Paradoxerweise habe ich jedoch unter gut ausgebildeten vielleicht nicht weniger schlechte Menschen gesehen als unter schlichten und nicht so gut ausgebildeten Menschen, unter denen ich aufgewachsen bin und im Norden verkehre.“

„Vielleicht gehen wir dann lieber doch nicht in die Schule?“

„Ich habe ja gesagt, dass nur ihr und nicht eure Ausbildung über das Gute und das Böse entscheidet. Die Intelligenz und Ausbildung dienen vielen nur dafür, ihre Vorteile zu erkennen. Und diese sind am schnellsten und am leichtesten an der Teufels Seite zu gewinnen. Das beste Beispiel dazu ist der von Goethe beschriebene Doktor Faust!“

„Die ausgebildeten Menschen sind ja auch intelligente Menschen und du selbst sagst, dass es bei meisten Dingen viel auf die Intelligenz ankommt.“

„Eine hohe Ausbildung spricht vielleicht allein wegen des Ausleseverfahrens dafür, dass ein ausgebildeter Mensch etwas Intelligenz besitzt, aber nicht dafür, dass ein nicht ausgebildeter Mensch kein intelligenter Mensch ist. Viele nicht ausgebildete, aber intelligente Menschen sind einfach nicht zu diesem Ausleseverfahren gekommen, weil sie diese Chance vielleicht nicht hatten.

„Aber es gab schon immer intelligente ausgebildete Menschen, die doch für das Gute, für die Gerechtigkeit und eine bessere Weltordnung, wie die auch von

dir hochgeachteten Dezembristen¹ waren.“

„Natürlich gab es sie und es gibt sie immer noch, die sich mit ihrem Verstand ganz überzeugt auf die Seite des Guten stellen. Sie gehören zu Intellektuellen, welche die Menschheit immer weiterbringen. Es sind aber nur vielleicht fünf Prozent der Bevölkerung mit kleinen Unterschieden von Land zu Land!“

„Welche Rolle spielen dann die fünfundneunzig Prozent von den anderen Menschen in diesem Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, über den du redest?“

„Manche von diesen anderen mischen sich in den Kampf gar nicht ein, weil sie sich entweder keinen Kopf darüber machen oder gar keinen dafür haben, wobei man das Letztere diesen Menschen auch nicht übel nehmen darf. Bei denen bleibt der Kampf wenigstens unentschieden. Viele andere kämpfen an der Seite Gottes aus ihrem Glauben an Gott heraus, den sie mit der Muttermilch und durch die Kirche eingesaugt haben, wenn auch ohne eigenen Verstand und eigenen Willen. Das beste Beispiel ist wiederum die fromme Gretchen, die von Faust verführt wurde und unbewusst viel Böses getan hat, obwohl sie den Teufel-Mephistopheles erkannte!“

„Na wenn der Glaube an Gott immer noch nicht ausreicht, um das Böse zu besiegen, dann hilft auch weder Verstand noch der Wille!“

„Der Glaube wird sogar missbraucht, indem Menschen das Böse mit Gewissheit tun, dass sie es dann beichten, um Vergebung beten und diese auch bekommen dürfen. Am besten sollte man alles haben: Glauben, Verstand, Willen und vielleicht noch einiges mehr. So sind die Intellektuellen in ihrer Berufung durch ihren Glauben an das Gute, ihren Verstand, ihre Willens- und Geisteskraft ausgezeichnet!“

¹ *Aufstand der adligen Offiziere im Dezember 1825, die ihre Soldaten auf den Senatsplatz in St. Petersburg führten und auf diesem Platz von den dem Zaren treuen Truppen niedergeschossen wurden. Von dem Monat Dezember (rus. Dekabrj) stammt die historische Bezeichnung „Dezembristen“ (rus. „Dekabristen“)*

„Was tun denn Willenskraft und Geisteskraft zur Sache?“

„Oh! Mehr sogar als die Intelligenz an sich! Für mich sind ebenso schlimm die sogenannten ‚schwachen‘ Menschen, die genug Intelligenz aufweisen, um zu verstehen, worum es geht, und um das Gute zu erkennen, sowie genug Vernunft aufweisen, um sich sogar zum Guten zu bekennen, aber in ihrer angeblichen und von den anderen meistens verständnisvoll akzeptierten Schwäche keine Willens- und Geisteskraft einbringen, den Kampf für das Gute zu führen. Diese Schwachen sind am schwierigsten zu erkennen. Sie scheinen in allem gut zu sein, aber wenn es kritisch wird, weichen sie jedem Kampf aus, lassen dabei alle sogar ihre besten Freunde und ihre Nächsten im Stich und verraten sie!“

„Was man nicht hat, hat man eben nicht. Du sagst doch immer, wenn es einem an Intelligenz fehlt, kann man ihm dafür keine Schuld geben. Warum beurteilst du dann so hart die Schwachen, denen es am Willen fehlt?“

„Weil die Willenskraft im Gegensatz zur Intelligenz keine eingeborene Eigenschaft ist und genauso wie die Muskelkraft von jedem eintrainiert werden kann. Deswegen akzeptiere ich die Menschen nicht, die zu faul sind, ihren Willen zu trainieren und sich lieber hinter ihren Schwächen, aber auch hinter den willensstarken Menschen verstecken. Nicht umsonst gehört Faulheit oder Trägheit zu sieben Todsünden!“

„Mit welchen ‚Gewichten‘ trainiert man denn den Willensmuskel?“

„Nicht mit Gewichten, wohl aber mit Selbstbelastungen, wie zum Beispiel sich selbst aus dem warmen Bett rauszuschmeißen und das nicht den Eltern zu überlassen, wenn wir schon bei diesem Thema sind. Es wäre noch besser, sich gleich unter die kalte Dusche zu stecken!“

„Oh Gott! Das ist aber krass!“

„Je härter das Training ist, desto eiserner ist dein Wille und umso weniger Menschen machen dieses krasse Training.“

„Wo ist dann die führende Rolle von Intellektuellen für diese fünfundneunzig Prozent, die ihren Willen auch noch selbst so hart trainieren müssen? Sie bleiben am Ende doch eher auf sich selbst gestellt und bauen schließlich ihren eigenen Mist!“

„Ich habe gesagt, dass die Intellektuellen ihre Gesellschaft weiterbringen, und nicht gesagt, dass sie welche führen. Leider ist es in der Geschichte noch nie vorgekommen, dass eine vor allem demokratische Gesellschaft von ihren Intellektuellen geführt wurde. Sie sind vielleicht zu individuell, um sich untereinander zu verständigen, zu einigen und die Führung zu übernehmen. Außerdem sind sie nicht machtsüchtig, was jeden Führer und die meisten Politiker auszeichnet. Ihre Macht besteht darin, die allgemeinsten Fragen der Menschheit wie ‚Sein oder Nichtsein?‘, vor denen normale Menschen Angst haben und machtlos sind, zu übernehmen und nach Antworten zu suchen. Und ihr Gedankengut bildet dann das Gedankengut und das Kulturgut der ganzen Menschheit und steht jedem einigermaßen ausgebildeten Menschen zur Verfügung. Das ist ihre Rolle! Sie kümmern sich nicht einmal darum, ob Menschen ihr Gedankengut verstehen und davon Gebrauch machen.“

„Was Gut heißt und gut ist, wird meinetwegen auch gebraucht!“ – dachte die ältere Tochter wie immer mit.

„Es ist schwer für Menschen, das persönlich zu gebrauchen, was zu einem Gut für alle erklärt wird und allen gehört! Jeder sucht danach, was für ihn persönlich gut ist. An dieser Stelle treten dann ihre Führer, die besser zu wissen behaupten, was für jeden Einzelnen gut sei, wo es zu finden sei und schließlich was das Gute und das Böse seien. Diese politischen Führer verführen somit die fünfundneunzig Prozent bildenden Arten – die Dummen, die Frommen und die Schwachen, die nur darauf warten, die Verantwortung auf die Führer aller Art zu delegieren! Diese Menschen werden in Kriege geführt, zum gegenseitigen Abschlachten und anderen Verbrechen missbraucht!“

„Das kann doch jeder merken, der den Krieg nicht will und zu keinem Verbrecher werden will, und dann aufhören mitzumachen!“

„Wenn manche es merken, ist es meistens zu spät. Die anderen wollen das nicht merken, erträumen sich immer noch etwas Gutes für sich persönlich daraus und sind fest davon überzeugt, dass das Böse sie persönlich nicht trifft, nur noch die anderen. Dieselbe zweite Stimme flüstert ihnen das zu und sie lassen sich von ihr überzeugen.“

„Dass man nicht aus dem Bett muss und ruhig im Bett bleiben darf?“ – setzte jetzt die jüngere Tochter ihr „Bett-Thema“ fort.

„So ähnlich und so einfach ist das, trotz aller komplexen Dinge, die ich euch hier vorgetragen habe! Der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen ist ein für jeden Menschen persönlicher Gewissenskampf. Er findet selten auf der offenen Weltbühne mit ruhmreichen Siegen und beschämenden Niederlagen statt. Er ist allgegenwärtig in unseren alltäglichen Verhältnissen untereinander. Nur so werden diese Verhältnisse von Menschen geschaffen und so dreht sich die Menschenwelt seit Jahrtausenden in diesem Teufelskreis. In diesem Kampf gibt es keinen endgültigen Sieg, denn sowohl Gott als auch Teufel sind unsterblich. Der Kampf wird jeden Tag aufs Neue entschieden. So hat jeder Mensch auch eine Chance, noch zu einem guten Menschen zu werden, wenn er das will.“

„Es ist schon wieder deine typische widersprüchliche Art!“ – regte sich die ältere Tochter auf – „Du erklärst alles, wie man gute Menschen von den Schlechten unterscheidet und einen Bösen erkennt, und machst dann mit einem Satz alles zunichte, wenn du behauptest, dass es im Grunde genommen gar keine Bösen gibt und jeder seine Chance hat, ein guter Mensch zu werden. Wie kann ich dann deine Philosophie mir zunutze machen, um über meine Mitmenschen besser urteilen zu können?“

„Ich bin ja kein Wahrsager! Der Wahrheit kann man sich nur nähern, und zwar gerade durch solche Widersprüche. Außerdem kann ich dich diesbezüglich

beruhigen: Ich habe es noch nie erlebt, dass ein Schlechter von heute auf morgen zum Guten wurde. Betrachte es mit der Chance als eine rein theoretische Variante und setze deswegen nie deine Liebe und dein eigenes Leben nie dafür ein, einen Schlechten – einen Alkoholiker z. B. – zu bekehren!

Ich versuche ja nur das Ganze mit euch zusammen zu überlegen. Jedenfalls geht es mehr darum, wozu du dich selbst entscheidest und bekenntst, und nicht darum, wie du die anderen richtest und urteilst. Es ist besser und nicht so frustrierend für dich, davon auszugehen, dass jeder Mensch an sich ein guter Mensch sei!“

„Jesus ging auch davon aus und endete bekanntlich am Kreuz, von einem guten, ihm am nächsten stehenden Menschen verraten!“

„Es passiert immer wieder! Und trotzdem ist es für dich besser, davon auszugehen. Für dich sollte es bei der Frage ‚sind Menschen gut oder schlecht?‘ nur um dich selbst gehen. Überlass die anderen ihnen selbst! Keiner von ihnen muss einem anderen außer sich selbst beweisen, wie er ist und was er ist.“

„Trotzdem hätte ich gerne gewusst am besten mit Prozentangaben, wie viele Menschen um mich herum gut und wie viele schlecht sind!“

„So eine statische Gewissheit schaffst du für dich nie, weil euer dynamisches gesellschaftliches Miteinander, eure gegenseitigen Verhältnisse deine Prozentrechnung auch beeinträchtigen, indem sie Menschen schlechter oder auch besser machen können. Demzufolge bist du, wenn du dich auch zu den Guten zählst, gewissermaßen auch für das Böse sowie für das Gute in deinem Nächsten verantwortlich.“

„Was ist das denn für ein Quatsch!?“

„Aber natürlich! Gerade dann, wenn du gut bist und sich besser als die anderen Mitmenschen zeigst, reicht es schon diese anderen in ihrem Neid zu Todsündern und somit zu den Bösen zu machen.“

„Dann sind sie auch in meinem Schlechtprozentsatz!“

„Woher willst du dir das Recht nehmen, einen wenn auch schlechten Menschen zu verurteilen und zu bestrafen? Du kannst nur die Urteile fällen und die Entscheidungen treffen, die ausschließlich dich selbst betreffen. Zum Beispiel einen Schlechten innerlich zu verachten, Abstand von ihm zu nehmen, ihn zu vergessen, mit ihm nichts mehr zu tun zu haben und so weiter. Also, gibt es immer noch ausreichend Gegenmaßnahmen. Wenn du ein guter Mensch bist und der Schlechte das weiß, wäre dies eine genügende Strafe für ihn.“

Mit der Einstellung ging der Vater auch selbst auf Menschen zu. Mit einer Unschuldsklausel für alle, die er selbst noch nie genoss und deswegen sehnsüchtig wusste, wie wichtig sie sei. Eine ziemlich heikle Vorgehensweise eines nach Prinzipien süchtigen Menschen unter normalen Menschen muss man dazu sagen! Den Vater verletzte es manchmal so sehr, wenn seine Offenheit von manchen ausgenutzt wurde, dass er so einem Manchen eins auf der Stelle verpassen konnte. Er flippte umso mehr aus, je mehr Vertrauen er davor diesem Menschen schenkte.

Der Vater war kein Heiliger und beanspruchte es auch nicht Einer zu sein. Er verstieß damit widersprüchlich, wie er diskutierte und in seiner Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit lebte, gegen seine eigene Religion, die sich vielleicht nur in einem von dem offiziellen christlichen Glauben unterschied: Er konnte nirgendwo und von keinem seine Absolution erteilt bekommen oder einfach kaufen, wie es bei der katholischen Kirche durch ihre Handlung mit den Schuldscheinen früher möglich war und durch den Gang zum Beichtstuhl bis heute noch möglich ist, wobei sich die Beichtväter von eigenen Sünden selbst lossprechen.

Der Vater musste dagegen schon in sich selbst danach suchen, diese Absolution bei sich selbst ersuchen sowie mit sich selbst zurecht und ins Reine kommen und seinen Frieden schließen, ohne sich von Irgendetwas im Voraus loszu-

sprechen. Kaufen oder erbeten gab es hier nichts!

Erst später konnte er darüber philosophieren. Er fühlte sich dann für sein Verhalten schuldig und litt unter dieser Schuld. Die Schuld des Verursachers überließ er dem Verursacher. Er stand für seine Schulden und Sünden immer gerade und suchte weder nach Schuldigen unter den anderen noch nach Entschuldigungen für sich bei den anderen.

*

*Wie man zu einem anständigen Menschen aufwächst oder über
die Reize von großen Gesellschaften und die Angst vor Einsamkeit*

Trotz all seiner widersprüchlichen Einstellungen zu allem Gesellschaftlichen und seiner Neigung zum Alleingang mochte der Vater in seinem tieferen Inneren große Gesellschaften und suchte danach.

Er, als der Kleine, wuchs in einer großen Familie unter vier älteren Geschwistern in einem immer eng gewordenen Raum auf. Es gefiel ihm – vielleicht dem einzigen in der Familie – sehr gut, weil er nie Langeweile kannte.

Der älteste Bruder war zehn Jahre älter als der Kleine, ging früh, mit fünfzehn, arbeiten und hatte mit dem Kleinen wenig zu tun. Die zwei anderen aber bildeten mit ihm zusammen ihre Brüderspielbande und waren seine dicken Freunde. Der älteste unter ihnen, der im Krieg geborene, war ihr Anführer in allen Sachen und er war sehr einfallsreich. Er bastelte die besten Waffen aus Holz: Pistolen, Piratensäbel, Bögen, Schleuder und einiges mehr, was sogar mit Zündholzkuppen und selbstgemachten Bleikugeln richtig schießen konnte. Sie bauten Laubhütten irgendwo im Walde und spielten Freischärler, die gegen alle möglichen Feinde zu kämpfen hatten.

Der Bruder blieb für den Kleinen noch lange ein Vorbild. Er hatte ihn sehr lieb und wollte natürlich auch von ihm geliebt werden. Als „der Kleine“ genoss er sowieso allseitige Liebe in der Familie, aber in der Gebrüder-Bande war es nicht so einfach. Bei aller Liebe musste ihre Anerkennung noch verdient wer-

den. Sogar andersrum, der Kleine wurde solange geduldet, bis er auf eine oder andere Weise ausrutschte. Und dies war nicht leicht und es war hart.

Ein Menschenkind ist noch rein und lernt es erst später, dass es manche Sachen gibt, die geheim gehalten werden müssen, weil sie regelwidrig sind. Vor allem sind dies natürlich die Geheimnisse der anderen, nach denen man aus diesen Gründen auch nicht unbedingt streben sollte. So passierte es dem Kleinen während dieses Lernens hin und wieder, dass er gerne und offen den Eltern etwas erzählte, was er gerade unter Brüdern mitgehört oder auch mitgemacht hatte. Ohne jede Absicht! Nur so, weil er es vielleicht lustig fand und seine Eltern auch mal damit belustigen wollte.

Stattdessen erlebte er danach eine nicht mehr lustige Katastrophe! Er wurde auf der Stelle von Brüdern verachtet und zu einem Denunzianten degradiert, ohne genau zu wissen, was das schreckliche Wort bedeutete. Aber so lernte er dadurch auch, dass es nichts Schlimmeres im Leben unter den Menschen gibt, als einander zu denunzieren!

Nicht weniger lehrkräftig war auch sonstiges Zusammenleben. Die Familie aß meistens aus einem auf den Tisch gestellten Topf, aus einer Schüssel oder aus einer Pfanne. Da konnte dem Kleinen schon mal ein ebenfalls kindereigener Fehler unterlaufen und er fischte ungewollt das beste Stück für sich irgendwo am fremden Rande der Pfanne heraus. Nichts blieb unbemerkt! Er wurde von seinen Mitessern auf der Stelle erwischt und ziemlich sarkastisch und brutal ausgelacht. So kommt man schnell dazu, am besten das schlechteste Stück für sich zu beanspruchen, damit es bei seinen Mitmenschen überhaupt kein schlimmer Verdacht aufkommt.

All diese natürlichen Erziehungsmaßnahmen kriegten aber den Kleinen nicht unter, denn er verspürte gleichzeitig echte Liebe zu ihm von allen in der Familie. Das machte den Unterschied zu Knastbrüdern oder Militärkameraden, wo ähnliche Erziehungsverhältnisse eine Persönlichkeit brechen und vernichten können.

Der Kleine hatte immer eine Chance, alles wieder gutzumachen und die Liebe der anderen zurückzugewinnen.

Anders war es draußen in der bunten und sehr einfachen Gesellschaft, wo das, was man gerade sah, auch gleich zur Sprache gebracht wurde. Nachdem der Kleine sein Auge verloren hatte, bekam er die Menscheneinfältigkeit schmerzhaft zu spüren. Er erhielt treffende Spitznamen, mit denen er dann sogar gutmütig, geschweige denn im Zorn angebrüllt wurde. Und nicht nur von Kindern, deren reine Unbedachtheit ihre bekannte Brutalität verursacht, sondern auch von Erwachsenen, die nicht so kinderrein waren und selbst viele Schmerzen in ihrem Leben erlitten haben sollten. Es schmerzte und kränkte die kleine Seele des Kleinen und überlastete seinen noch nicht abgehärteten Verstand. Aber auch das kam dem Kleinen zugute und er war sogar dann sehr einfühlsam, wenn er einem Baum einen Ast für seine Waffen abschneiden musste.

Die harte Lehre fruchtete letztendlich und aus dem Kleinen erwuchs ein einfühlsamer, wenn auch sehr abgehärteter, zurückhaltender und anspruchsloser Mann, der einen großen Wert auf seine Aufrichtigkeit legte, was er später nicht gerade von seinen Brüdern behaupten konnte. Aber auch dies gehört zu Weisheiten der Menschenwelt: Ein guter Lehrling muss besser als sein Lehrer werden, sonst gäbe es keinen Fortschritt unter den Menschen.

Mit der Zeit war es mit dem Spaß vorbei. Alle Geschwister gingen aus dem Elternhaus fort. Auf einen Schlag blieb der Kleine allein mit seinen alten Eltern, die bereits über vierzig waren, als sie ihn in die Welt gesetzt hatten.

Dem Kleinen bekam es schlecht und er wurde dadurch krank in der Seele. Jeden Abend bis in die Nacht hinein verfolgten ihn Szenen, wie seine alten Eltern sterben würden und er ganz allein auf der ganzen Welt bliebe. Auf diesem Höhepunkt seiner traurigen Phantasien angekommen, fing er an, mitten in der Nacht zu heulen. Die Mutter oder der Vater mussten zu ihm ins Bett kommen, ihn an seinen Haaren streicheln und ihn beruhigen, bis sein Heulen ins Seufzen

übergang und er schließlich einschliefl. Der Kleine war zu dieser Zeit vierzehn Jahre jung.

Zusätzlich erdrückte ihn währenddessen die Aussicht, im nächsten Jahr ebenfalls von den Eltern fortgehen zu müssen! Seine Dorfschule bot ihm nur acht Klassen. Um weiterzukommen musste man in eine größere Mittelschule gehen, die in einem anderen, zehn Kilometer entlegenen Dorf war. Dies bedeutete, einen Unterschlupf für die nächsten zwei Jahre entweder in einem Schulinternat oder, falls es dort keinen Platz für ihn gäbe, bei einer der vielen durch den Krieg und Stalins Säuberungen verwitweten Greisinnen unter den Einwohnern dieses anderen Dorfes zu suchen.

Als er jedoch in einem Jahr ins Internat ging, fand er dort eine lustige Gesellschaft von zehn Mitschülern in verschiedenem Alter in einem ebenfalls engen Raum vor und somit auch seine endgültige Genesung wieder. Nach der Schule ging er zu Uni und wohnte in verschiedenen Studentenheimen, wo es immer eine Menge Kommilitonen um ihn herum gab, darunter auch viele echte Kumpel. In jeder Männergesellschaft kam er schnell und gut an: Die Brüderlehre war nicht umsonst gewesen!

Nur noch einmal erlebte er etwas Ähnliches wie damals, als seine Studienzeit zu Ende neigte und er sich mit einer vergleichbaren Panik vorzustellen versuchte, wie er dann außerhalb seines Studentenheimes wieder allein ohne seine Kumpel leben sollte. Dann kam aber seine eigene Familie zustande. Diese Familie gab ihm das Gefühl endlich nie mehr allein bleiben zu müssen.

Mehrere seiner Kommilitonen blieben ihm auch weiterhin erhalten und arbeiteten im selben Institut. Echte Kumpel von seinen Kommilitonen füllten Jahr für Jahr in verschiedenen Konstellationen seine Kalymbrigaden. Mit der Zeit blieb nur Einer dabei – sein bester Kamerad und Partner. Wenn sie zusammen nach Norden fahren, durften zwei oder drei andere egal von welcher Sorte mitfahren: Es konnte dann nichts mehr schiefgehen.

*

*Die Kameradschaft oder über
die Volksmund-Weisheiten und den Preis eines Haufens Salz und eines Freundes*

Die Kameradschaft hatte dabei bei dem Vater einen besonders hohen Stellenwert. Er gehörte seinen Freunden mit Leib und Seele und formulierte es in seiner Familie, um ihr Verständnis zu gewinnen und Konflikte zu vermeiden, folgendermaßen:

„Ich gebe meinen Freunden das Recht über mich zu verfügen und mich jederzeit in Anspruch zu nehmen, wenn es sein muss, wenn jemand von ihnen eine Krise hat oder ein ernsthaftes Problem bekommt und meine Hilfe benötigt.“

Es gibt ein russisches Sprichwort:

„Besitze nicht hundert Rubel, besitze lieber hundert Freunde.“ – worin sich eine pragmatische Volksschlaueheit verstecken soll, die aufs Ausnutzen von Freunden hindeutet.

Derartige Volksmund-Weisheiten mochte der Vater nicht besonders und pflegte es, sie bei Gelegenheit zu widerlegen:

„Ich kann gar nicht hundert Freunde besitzen, denn jedem Freund gebe ich ein Stück meiner Seele! Und so eine große Seele, die sich durch hundert hätte teilen lassen, besitze ich nun auch wieder nicht.“

Einem anderen russischen Sprichwort:

„Man muss schon mit einem Menschen einen Haufen Salz zusammengeessen haben, um ihn richtig kennenzulernen“, das auf eine lange Zeit hindeutet, die man dafür braucht, erwiderte der Vater, bezogen auf seine eigenen Menschenkenntnisse und eigene Vorgehensweise in dieser Sache:

„Um einen Menschen richtig kennenzulernen, soll man am besten aus seinen Urquellen trinken, gleichzeitig den Durst von sinnlos zusammengefressenen Mengen Salz löschend.“

Woher ein Mensch kommt und unter welchen Umständen er aufwächst, prägt ihn für sein ganzes Leben, dies war Vaters Überzeugung dabei. Er spürte immer den Kleinen in sich und kam immer auf den Kleinen zurück, wenn er sich selbst manchmal nicht verstand.

Mit seinem Freundschaftskonzept war der Vater allerdings schon wieder widersprüchlich. Er half seinen Freunden sofort, ohne jede Ausrede und nach ihrem ersten Abruf, sodass es manchmal auch ein merkwürdiges Ausmaß annahm.

Es war bei meisten Kollegen wie bei dem Vater auch üblich einen Rubel von zu Hause für eine Mahlzeit in einer Kantine in der Tasche zu haben. Eines Mittags wollte der Vater bereits losgehen, um seinen Rubel zu verzehren, als sein Freund und Kollege zu ihm mit der Frage hereinstürmte:

„Hast du einen Rubel? Ich habe heute meinen vergessen.“

Es wäre eine Lüge dem Freund zu sagen, dass er keinen hatte. Deswegen holte er seinen Rubel aus der Tasche, um dem Freund zu zeigen und ihm klarzumachen, dass er nur einen, nämlich den Rubel für sein eigenes Mittagessen dabei hatte. Er begann gerade das zu erklären, als der Freund bereits nach seinem Rubel griff und verschwand. Der Vater lächelte nur und blieb für diesen Tag ohne Mittagessen.

Er selbst bat um Hilfe sehr ungern und besonders bei denjenigen nicht, denen er selbst schon mal geholfen hatte. Nach seiner Logik wäre es für diese Freunde als seine Forderung nach ihrer Gegenleistung oder nach Schuldenantreiben zu verstehen, was unter Freunden sinnetwegen unvorstellbar sei.

*

*Die verlorenen Wahlen
oder darüber, wozu vier Demokratiearten gut sind*

Nun kam also der Vater mit seinem Verständnis von Demokratie und von allen anderen Dingen sowie mit seinen Menschenkenntnissen schnell durch die kaum demokratischen oder halbdemokratischen Direktorwahlen in seinem Insti-

tut mit vier demokratischen Gegenkandidaten auf genaue prozentuelle Zusammensetzung von denjenigen, die ihn bekämpfen, und denjenigen, für die er seine Märtyrerrolle spielen sollte.

Für den alten Direktor stimmte die verschwiegene, in Warteschlangen stehende Mehrheit von sechzig Prozent. Keiner von denen war auf der Rednerbühne, um ein Wort darüber zu verlieren, wieso er für den Konservatismus-Stalinismus abstimmt. Gerade das war für den Vater schmerzlich vernichtend. Er sah sich plötzlich als ein Clown, der zwar unterhaltsam sein mag, aber sich auf eine falsche Versammlung verirrt. Der Vollversammlung ging es nicht um eine Unterhaltung, sondern um eine Routinesache, die einfach schnell und grob zu entscheiden wäre.

Die Demokraten teilten wie üblich die restlichen vierzig Prozent unter sich. Auch bei diesen Kandidaten verstand der Vater zugleich, nachdem ihm seine flammende Naivität gerade so brutal abgeschlagen worden war und er wieder ohne jegliche Naivität, kalt und eisern logisch die Tatsachen wahrzunehmen und zu analysieren wusste, dass auch denen jegliche demokratischen Veränderungen im Grunde genommen scheißegal gewesen waren. Sie ergriffen nur ihre Chance, die Macht zu eigenen Gunsten an sich zu reißen. Für diese Demokraten kam so ein Clown wie er mit seinem überzeugt demokratischen Gequassel sehr gelegen.

Auch diejenigen, welche die Demokraten wählten, waren meistens ihre Untertanen-Mitarbeiter, die dadurch eine für sie günstigere Umverteilung von Schlangenplätzen für sich selbst erhofft hatten. Deswegen waren vier Demokratiearten zur Wahl gestellt worden und jede Art fand ihre Stimmen, deren Anzahl verdächtig nah an die Anzahl von Mitarbeitern in den Laboratorien oder Abteilungen von entsprechenden Kandidaten lag.

Trotz diesen schmerzhaften Erkenntnissen gab sich der Vater doch nicht gleich nach den Wahlen im Institut und nach dem von ihm durch deren Ergebnisse erlebten Schock geschlagen. Er versuchte zunächst seinen Kampf über die

Grenzen seines Instituts hinauszutragen.

Er schrieb seine Analyse der Situation im Institut und dieser Wahlergebnisse in einem Zeitungsartikel nieder, in welchem er diese Analyse in seinen Schlussfolgerungen immer wieder auf die Situation in ganzem Lande verallgemeinerte, und schickte den Artikel an die häusliche Regionalzeitung.

Was er dabei für einen Dreck erlebte, war noch dreckiger als die Wahlen im Institut selbst und so primitiv, dass er darüber trotz aller Beleidigungen und Enttäuschungen sogar lachen konnte.

Seinen Galgenhumor verfasste er wiederum in einem anderen Artikel, welcher nun an die als progressiv geltende zentralsowjetische „Literaturzeitung“ als sein politisches Pamphlet ging:

*

*„Die Beichte eines kranken Menschen“
oder darüber, wodurch Schizophrenie kommt*

Bei mir hat sich während der letzten fünfzehn Jahre meines wissenschaftlichen Arbeitslebens eine grassierende Berufskrankheit entwickelt. Diese wird unter dem gemeinen Volk als Vernunft bezeichnet und erfolgreich bekämpft. Umso erfolgreicher, dass sie nicht ansteckend ist. Bei mir offenbart sie sich daran, dass jedes x-beliebige Objekt, dem mein Augenmerk auch gelegentlich und sogar zufällig gilt, automatisch und sofort einer logischen Analyse und Synthese in meinem Kopf unterworfen wird.

Dieses Instrumentarium wurde in einem langjährigen Ausbildungsverfahren bei mir installiert, ich habe es geeignet und verdiene sogar mein tägliches Brot damit, wenn ich es in der Wissenschaft anwende.

Wenn ich dieses aber in alltäglichem Leben anwende, ist es dann schon eine Krankheit. Ich überzeuge mich davon in jedem Lebensmittelladen, in jedem Amt und sogar in jeder Nichtforschungsabteilung unseres Forschungsinstituts. Sie sagen mir auch so direkt: „Bist du krank oder was?“, wenn ich zum Beispiel

in einen Fleischladen mit leeren Regalen hineinmarschiere und mit meiner kranken Logik nach Fleisch frage.

Dies alles hatte aber mit mir noch in meinen jungen Wissenschaftlerzeiten begonnen, durch die Kondukteure in öffentlichem Verkehr verursacht. Diese hatten es sich zur Hauptaufgabe gemacht, jeden Fahrgast auseinanderzunehmen, zu beschimpfen und zu erniedrigen, bevor er noch im ewig herrschenden Gedränge dazu kommen konnte, seine Münzen aus der Hosentasche, und zwar aus der eigenen zu holen und ein Ticket bei ihnen zu kaufen.

Nach ein paar sinnlosen, dafür aber sehr schmerzhaften Versuchen, mich bei den Kondukteuren nach der Logik ihres Verhaltens zu erkundigen und ihnen meine grundlegende Unschuldsklausel aufzutischen, wollte ich im Eifer schon damals mit der Wissenschaft aufhören und zur Hauswirtschaft wechseln.

Zum Glück wurden bald überall im öffentlichen Verkehr Selbstbedienungskassen und Ticketsentwerter eingeführt, welche die Kondukteure restlos ersetzten. Seitdem – ich gebe es zu! – streichle ich, von anderen Fahrgästen un bemerkt, das eiserne Maul der unterschätzten menschlichen Erfindung immer dann, wenn ich meinen Fahrschein zum Entwerten hineinstecke. – Nur so, zum Andenken an meinen damaligen eifrigen jugendlichen Impuls.

Ermuntert durch das Lächeln des Schicksals, blieb ich doch bei der Wissenschaft. Seitdem entwickelte ich aber auch ein strategisches Abwehrsystem: Alle Ämter reduzierte ich zu einem Minimum, das ihr Maximum ohne Verlust der allgemeinen Lebensfähigkeit nur ermöglicht.

Weil es sehr schwierig war, den Konsum von Waren unter das Minimum zu bringen, das in Läden ohnehin angeboten wird, konzentrierte ich nunmehr darauf meine Kraft und meine – inzwischen mittleren Alters – Gesundheit, die ich bis heute noch aus Überlegungen ihrer Bewahrung in medizinischen Institutionen aufzutanken nicht wage.

Am einfachsten war es mit dem Pressekonsum. Ich schaltete die Presse durch

meine Willenskraft aus meinem Aufmerksamkeitsfeld einfach aus und das Syndrom der Bewusstseinspaltung – das Hauptsyndrom meiner Berufskrankheit – nahm rapide ab.

So ging es einigermaßen, wenn man von internen Problemen absieht, wo meine Frau durch meine Berufskrankheit mehr als ich leidet, aber dann passierte es! Die letzte Zeit versuchen alle über meine Berufskrankheit Bescheid wissenden Freunde, mich zu überzeugen, dass die Presse heutzutage ganz anders geworden sei! Dass diese jetzt Menschen sogar zu ganzen Persönlichkeiten zu verhelfen versuche, statt ihr Menschenbewusstsein wie früher zu spalten.

Ich – ein in komplexen Lebenssachen erfahrener und mit meinem Abwehrsystem ausgerüsteter Mensch, auch noch ein Schlaumann in Sachen „Analyse-Synthese“ – habe es mir hin und her überlegt und entschied, keinem etwas aufs Wort zu glauben, die ganze Presse von mir nach wie vor fernzuhalten und nur unsere heimische Regionalzeitung zu testen.

Ich muss zugeben, ohne sie besonders gelitten zu haben, denn dort drin wird doch das Fernsehprogramm für die ganze Woche veröffentlicht. Und ohne dieses Programm ist es bei meinem Abwehrsystem ganz schlimm! Ich hatte mich ja damals entschlossen auch im Fernseher nur Thriller und Krimis zu konsumieren, was sich ohne das Fernsehprogramm als fast unmöglich erwies. Du schaltest den Fernseher zu falscher Zeit ein, erwischst ein falsches Programm und schon bist du gespalten! Es ist noch schlimmer, wenn du versuchst, das Fernsehprogramm aus dem Radio abzuhören. Gleich bist du wieder gespalten und sogar total zersplittert!

Langer Rede kurzer Sinn, ich habe mich entschieden, mein Instrumentarium auf irgendeine Frage von nebenan anzuwenden und die Ergebnisse meiner Analyse unserer Zeitung zuzuschieben. Weiter wäre mein Plan klar: Höre ich wieder „Bist du krank oder was?“ – bleibt alles bei mir weiter wie gehabt.

Oh weh! Oh weh! Das Leben hat mir gezeigt, wie sich meine Vorstellungen

während der langen Nutzung meines Abwehrsystems vereinfachten. Eine Zeitung ist kein Lebensmittelladen! Die ist eine riesige Futterfabrik, wo man appetitliche Brötchen und Kuchen aufischt, die im Rauch und in stickigem Qualm der Küchenatmosphäre von Drecksbäckern daraus gebacken werden, was ihnen aus dem gesamten gesellschaftlichen Müllhaufen zu ergattern gelingt!

Die Frage zur Analyse ist prompt da, ein von der Akademie der Wissenschaften gegebener Demokratieunterricht in unserem Institut. Wir, als Demokratieschüler, sollten einen ganzen Arbeitstag lang zusammensitzen und von allen Seiten über fünf Kandidaten diskutieren, welche den Wunsch geäußert hatten, zu unserem Direktor zu werden. Die Akademiemitglieder, als Demokratielehrer, sollten sich dann irgendwann zusammensetzen und unseren Direktor eigenhändig für uns wählen, damit wir es besser begreifen können, wie man so etwas Neues überhaupt richtig macht.

Gerade diese Nuance habe ich jedoch nicht analysieren wollen, weil ich unter dieser Behörde arbeite, und es passt mir nicht auch dort noch als ein Kranker zu gelten. Sie lassen mich dann weder eine Berufsunfähigkeitsrente kriegen – so eine Berufskrankheit wie meine steht unerklärlicherweise nicht auf ihrer Liste – noch überhaupt in der Wissenschaft weiter tätig sein.

Es hat für meine Analyse schon das gereicht, was wir so alles während eines Arbeitstages im Institut ausdiskutierten. Als ich jedoch nach unserer Versammlung erfahren habe, dass ein Korrespondent dieser Zeitung dabei gewesen sein sollte, habe ich mir gedacht:

„Jetzt ist es aus! Freilich muss ich mir eine andere Frage für meinen Versuch aussuchen.“

Dann habe ich doch die Redaktion angerufen und nach dem Artikel des Korrespondenten über unsere Versammlung gefragt. Die Antwort lautete:

„Den gibt’s noch nicht und es ist noch ungewiss, ob es den geben wird.“

Daraufhin habe ich ihnen meine Testvariante angeboten. Dort – ohne mein hinterhältiges Vorhaben zu erkennen – sagte mir man:

„Warum nicht! Bring’ deinen Artikel her. Werden mal gucken.“

Dadurch beflügelt habe ich mich hingesezt und meinen Artikel aufgesetzt:

*

*„Wahlen-nicht-Wahlen“ oder über die Politik ruhiger Hand,
die Futtertrog-Nutzer, den Viehbestand und die Mechanisatoren vom Radweg*

Dynamische Entwicklung der Akademiewissenschaft in unserer Stadt passiert vor dem Hintergrund eines noch mehr dynamischen Prozesses von sozialen, ökonomischen und politischen Veränderungen in ganzem Lande – vor dem Hintergrund der Perestrojka.

Ich hätte gerne gesagt „vor dem Hintergrund und im Fahrwasser der Perestrojka“, aber das ist eine prinzipielle Frage und es bedarf einer ernsthaften Analyse so etwas sagen zu dürfen. Nach so einer Analyse muss man auch noch den Zeitpunkt angeben, zu dem diese Analyse gemacht wurde, wie es sich beim Vergleich zweier dynamischer Prozesse gehört.

So eine Analyse kann man am Beispiel der in unserem Forschungsinstitut gerade stattgefundenen Wahlen von „auf den Direktorposten des Instituts zu empfehlenden Kandidaten“ durchführen. So eine komplizierte Definition der zu analysierenden Situation bedeutet einfach, dass das Kollektiv des Instituts seine Kandidaten nur empfiehlt, indem es seine Vertrauensquoten für jeden Kandidaten abstimmt, während die Hauptversammlung der Akademiemitglieder dann das eigentliche Wählen tut – „Wahlen-nicht-Wahlen“ sozusagen.

Das Institut ist hier in der Region durch die skandalösen, in der Presse veröffentlichten Geschichten traurig bekannt geworden. Man kann es sagen, ohne ins Detail zu gehen: Dies spricht dafür, dass es viele interne Probleme gibt, die zu lösen wären, aber nicht gelöst werden und sich dadurch immer weiter vertiefen und verschärfen. Mit dieser Vorgeschichte ist das Kollektiv des Instituts zu die-

sen Wahlen-nicht-Wahlen gegangen, die über zehn Stunden angedauert haben. Es ist ein Plebiszit gewesen, eine Vollversammlung aller Mitarbeiter, die wie ein guter Roman ohne eindeutiges Finale geendet hat.

Nur eins ist doch erreicht worden: Die Versammlung hat allen Beteiligten zu verstehen gegeben, dass die Institutsprobleme nicht an einzelnen Intrigen und nicht an der naturgemäßen Inkompatibilität von Wissenschaftlern untereinander liegen, viel komplizierter und von einem viel größeren Ausmaß sind. Diese Probleme spiegeln auch die Probleme unserer ganzen Wissenschaft und sogar die Probleme unserer Gesellschaft wider, deren Lösungsnotwendigkeit schließlich die Perestrojka ins Leben gerufen hatte.

Die Versammlung hat ein prozentuales Verhältnis zwischen zwei Kräften gezeigt. Eine wird von denjenigen vertreten, die eine Problemlösung vor allem in der Veränderung von wirtschaftlichen Verhältnissen im Institut sehen und konkrete Konzepte und Programme dafür vorschlagen. Zum Beispiel: Die Konsolidierung von vielfältigen, aber kaum miteinander zusammenwirkenden Forschungsthemen und Förderung der Kreativität von Wissenschaftlern durch Gewährung ihrer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, durch Entadministrierung ihrer Forschungsarbeit, durch Finanzierung auf der Wettbewerbsbasis nur von erfolgsversprechenden Themen und so weiter.

Die andere Kraft ist dadurch zu charakterisieren, dass sich ihre Vertreter in einer Abwehrstellung verbarrikadiert haben und die wachsenden Probleme hinter den aufgeblasenen Erfolgen nicht sehen wollen, oder diese Probleme zu einzelnen Intrigen herabzusetzen eifern – die Politik der ruhigen Hand also. Nach dem Motto: Es gibt nichts zu lösen, wenn keine Probleme zu erkennen sind. Für so eine Position ist es nun zu gut bekannt und natürlich, viele rosige und globale Perspektiven auszumahlen sowie laute Aufrufe und Parolen, statt konkreter Problemlösungskonzepte und Entwicklungsprogramme anzubieten.

Also, diese Wahlen-nicht-Wahlen sind doch zu Wahlen geworden, nämlich

für die Perestrojka, Demokratisierung, Belebung von wirtschaftlichen und sozial-politischen Verhältnissen einerseits und gegen dies alles andererseits. Für die Bewahrung der alten, abgelebten stalinistisch-administrativ-befehlenden Verwaltungsmethode, den Akzent nicht auf die Fähigkeit ökonomisch zu denken und zu entscheiden, sondern auf die Durchsetzungsvermögen eines Administrators zu setzen. Das Resultat zeigt, dass die zweite Kraft mit einem Stimmenverhältnis von sechzig zu vierzig Prozent gesiegt hat.

Versuchen wir es zu verstehen, wer und was hinter diesen Prozentzahlen stehen und was die demokratischen Kandidaten in ihren Wahlkämpfen zu berücksichtigen hätten.

In fünf seit der Institutsgründung vergangenen Jahren hat sich ein Kern von Mitarbeitern gebildet, die vom Staat und von der Akademie einen „Futtertrog“ erhielten, mit Wohnungen, Laborflächen, Themenfinanzierungen und beträchtlichen Gehältern gefüllt. Trotz der verständlichen und objektiven Ursachen derartiger Bescherung wird diese immer als das Resultat der Durchsetzungskraft des Direktors von der Administration verkauft und von dem Kern angenommen.

Vielleicht spielte seine Durchsetzungskraft dabei auch eine Rolle, allerdings muss man dem dann auch ein „leider“ hinzufügen, denn es demoralisiert Menschen nur und stimuliert keineswegs Effektivität ihrer Arbeit und wirtschaftlich vernünftige Verhältnisse im Betrieb, wenn ihr Wohl nicht von ihrer Leistung, sondern von irgendwelcher übernatürlichen Durchsetzungskraft des Betriebsleiters und der Großzügigkeit des Staates abhängig ist.

Der Hauptverdienst des durchsetzungskräftigen Direktors besteht dabei nur darin, dass er diese niemandem persönlich, sondern dem ganzen Institut zu seiner schnelleren Entwicklung zustehenden Güter in den Futtertrog für diesen Kern verwandelt hat, der sich unter der Ägide und der Führung des Direktors befand und befindet. Darüber habe ich vor der Versammlung gesprochen und die Frage eines Leiters vom Kern an mich, worin ihre Privilegien konkret beste-

hen würden, war offensichtlich eher von einer rhetorischen Bedeutung.

Die Größe jedes Futtertrogs ist jedoch begrenzt, die Institutsgröße stieg dagegen, dessen unbedacht, weiter an. Das Wachstum war und bleibt immer noch schnell und mehr quantitativ als qualitativ, ohne jede Auswahl von Spezialisten für eine konkrete, sich bereits etablierte oder auch vorgeplante Thematik, was an sich ganz vernünftig gewesen wäre und eine kontinuierliche Effektivitätssteigerung der wissenschaftlichen Arbeit gewährleisten könnte. Dies entspräche auch den Staatsinteressen und den dem Institut bevorstehenden Aufgaben.

Dies hätte jedoch gewisse Anstrengungen und viel Zeit gebraucht, was das formelle Gestaltungsstadium des Instituts in die Länge gezogen hätte und gar nicht im Interesse des Direktors wäre. Er beansprucht ja unter den sich ergebenden Umständen die Rolle eines großen Wissenschaftsorganisations!

Diese Rolle wird in unserem Staat – „leider“ muss ich freilich wieder mal hinzufügen – durch die Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften belohnt und ersetzt deswegen des Öfteren die Rolle eines einfach großen Wissenschaftlers, hinter welchem keine großen Kollektive, sondern eine, wenn auch kleine, aber sich auf höchstem Niveau etablierte Schule von guten Wissenschaftlern steht.

In dieser Situation hat der Direktor den neuangeworbenen Mitarbeitern die seinem Vorhaben passende Rolle eines primitiven, pro Kopf gezählten „Viehbestandes“ zugeteilt. Es reichen ihnen weder Wohnungen noch Arbeitsflächen und Forschungsausrüstung mehr. – Kein Platz am Futtertrog also! Nichts außer ihrer nackten und meistens notdürftigen Gehälter, dafür aber viele großzügige Versprechungen des Direktors.

Von ihnen wird auch nicht viel verlangt. Sie haben weder wissenschaftliche noch irgendwelche andere Leistungen zu bringen, außer der Pflicht, die landwirtschaftliche Saisonzwangsarbeit zu erledigen, die auf Wissenschaftler seit eh und je von der Partei angesichts der Kolchosenmisere auferlegt wurde. Es wird

von denen nur ihre stillschweigende Loyalität zur Administration erwartet. Das heißt, still zu sitzen, den „Viehbestand“ darzustellen und auf die notwendigen Lebensgüter nun in regulären Warteschlangen zu warten. Die Zeit vergeht ja sowieso!

Wie der Kern, so auch der Viehbestand – obschon natürlich nicht alle von ihnen – stellen diejenigen „Mechanisatoren von der Wissenschaft“ dar, die nicht für ihre Leistungen, sondern für ihren „Radweg“ entgolten werden und dementsprechend jeglichen sozialen und wirtschaftlichen Reformen genauso wie die alten Parteifunktionäre und Administratoren heftigen Widerstand leisten.

Diese Widerstandskräfte hat Gorbatschow den Medienfunktionären klar und deutlich bei ihrem Treffen definiert. Eine sehr rechtzeitige und angebrachte Definition! Denn wir ziehen gegen die Führungskräfte zu Felde und vergessen dabei, dass der Administrationskader der beginnenden Demokratisierung keinen ernsthaften Widerstand ohne diese demoralisierte und ideologisch misshandelte Masse hätte organisieren können. Nicht nur der Kader auf der Seite des Direktors, sondern auch sechzig Prozent von Wahlbeteiligten sind gegen x-beliebige Veränderungen in unserem Institut sind.

Wer bestimmt aber die vierzig Prozent Stimmen für die demokratischen Kandidaten? Hier kann man zunächst auf logische Denkschlüsse verzichten, denn diese Mitarbeiter haben offen sowohl im Wahlkampf als auch vor der Versammlung aufgetreten, während die Mehrheit von sechzig Prozent stumm da gesessen hat.

Nur einmal hat sich ein lautes Murren unter diesen Stummen im Saal verbreitet, als der Versammlungsvorsitzende nebenbei bemerkte, dass sich ein hochrangiges Akademiemitglied für einen unserer demokratischen Kandidaten ausgesprochen habe. Sicherlich hat der Vorsitzende mit dieser Bemerkung eine Wahlprozedur-Fahrlässigkeit zugelassen, aber nun wirklich keine das Murren verdienende und die Wahl so grundlegend beeinflussende Fahrlässigkeit.

Es hat bestimmt keinen von Wählern mit Grundsätzen irritiert. Es hat nämlich nur diejenigen irritiert, die – sich um die Meinung ihres Futtertrog-Leiters herum versammelt – eine Alternativmeinung eines höher gestellten Leiters desselben Futtertrogs plötzlich erfuhren. Von welchen Grundsätzen kann hier die Rede sein! Dieses Murren ähnelt vielmehr dem Klappern eines Windhahnes, der einem plötzlichen und scharfen Seitenwindstoß ausgesetzt wurde.

Zu diesen vierzig Prozent gehören bestimmt Physiker-Theoretiker, die man angesichts der Gründungsgeschichte eher zum Kern zählen kann, deren professionelle Spezifik sie dann aber doch zu mehr Courage gebracht hat. Diese Spezifik lässt eine Arbeit ohne Kreativität und unter den Bedingungen nicht dulden, bei denen Grundlagenforschungen vernachlässigt und kaputt administriert werden.

Vom Viehbestand zählen dazu eindeutig diejenigen „Wilden“, die ins Institut als reife Wissenschaftler mit eigenen wissenschaftlichen Forschungsthemen und Forschungserfahrungen sowie mit einem zu ihrer Realisierung ausreichenden Potential gekommen sind und sich nicht ruhigstellen lassen. Natürlich geben sich diese Wilden mit der ihnen zugeteilten Rolle von Viehbestand nicht zufrieden und versuchen ihr Potential zu nutzen und ihre Themen in die Forschungsthematik des Instituts zu integrieren, deren Breite dies, von dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, hätte leicht machen lassen.

Das ist aber von dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus gesehen! Von dem alltäglich-pragmatischen Standpunkt aus hätte es aber bedeutet, den wilden Neulingen dadurch den Zugang zum Futtertrog zu gewähren, das Ergreifen der Initiative und das Vertreiben von früheren Futtertrognutzern zu ermöglichen, was in Augen des Kerns schon gar nicht zulässig gewesen wäre.

Diesen nicht nur in der Wissenschaft herrschenden Verhältnissen und dieser Logik zufolge sind keine wissenschaftlichen Seminare, keine Wissenschaftlerräte fähig – und sie streben es auch nicht so sehr an! – die persönliche Meinung

eines Zepterträgers am Futtertrog in einer oder in der anderen Forschungsrichtung zu bestreiten, durch die produktive Diskussion zu widerlegen und eine neue und effektivere Richtung womöglich einzuschlagen. Tschernobyl ist die weltweitbekannte traurige Folge derartiger autoritären Verhältnisse, wenn man sich an die wissenschaftliche Vorgeschichte dieses Super-Gaus erinnert.

Die Theoretiker und die Wilden machen jedoch diese vierzig Prozent noch nicht aus. Die Mehrheit gehört hier ebenfalls einem Teil der Masse. Diese Tatsache tröstet und macht etwas Hoffnung vor dem traurigen Hintergrund des in großem und ganzem trostlosen Resultats dieser merkwürdigen Wahlen-nicht-Wahlen.

Man will hoffen, dass sich unsere wissenschaftliche Jugend in diesem Massenanteil befindet, welche zurzeit keine Chance zum wissenschaftlichen Aufstieg hat, die sich aber ihre kreative Kraft, Neugier und Forschungswut weder durch einen Futtertrog, noch durch die ihnen vom Direktor zugeteilte Rolle vom Viehbestand wegnehmen lässt.

Manche demokratische Alternativprogramme haben vor der Versammlung dafür plädiert, diese kreative Kraft auszunutzen und sind nicht gehört worden. Wenn schon das ganze Land – Gorbatschows Aufrufen nach – vor der Notwendigkeit steht, die Kreativität der Masse zu nutzen, ist es absurd und ein Irrenhaus schlechthin für oder gegen die Verwendung der Kreativität und Initiative von Wissenschaftlern in einem Akademieinstitut abzustimmen!

Jetzt freuen sich wahrscheinlich diese vierzig Prozent von Wählern darüber, dass es doch Wahlen-nicht-Wahlen und keine richtigen Wahlen gewesen sind, und die Hoffnung auf eine vernünftige Entscheidung in der Akademie der Wissenschaften immer noch besteht. Die Hoffnung auf eine Entscheidung „von oben“ – toll irre Demokratie!

Gott bewahre uns davor, richtige Wahlen in unserer ganzen Gesellschaft durchzuführen, in der dieselben Futtertrog-Verhältnisse sowohl für den ganzen

Administrationskader als auch für die vom Radweg verdienenden Mechanisatoren gelten!

Wenn das neue Wahlgesetz kommt, von dem Gorbatschow bei demselben Treffen mit den Medienfunktionären geredet hat, und welches uns die im Unterschied zu unseren Wahlen-nicht-Wahlen freie und demokratische Wahlen verspricht, bleibt mir nach dem bei den Wissenschaftlern erlebten Demokratieversuch die Sorge, ob wir dann aus Dummheit und eigener Habsucht vielleicht doch eine reaktionäre Regierung nun freiwillig wählen, wie es vor kurzem in Chili passierte.

Damit das nicht passiert und damit es durch die Demokratisierung doch zum Fortschritt kommt, muss diese Demokratie sogar von Gelehrten noch gelernt werden, wie diese Erfahrung zeigt. Die Vorteile der Demokratie müssen von der Masse verstanden werden und für sie überzeugend sein. Die Demokratie bedarf eines Kampfes für Gehirne und Gemüte von Menschen der Masse, jedoch eines fairen und prinzipiellen Kampfes.

Der Kampf hat in unserem Institut weder vor noch während der Versammlung stattgefunden. Umso mehr soll die Erfahrung dieser Wahlen und ihre Analyse den künftigen demokratischen Kämpfen nicht nur in unserem Institut, sondern auch in ganzem Lande dazu verhelfen, mit der Demokratie behutsam und weise umzugehen und sie immer weiter zu lernen. Dafür muss jede auch die kleinste und auch negative Demokratieerfahrung als ein Demokratiegut fürs breite Publikum verallgemeinert und zugänglich gemacht werden.

*

*Die Fortsetzung der Beichte eines kranken Menschen
oder über Massenmedien und Hauswirtschaft*

Ich lese den fertig gewordenen Artikel und denke mir:

„Ach du dickes Ei! Es riecht hier nicht mehr nach einfachem Testen einer Zeitung. Es stinkt hier nach etwas viel Schlimmeres. Es kann sogar so kommen,

dass sowohl die sechzigprozentige Mehrheit als auch die vierzigprozentige Minderheit von meinen Kollegen, die ich eigentlich alle mag, – von der Administration selbst ganz zu schweigen – mir sagen können: ‚Bist du krank oder was?‘ Obendrein nehmen sie mir noch mein tägliches Brot weg, und zwar aus denselben Gründen, aus denen sie es mir früher gaben – wegen meiner professionellen Fähigkeit zu analysieren!“

Zwei Nächte und einen Tag dazwischen schlafe ich nicht. Ich diskutiere mit meiner Frau über verschiedene Beschäftigungsvarianten als Hauswart. Meine verzweifelte Gattin und mein begründeter Zweifel gewinnen manchmal die Oberhand und dann will ich nicht mehr den Artikel in die Redaktion schleppen. Aber es kommt alles zusammen und wie immer alles auf einmal. Ich habe ja angefangen hin und wieder in die Zeitungen oder ins Fernsehprogramm reinzuschauen und erfahre dort plötzlich etwas über dieselben Probleme.

Mal schaue ich in eine Zeitung: Gorbatschow analysiert die politische Lage im Lande bei dem Treffen mit den Funktionären von Massenmedien (ich wusste damals noch nicht, dass der Chefredakteur unserer Regionalzeitung, von all dem abgeschirmt, zu jener Zeit irgendwo im Urlaub saß und von diesem Treffen nichts mitbekam). Dabei sind meine Schlussfolgerungen denen von Gorbatschow sehr ähnlich, insbesondere darin, was die Mechanismen vom Radweg betrifft.

Lese weiter und merke besorgt: Gorbatschow bereitet ein neues Gesetz über die richtigen freien Wahlen vor, um uns dadurch das Recht zu geben ihn mit unserer Stimmenmehrheit neu und frei zu wählen! Gorbatschow ist für mich zurzeit wie das Licht in einem fernen Fenster für einen erschöpften Wanderer und die letzte Hoffnung bei meiner Krankheit, irgendwann ohne Bewusstseinspaltung zu leben.

Aber wenn ich zu unserer Mehrheit all diese Mechanismen vom Radweg, all die vom Futtertrog und auch noch die sich seit langem immer mehr vermeh-

renden sogenannten „Diebe im Gesetz“ in ganzem Lande schätzungsweise dazu rechne, sehe ich, dass man dieser Sache keinen freien Lauf lassen darf! Ich sehe mich angesichts dessen stark verpflichtet, meinen Artikel – wenn auch als mein eigenes Kreuz – doch zur Redaktion zu tragen, und das ehrliche unschuldige Volk zu warnen!

Ich gucke ein anderes Mal in die Zeitung: Schon wieder dasselbe! Als ob alle mich extra verstimmen, zerspalten und bekümmern wollen: In Chili ist Plebiszit durchgeführt worden und das Volk hat nun selbst und frei seinen blutigen Diktator mit Stimmenverhältnis etwa ‚fifty-fifty‘ gewählt! Jetzt fuchteln die beiden ‚Fifties‘ aufeinander mit geballten Fäusten. Bei uns gilt ja überhaupt eine Regel: ‚Nach einer beendeten Schlägerei fuchelt man nicht mehr mit den Fäusten‘ (genau mit diesem Spruch versucht mich später auch der Chefredakteur zur Raison bringen).

Der chilenische Diktator hatte mir das ganze Leben verdorben: Ich heiratete – er kam in zehn Tagen durch seinen Putsch an die Macht! Ich dachte damals:

“Nun gut! Ich muss wohl diese dunkle Schicksalsnachbarschaft dulden, es kann ja sowieso nicht lange dauern!”

Es dauerte dann noch fünfzehn Jahre, und ich habe mich daran gewöhnt. Man gewöhnt sich ja an alles! Aber ihn danach auch noch frei zu wählen! Das überschreitet nach meinem Geschmack alle menschlichen Gewohnheiten!

Ich korrigiere etwas meinen Artikel, indem ich mich auf diese Ereignisse im Lande und auswärts beziehe (diese Stellen werden dann in der Redaktion wahrscheinlich für einen Anspruch auf Ähnlichkeit meiner Sicht der Probleme mit der des Parteiführers und somit für nicht diskret genug gehalten und gestrichen) und bringe nun endgültig fertigen Artikel in die Redaktion. Meine Telefonnummer hinterlasse ich auch.

Am nächsten Tag ruft mich die Korrespondentin an – die Leiterin der Propagandaabteilung, wie es sich herausstellt, die bei unserer Versammlung zugegen

sein sollte. Sie erzählt mir, dass sie gerade dabei sei meinen Artikel zu lesen und ihn an manchen Stellen ihrem eigenen Korrespondentenbericht über unsere Versammlung sehr ähnlich finde. Ich antworte lautfreudig darauf:

„Na klar! Es handelt sich ja schließlich um denselben Stoff“ – und denke dabei leise: „Zum Teufel! Mein Artikel wird doch veröffentlicht, wenn sogar die Propagandaleiterin fast eine Begeisterung in ihrer Stimme aufweist.“

Denn ich habe heimlich doch gehofft, als ich den Artikel zur Redaktion getragen habe, dass dieser – aus welchen Gründen auch immer – nicht veröffentlicht wird und ich nicht zum Hauswart werde und auch nicht noch für die Zeitungen mein Geld ausgeben muss, wie es am Anfang der Geschichte vorgesehen worden war.

Daraufhin frage ich sie direkt:

„Verstehe ich Sie richtig, dass mein Artikel in der Zeitung erscheint?“

Sie antwortet darauf:

„Die Redaktionsbesprechung hat bereits stattgefunden und es ist entschieden worden, Ihren Artikel durchgehen zu lassen. Außerdem gibt es noch einen noch vor der Versammlung geschriebenen Artikel von einem Doktor aus Ihrem Institut, in dem einige Fragen gestellt wurden, die in Ihrem Artikel irgendwie ihre Antworten finden, sodass die beiden Artikel miteinander irgendwie übereinstimmen und zusammen mit meinem Bericht über ihre Versammlung dem von der Partei angesagten Pluralismus dienen. So ein Material aus drei Stücken auf einer ganzen Seite wird voraussichtlich in die Zeitung gehen.“

Wir einigen uns darüber, dass sie meinen Artikel etwas kürzt, ich morgen komme und mir die gekürzte Version sowie den Artikel von dem Doktor anschau.

Am nächsten Morgen komme ich hin und schaue mir den Artikel von diesem Doktor an. Er ist im traditionellen Sinne und Geiste aller bisherigen Auftritte des

Doktors gegen unseren Direktor geschrieben. In seinem Artikel scheinen sogar alle Fakten zu stimmen – früher passierte es schon mal, dass er auch Fakten manipulierte, – aber man spürt irgendwie deutlich seine Begeisterung, dass unser Institut vor Problemen aus allen Nähten platzt.

Ich empfände zum Beispiel tiefe Trauer und Besorgnis, wenn mein Haus brennen oder zusammenbrechen würde. So etwas hätte vielleicht manchem Nachbarn solche Schadensfreude bereiten können! Wenn jemand hier eine Übereinstimmung mit meinem Artikel erkennt, wäre es für mich besser, meinen Artikel aus so einer zwielichtigen Nachbarschaft in dem geplanten Triptychon zu befreien.

Währenddessen erzählt mir die Propagandaleiterin verschiedene Sachen. Wie sie nach unserer Versammlung von Institutsmitarbeitern telefonisch bearbeitet wurde. Von denen um die Zukunft unseres Instituts besorgten Mitarbeitern bearbeitet, welche an der Versammlung so zurückhaltend ihre Klappen hielten oder gar nicht so genau wussten, was sie sagen wollen. Besonders einer von ihnen, der auf dem Rednerpult so indifferent vor den Versammelten redete, als ob er auf dem Weg zur Bühne eine Meinung und auf dem Rückweg eine andere hätte. Manche stellten sich ihr dabei vor, manche nicht. Sie alle offenbarten der Korrespondentin mit großem Eifer ihre prinzipiellen Positionen, besonders diejenigen, die sich vorzustellen vergaßen oder ausdrücklich anonym bleiben wollten. – Der Seitenwindstoß schien auch weiter auf die „Windhähne“ zu wirken.

Sie fügt auch hinzu, dass diese Anrufe sie so irritiert haben, dass sie den Vorsitzenden unserer Versammlung und des künftigen Akademiezentrams der Republik hat anrufen und fragen müssen, was passiert, wenn in der Zeitung ein Material erscheinen würde, das im Grunde genommen gegen unseren heutigen Institutsdirektor gerichtet wäre. In dem Sinne gefragt, wie „Er“ und die anderen von „Dortoben“ das fänden. Zu unserer Freude – meint sie – „Er“ und die anderen von „Dortoben“ hätten es als normal und sogar wohlwollend betrachtet.

An der Stelle habe ich persönlich schon wieder gar keine Freude verspürt! Es ist mir sogar ganz übel geworden. Ich lasse mich so leidenschaftlich auf die bürgerliche Heldentat ein, sehe mich schon als ein Märtyrer-Hauswart mit einem Straßenbesen in meiner Hand und einem Lorbeerkranz auf meinem Haupt, wer unsere Demokratie in letzter Sekunde doch noch gerettet hat. Nun sieht dies alles in meinen Augen ganz verkehrt aus. Es sieht so aus, als ob unser Direktor, ein alter Mann, von „Ihm“ und von den anderen von „Dortoben“ so gut wie bereits begraben wäre, und ich – natürlich meinen Prinzipien und höheren Gedanken folgend! – mit einer Handvoll Erde auch noch zu seinem Begräbnis eilen würde! Nicht viel besser als die berühmte „*Sancta simplicitas*“ mit ihrem Brennholzstückchen zum Scheiterhaufen von Jan Hus.

Der Direktor, den ich als Menschen – würde er sich bloß nur mit den Rosen in seinem Gemüsegarten beschäftigen! – und einen Flurdemokraten sogar mag. Jetzt, wissen sie, sind viele Parteifunktionäre und Bürokraten zu solchen Flurdemokraten geworden. Sie reichen ihre Hand jedem Passanten im Flur noch von weitem her und begrüßen ihn dabei ganz herzlich, obwohl der passierende Bürger deutlich spürt, dass sie von ihm und von seinen Problemen nichts wissen und nichts wissen wollen. Unser Direktor macht es dagegen einfach aus seiner menschlichen Gutmütigkeit, obwohl auch er heute nicht mehr weiß, womit du bei ihm gestern gewesen warst und was er dir so alles ebenfalls aus menschlicher Gutmütigkeit versprochen hat.

„Jetzt aber Schluss damit!“ – denke ich mir – „Ich nehme meinen Artikel zurück.“

Dann erinnere ich mich aber wieder an das meines Analyseinstrumentariums nicht mächtige Volk und entscheide mich:

„Nein, spuck drauf! Auch wenn ein noch so viel schlimmeres Schicksal auf dich wartet als du dachtest, lass dich von allen für einen Schuft halten, lass sie alle dir ins Gesicht spucken, aber rette das Volk, damit dieses versteht, dass man

Wahlen nicht auf die leichte Schulter nehmen und mit Begriffen von Mehrheit nicht spielen darf!“

Währenddessen gießt die Propagandaleiterin wieder etwas Nicht-Veröffentlichungs-Hoffnungs-Balsam auf meine Seelenwunden. Sie erzählt mir, dass ihr Chefredakteur, wessen Tochter und noch ein Verwandter in unserem Institut arbeiten, sich zurzeit im Urlaub befinde und dass er, wenn er aus dem Urlaub komme, das Material bis zur Unkenntlichkeit verdrehen oder es einfach zurücknehmen würde. Er sei zwar noch eine Woche im Urlaub, aber sie gehe jetzt auch in Urlaub, und das Material solle ein verantwortlicher Sekretär weiter vorbereiten. Schon wieder ist es für mich eine Situation mit Kopf und Zahl. Damit bin ich dann auch weggegangen.

Es wurde erwartet, dass das Material in drei bis vier Tagen erscheint, also schon zehn Tage nach unserer Versammlung. Ich dachte eigentlich früher, dass es in den Zeitungen, ihrer Natur gemäß, fast nur morgige Ereignisse gedruckt werden. Meine ewige Naivität!

Aber das macht ja nichts! In meinem Falle ist es sogar günstig – immerhin noch eine Verschnaufpause vor dem Beginn meiner Märtyrerei. Einerseits ist es eine Verschnaufpause, andererseits schlafe ich wieder drei Nächte und Tage dazwischen nicht. Mal sehe ich in schlaflosen Alpträumen einen vor mir wie vor einer Hexe vor wilder Freude tanzenden Besen, mal erscheinen mir Alpbilder, wie mir alle Passanten auf der Straße ins Gesicht spucken.

Am vierten Tag rufe ich den verantwortlichen Sekretär an. – Sie alle fragten mich jedes Mal unerklärlicherweise nach meinem Namen, der eigentlich unter meinem Artikel steht, und nannten mir niemals ihren. Deswegen kenne ich bis heute weder ihre Vornamen noch Nachnamen. Außer denen, die ich später aus der Zeitung erfahren habe. Ich rufe ihn also an und frage:

„Na, wie läuft’s denn so mit *unserem* Material?“

„Ach wissen Sie, das Material ist doch nicht so gut vorbereitet worden und

ich habe es weiter in die Abteilung ‚Parteileben‘ geleitet.“ – antwortet er.

Es wundert mich etwas, denn ich habe doch das fertige Material gesehen, aber dann denke ich mir:

„Wahrscheinlich hat die Propagandaleiterin doch noch nicht überall angerufen, wenigstens nach Ansichten dieses Sekretärs. Vielleicht brauchen sie in ‚Parteileben‘ meine Hilfe. Ich habe ja auch Telefon zu Hause und könnte diese Telefonate für sie übernehmen und erledigen. Sie sind beschäftigte Leute, das Material ist auch nicht ihres. Verzögern noch die Sache durch diese Telefonate bis zur Rückkehr des Chefredakteurs zu meinem, zu Materials und zu ihrem eigenen Pech.“

Ich rufe ‚Parteileben‘ an und schlage meine Dienstleistungen vor.

„Es ist alles in Ordnung!“ – antwortet ‚Parteileben‘ – „Keine Hilfe nötig, wir feilen noch daran. In drei oder vier Tagen geht das Material auf die Seite.“

Ich frage mit einer schlecht verdeckten Andeutung:

„Und wann kehrt ihr Chefredakteur aus seinem Urlaub zurück?“

„In drei oder vier Tagen“ – antwortet ‚Parteileben‘, meine Andeutung eindeutig nicht verstehend.

„Und trotzdem kommt das Material in drei oder vier Tagen in die Zeitung?“ – bestehe ich auf ‚Parteilebens‘ Verständnis.

„Warum nicht?“ – behauptet ‚Parteileben‘ – „Das Material ist gut, beinhaltet nichts Besonderes davon, was seine Veröffentlichung in drei oder vier Tagen hindern könnte.“

Also gut! Ich schlafe noch drei oder vier Nächte nicht. Sogar meine Krankheit scheint geheilt zu sein: Nichts mehr fällt mir in meinen platzenden Kopf ein und nichts mehr wird dort analysiert und synthetisiert.

In drei oder vier Tagen ruft mich meine Gattin an:

„Ich habe von meiner Kollegin gehört, dass in der Zeitung etwas über unser Institut geschrieben steht! Dein Artikel ist also doch erschienen. Renn' zum Kiosk und kauf' gleich einen Stapel dieser Zeitungen!“

Ich war ja derjenige, der meine Gattin tröstete und ihr erzählte, dass wir viele Zeitungen kaufen und meinen Artikel allen schenken werden. Besonders gut würde es auf meine neuen Kollegen-Hauswarte wirken. Sie würden dann mich als einen Hauswart-Schriftsteller sofort respektieren. Es ist ja sehr wichtig bei einer neuen Arbeitsstelle gleich Respekt und Autorität zu gewinnen. Sie, als Frau des Hauswarts-Schriftstellers, werden die neuen Kollegen dann auch zu verehren wissen.

Laufe zum Kiosk, kaufe fünfzig für einen Rubel. Komme nach Hause zurück, gucke – totale Scheiße! Meinen Rubel umsonst verbraten! Statt des ganzen geplanten Materials ist nur der Bericht der Propagandakorrespondentin in nicht wiedererkennbarer Form gedruckt worden. In dem von mir gelesenen Original ist es ein einigermaßen unparteiischer und deswegen für unsere Administration nicht besonders günstiger Bericht über unsere Versammlung gewesen. In der Zeitungsverfassung ist er zu einem Panegyrikus unserem Direktor gegenüber geworden.

Ein Bericht darüber, dass es ja nur einen dem Posten würdigen Kandidaten unter allen fünf gäbe – unseren Direktor nämlich! Dieser Gedanke klingt gleich in der Überschrift an. Wir haben doch allen fünf unsere Vertrauensquoten in Prozentsätzen erteilt und unsere Demokratielehrer haben ihre Wahl noch nicht getroffen, aber die Zeitung hat bereits diese Wahl entschieden, wie es in der Überschrift steht: „Einer von Fünf“ und basta! Unser Direktor! Sein Programm ist der Meinung von vielen Redner an der Versammlung nach das Beste und er selbst ist der Beste und der Würdigste, und wenn er schon Fehler zugelassen hatte, solle er sie auch selbst – wer sonst! – am besten kennen und korrigieren. Diese Meinung gerade unter den Rednern habe ich nicht gehört, aber das, was ich

gehört und geschrieben habe, steht ja sowieso nicht hier drin!

„Na!“ – denke ich – „Zum Hauswart werde ich jetzt bestimmt, aber den Lorbeerkrantz eines Bürgerhelden kann ich vergessen!“

Renne zur Redaktion und direkt ins „Parteileben“:

„Wo“ – frage ich – „ist mein Artikel?“

„Verstehen Sie,“ – antwortet ein Vertreter des „Parteilebens“ – „er hat den bereits umbrochenen Satz von der Seite geholt!“

Ich will die Sprache dieser Drecksküche nicht verstehen und rege mich noch mehr auf:

„Dass er das Material von der Seite holt, deutete ich euch schon an. Ich frage jetzt, wo hat er meinen Artikel hingesteckt?“

„Ach nein, nirgendwohin! Hier ist der.“ – sagt er und reicht mir mein überall kreuz und quer durchgestrichenes und vollgekritzelttes Manuskript über.

„Ich würde gerne auch alle abgetippten Korrekturen der Redaktion mitnehmen, damit eine davon nicht in meinem Institut landet! Denn ich habe hiermit jedes Vertrauen in eure Redaktion verloren!“

Hier habe ich natürlich gelogen. Alles begann ja damit, dass ich dieses Vertrauen erst durch diesen Artikel gewinnen wollte. Der Vertreter des „Parteilebens“ erklärt mir, dass der ganze Kram bereits das Eigentum der Redaktion sei. Und was das Vertrauen betrifft, müsse ich damit zum Chefredakteur gehen.

Ich stürme auf den Chefredakteur ein, zwei Mädchen-Sekretärinnen in seinem Vorzimmer übertrampelt:

„Setzen Sie mir hier, auf dem Manuskript, ihren eigenhändigen Vermerk,“ – schreie ich zu ihm – „warum Sie mir den Auftritt auf unserer Volkstribüne wehren!“

„Schriftliche Vermerke setzen wir nicht.“ – antwortet der Kerl, durch meine

schnell zur Frechheit aufsteigende Entschlossenheit unbeeindruckt – „Mündlich kann ich aber versuchen, ihnen dies zu erklären, wenn Sie mir auch sagen, wer Sie eigentlich sind.“

Ich mache ihm klar, dass ich der Autor bin, und stelle mich vor. Er verzichtet – wie gewöhnlich in dieser Scheißküche – darauf dasselbe zu tun und beginnt zu erzählen, so kokett und nur etwas mit Mundwinkeln lächelnd, dass er erst gestern aus seinem Urlaub zurückgekehrt sei und das umbrochene Material wirklich direkt von der bereits fertigen Seite geholt habe:

„Weil“ – erklärt er mir weiter – „das Programm des Direktors das Beste ist und wenn er so viele Probleme angeschafft hat, soll er sie auch lösen. Außerdem ist die Sache durch die Stimmenmehrheit sowieso bereits entschieden, wozu jetzt noch mit Fäusten fuchteln!“

Zwischendurch stellt er mir verschiedene Fragen: Über die zwielfältige Nachbarschaft meines Artikels in dem vorbereiteten Material mit dem Artikel von dem Doktor aus unserem Institut; darüber, wessen Vorgabe oder vielleicht sogar Auftrag es für meinen Artikel gewesen sei und, nicht wortwörtlich gesagt, auf wessen Wassermühle was ich gieße...

Ich würde jedoch nicht unter Eid behaupten, dass er die letztere Frage, die eigentlich vor fünfzig oder vierzig Jahren typisch war und für die verhafteten sowjetischen Bürger eine lebensentscheidende Rolle spielte, wirklich gestellt hat. Vielleicht schien es mir nur so, weil ich – zwei Wochen kaum geschlafen – durch seine in diese Richtung gehenden autoritären Erklärungen wie vor den Kopf gestoßen war.

Über den Pluralismus – wie es sich heutzutage gehört – hat er auch gesprochen. Nur hat er es irgendwie umgekehrt gesagt. So verdreht gesagt, dass ich auf dem trockenen Fußboden fast ausgerutscht bin. Als ob das Material so einseitig sei, nur gegen den Direktor und nichts für ihn sprechend:

„Was für einen Pluralismus haben sie alle hier veranstaltet?“ – versuchte er

mir es maximal verständlich zu erklären – „Pluralismus ist es dann, wenn in einem Artikel verschiedene Meinungen vertreten sind. Keine verschiedenen Meinungen – kein Artikel. Es ist doch klar!“

Ich habe da mein Gleichgewicht auf diesem schießschmierig-rutschigen Funktionärsboden wiedergewonnen und ihm eins ausgewischt. Ich erkläre ihm meinerseits, dass er keins der Programme gelesen hat, und ich ihm deswegen hier nicht zuhören muss. Dass er über unsere Versammlung keinen blassen Schimmer hat, weil er auch meinen Artikel nicht gelesen hat, während ich – als unmittelbarer und aktiver Teilnehmer derselbigen – alles darüber detailliert kenne. Dann erzähle ich ihm über mein Instrumentarium des Wissenschaftlers, damit er die Qualität meiner unbefangenen, objektiven Analyse nicht weiter anzweifelt. Dabei vergehen ihm etwas sein Hochmut und seine Koketterie.

Des Weiteren erzähle ich ihm die Geschichte über meine Verzweiflung insbesondere in Anbetracht der von seiner Propagandaleiterin telefonisch geklärten höheren Meinung von „Dortoben“. An dieser Stelle ist er auf einmal fast zu einem normalen Sterblichen geworden, wenigstens vom Gesicht her.

Ich gebe auch ehrlich zu, dass die Vorgabe eigentlich direkt von Gorbatschow kommt, denn ich habe das Wesentliche für meine Analyse eben in seinen politischen Auftritten gefunden. Schließlich sage ich noch:

„Ehrlich gesagt, wusste ich gleich, dass mein Artikel nicht durchkommen wird!“

Danach hat er angefangen, über seine Verwandten im Institut zu reden. Dass diese dort auch keinen Zucker zu schlecken haben. Über die unterstützende Linie des Parteigebietskomitees bezüglich unseres Direktors hat er auch etwas geredet. Aber nun irgendwie nicht mehr so sicher geredet. Dann erklärt er plötzlich, dass diese Wahlen sowieso vorbei seien, und mein Artikel diesbezüglich kein Interesse mehr darstelle. Sonst aber – nicht auf dieses Thema bezogen – hätte man ihn veröffentlichen können, davor entsprechend umgearbeitet.

Ich habe also gleich verstanden, dass der Kerl noch ganz frisch ist und es noch lange nicht geschafft hat, sich von seinem Meeresurlaub und Strandhitze abzukühlen und überall zu telefonieren, was in diesen – wie ich es auch in meinem Artikel geschrieben habe – sehr dynamischen Zeiten fast lebensgefährlich sein kann.

Da ist es mir eingefallen, dass seine Kollegen mit allerlei Verzögerungen wahrscheinlich gerade darauf setzten, dass er dies eben nicht mehr schafft und, ohne überall telefoniert zu haben, den Artikel nicht mehr zurückzunehmen wagt. Das Material käme dann aber unter seiner Verantwortung als Chefredakteur raus, sodass sie selbst nichts zu verantworten hätten.

Als ich danach nach Hause gekommen bin und wieder in die Zeitung geschaut habe, habe ich entdeckt, dass die Ausgabe vom Dienstag, für die das Material vorgesehen wurde, von dem Chefredakteur unterschrieben ist, während unter der Sonntagsausgabe noch die Signatur seines Vertreters stand. Und der Montag dazwischen war wie immer der herausgabefreie Tag. Ich habe mir nach dieser Bestätigung gedacht, dass ich diesen Vertreter des Chefredakteurs nie als meinen Hauswart-Kollegen haben werde, und mich für ihn sogar gefreut.

Danach habe ich mich hingesezt und diese Beichte geschrieben, denn ich werde offensichtlich früher oder später zum Hauswart und muss außerdem das Land sowieso allein retten, denn ich kann ja nicht die Verantwortung für das Land auf den Chefredakteur und seinen Vertreter schieben: Sie sind keine dafür geeigneten Leute, und wenn ich das doch tue, kriege ich die Sünde nie vergeben.“

*

*Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann abhauen
oder über die Bürgerpflicht und die Dramatik der Blutlosigkeit*

Der Vater packte sein wie eine Matrjoschka verschachteltes „Werk“ in einen Umschlag und legte dazu einen eigenartigen Begleitbrief bei:

„Sehr geehrte Redaktion,

in der Überzeugung, dass die Situation in unserem Institut ein größeres und breiteres publizistisches und politisches Interesse darstellt, schicke ich Ihnen dieses vielleicht etwas ungewöhnliche Material.

Alle in meiner Analyse beschriebenen verdeckten und nicht besonders verdeckten Hebel und Triebkräfte wirken zurzeit in unserer ganzen Gesellschaft. Diese werden aber von der Presse jedes Mal als ein Nonsens dargestellt, der unsere Euphorie über die laute Demokratisierung und die überall stattfindenden oder vorbereiteten Wahlen nicht hindern oder mindern darf.

Ich bezweifle inzwischen, dass die Mehrheit unserer Gesellschaft für die Demokratisierung ist! Dadurch kommt auch das Verständnis dafür, dass jeder Einzelne, wer dafür ist, für zwei und für drei seiner Mitbürger aktiv werden muss, weil sich die Kräfte gar nicht so eindeutig aufteilen, wie das Ergebnis eindeutig bestimmt werden muss!

Ein anderes Ergebnis gibt es nicht! Für mich persönlich auf keinen Fall und unter keinen Umständen! Ich habe darauf mein Leben lang gewartet, ich habe all diese Jahre so gelebt, obwohl es keinen politischen Sinn aufwies und nur meinem persönlichen Lebensstil und meinem Eigensinn entsprach. Es ist einfach kein anderes Ergebnis als den Erfolg dieser Demokratisierung zu überleben!

Unabhängig davon, ob Sie dieses Material veröffentlichen oder nicht, versichere ich Ihnen im Voraus, dass keine neue „Matrjoschka“ entsteht. Ich werde nur überaus enttäuscht sein.

Sollen meine Ausführungen über die Massenmedien Ihnen beleidigend vorkommen, bitte ich um Entschuldigung: Es war nicht meine Absicht gerade Ihre

Redaktion zu treffen.“

Die Antwort kam in ein paar Wochen und lautete:

„Lieber Genosse!

Wir haben Ihren Brief erhalten und bedanken uns sehr für Ihr Interesse an unsere Zeitung.

Leider – wie oft müssen wir dieses Wort in unserem Briefwechsel verwenden! – passt Ihr Artikel weder nach dem Maßstab des Problems, noch nach seinem Volumen (viel zu groß) für die Veröffentlichung in der 'Literaturzeitung'.

Sie, wie es mit unseren solche Briefe an unsere Redaktion schreibenden Lesern oft passiert, versuchen *Ihre lokalen* Probleme durch den Auftritt auf der Allunionstribüne zu lösen. Überlegen Sie es doch selbst, wie viele Zeitungen sollen noch gegründet werden, um alle Missstände in wissenschaftlichen Institutionen unseres Landes zu beschreiben!

Wir wünschen uns, dass die Bürger ihre Aktivität durch ihre Taten und nicht durch die Schilderung ihrer Schwierigkeiten und Misserfolge zeigen würden und nach unserer Hilfe nur in den Fällen suchen, wenn sich die Lage wirklich dramatisch entwickelt. Erst dann scheint unseren Lesern unsere Beteiligung an *Ihren* Sachen gerechtfertigt zu sein.

Die Wissenschaftsabteilung der 'Literaturzeitung'

S. Uschanow“

Nach einem wegen dieser primitivsten Predigt erlebten Wutanfall darüber, dass es alles nur *seine* und nur *lokale* Probleme seien, dass sich das arme Land mehr Missstände in der Wissenschaft als die diese Missstände schildernden Zeitungen leisten will, dass dieser ahnungslose oder ebenfalls an einem „Futtertrog“ angekettete und impotente Genosse Uschanow von ihm – seit drei Jahren in einem aussichtslosen Clinch mit dem alten Regime befindenden Polittäter! – noch mehr irgendwelche Taten erwartet und verlangt sowie nach noch mehr Dramatik

sehnt, beruhigte sich der Vater wieder und war sogar erleichtert.

Erst jetzt war seine Bereitschaft gebrochen, für die Demokratie im Institut und somit in ganzem Lande zu leiden. In jenem Lande, dem seine Vorfahren so viele Dienste erwiesen hatten, bis die danach gekommene kommunistische Diktatur, für deren Abschaffung er jetzt eben kämpfte, eine Hälfte seines deutschen Kolonistenvolkes durch das niemals und von niemandem anerkannte – vielleicht war es auch immer noch nicht genug Dramatik drin! – Genozid vernichtet und die Familie seines Vaters fast gänzlich ausgerottet hatte!

Er wusste, dass die Dramatik, die er durch sein Engagement für Perestrojka im Unterschied zu dem Genossen Uschanow bereits erkannt hatte und voraussah, dass sie auch in ihrer blutigen Form noch kommen wird. Er merkte durch seine aktive Teilnahme daran, dass diese von Gorbatschow begonnene und Perestrojka genannte Provokation bereits aus dem Ruder geraten ist und die zentrifugalen, nicht immer gerade demokratischen Kräfte befreit hat, welche nur durch politisch-militärische Gewalt früher unterbunden wurden.

Er sah auch voraus, dass der listige Kommunist-Perestrojkaanführer, wenn er endlich einsieht, dass die Ereignisse außer Kontrolle geraten sind, es versuchen wird, mit List oder auch mit Gewalt zu der altkommunistischen diktatorischen Ordnung zurückzusteuern. Und soll er das nicht mehr schaffen, zerfällt das ganze Monsterland und versinkt in Blut und Chaos, wie es schon immer in Russland üblich gewesen war. Ob dann der Genosse Uschanow mit seiner Beteiligungsbereitschaft noch zustelle sein würde, wäre es sehr fragwürdig!

Der Vater wollte nicht mehr dabei sein. Die sechzig Prozent „Viehbestandes“ sowie hundert Prozent Zeitungen befreiten ihn von seiner Verpflichtung vor dem Volk, die er sich unerklärlicher- und blöderweise – gerade in diesem zu ihm, zu seiner Familie und zu knapp zwei Millionen anderen Deutschen in der UdSSR so feindseligen Land – auferlegt hat.

Diese seiner Verpflichtungen lag bestimmt nicht an diesem Land. Diese lag

an seiner menschlichen Natur und an seinem Charakter. Aber jetzt war auch seine Natur gestillt! Keine blöde, niemandem etwas bringende Märtyrerei: *Der Mohr hat seine – von ihm nicht einmal verlangte – Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen!*

Ab nun wollte er nichts anderes als weg von diesem Institut, aus dieser Stadt, nur wusste er nicht wohin! Was er dagegen genau wusste, war es, dass es in jedem Institut, in jeder Stadt und in jeder Region des etwa neuntausend Kilometer ausgedehnten Reiches das Gleiche passiert! Vielleicht nur mit kleinen prozentuellen Abweichungen bei Wahlergebnissen. Es hätte keinen Sinn, diese Tausende von Kilometern mit Füßen abzutasten und nach einer Insel der Glückseligen oder nach einer Nische als Unterschlüpf für sich zu suchen!

*

*Ein schicksalsträchtiger Ratschlag
oder darüber, wozu ein Deutscher in Russland Geld braucht*

So blieb dem Vater nichts anderes übrig, als hier in seinem Institut weiterzubleiben und sich um die Finanzierung seiner Forschungsprojekte eigenhändig weiterzukümmern. Genau in dem Zustand und zu dem Zeitpunkt erreichte ihn die Nachricht, dass Valerij in Moskau mit Geldverteilung etwas zu tun haben solle. Da wollte der Vater nun auf dem schnellsten Wege hin!

Als der Vater in Moskau ankam und Valerij das Ziel seines Besuches erklärte, wunderte sich Valerij laut, ehrlich und verbittert:

„Wozu brauchst du die Scheißfinanzierung? Das sind Almosen und sogar für sie stehen bereits Schlangen! Allen voran die Entscheidungsträger selbst. Ich weiß nicht, ob selbst ich was davon abbekomme!“

„Was soll ich denn sonst tun?“ – erwiderte der durch solchen Empfang ziemlich überraschte Vater – „Ich versuche jede Möglichkeit zu ergreifen, eine Finanzierung für meine eigenständige Forschung zu finden. Einschließlich dieser Möglichkeit auch! Was soll die Frage, wozu ich sie brauche?“

„Du bist doch Deutscher?“ – setzte Valerij fort – „Was machst du denn noch hier, in diesem beschissenen und gottverdammten Lande? Haue ab in dein Vaterland! Ich habe gehört, dass Deutsche aus jedem Land der Welt zu den Staatsbürgern Deutschlands zählen und nach Deutschland zurückkehren dürfen. Wenn ich bloß diese Möglichkeit hätte, würde ich keine Sekunde länger hier bleiben!“

Valerij's Worte wirkten auf den Vater wie ein Hammerschlag gegen seine Stirn, hinter welcher sich der Gedanke über die notwendigen Lebensveränderungen seit der jüngsten „Postwahlzeit“ in einem trostlosen Kreise drehte, ohne ihn auf einen Ausweg zu bringen.

Nun fand plötzlich die ganze Zeit hängen bleibende Frage „Wohin mit mir?“ ihre Antwort! Dies, was Valerij zwischendurch zur Begrüßung erwähnte, war der langgesuchte Ausweg!

Das wäre die globale, grundlegende Lebensveränderung, für die er hier, in diesem verkommenen Riesenreich, keine Chance mehr hat. Er war schon längst reif für so einen globalen Lebensumbruch! Deswegen fielen Valerij's wenig informative Worte auf einen sehr fruchtbaren Boden. Und auf so etwas sollte ihn gerade ein Russe bringen! Dieser schien übrigens seine Wahlen auch bereits hinter sich gebracht zu haben.

*

*Die deutsche Nabelschnur oder über
das verlorene Paradies und den Weg aus dem Dreck*

Nachdem der Kleine mit Fünfzehn seine mehr als zur Hälfte aus deutschen Familien bestehende Sondersiedlung verlassen hatte und weiterstudieren gegangen war, wurde die deutsche Nabelschnur bei ihm fast abgerissen.

Er ging fort, um aus diesem Dreck – in den seine Eltern mit anderen verurteilten Deutschen gesteckt worden waren und in dem er geboren worden war – hinauszukommen und durch das Studium seinen eigenen Weg hinauf durchzuschlagen.

Dies war auch das Ziel und der Traum seines Vaters, wessen noch von seinem Vater und dessen Vater mit ihrem Schweiß, Fleiß und Blut durchgeschlagener und, wie es damals endlich so schön zu sein schien, fest vorgeschriebener Weg so plötzlich und brutal durch die Revolution mit dem abschließenden blutigen Bürgerkrieg unterbrochen worden war. Mit elf Jahren, – arm, nackt und hungrig – hatte der Vater auch in die fremde Welt hinausgehen und nach seinem eigenen Weg suchen müssen, um einfach zu überleben.

Und dies geschah dem Vater des Kleinen, nachdem er im Wohlstand auf dem Landgut seines Vaters in deutschen Kolonien Südrusslands „mit silbernem Löffel im Munde“, wie der Volksmund sagt, oder „auf dem weißen Flügel“, wie der Vater noch danach scherzen konnte, geboren worden war, nachdem er vier Grundklassen zu Hause auf dem Landgut von angestellten Lehrern unterrichtet bekam und seine Ausbildung in Prischib fortsetzen sollte. In dem von seinem Urgroßvater im Jahre 1805 gegründeten Prieschib – dem Zentrum einer der deutschen Schwarzmeer-Mutterkolonien, wo sein Vater ein großes Stadthaus in der Nachbarschaft mit Häusern seines Vaters und seiner vielen Gebrüder und Geschwister besaß.

*

*

Die Familie und der Erste deutsch-russische Krieg oder über das Ende zweier glorreicher Reiche

Die Vorfahren aus deutschen Kolonien im Zarenreich oder über den Anfang vom Ende sowie über den Patriotismus und Nationalismus

Der Anfang vom Ende der fast hundertfünfzigjährigen erfolgreichen Kolonistengeschichte von Deutschen in Russland wurde von denen selbst durch ihre wirtschaftlichen Erfolge und einen ungeheuren Landbesitz noch am Ende des XIX. Jahrhunderts verursacht.

Im Jahre 1871 begann die Zwangsrussifizierung der deutschen Kolonisten zunächst durch Aufhebung ihrer von Zarin Katharina II. sowie später von Zaren Alexander I. erhaltenen Privilegien und dann durch die nachfolgenden Maßnahmen gegen die weitere Ausbreitung des Deutschtums im Zarenreich. Im Jahre 1874 wurde die Wehrpflicht für die Deutschen in russischem Reich eingeführt, was zur massenhaften Auswanderung vor allem von Mennoniten nach Kanada und in die USA führte, deren Glaube ihnen jeglichen Dienst an der Waffe versagte. Viele aus den deutschen Schwarzmeerkoloniegebieten Russlands emigrierten nach Südamerika und gründeten dort neue zahlreiche Kolonien.

Die schärfste Kampfansage der wirtschaftlichen und kulturellen Übermacht der Deutschen im Zarenreich wurde vom Zaren Alexander III. im Jahre 1887 in seinem Manifest "Russland muss den Russen gehören" gemacht. Kurz danach, im Jahre 1891, wurde es über russische Sprache als Pflichtfach an allen deutschen Schulen verfügt.

Das endgültige Ende mit allen schrecklichen Folgen wurde aber mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges festgelegt. Für alle in der Welt war der Krieg nur einer der nächsten unzähligen Kriege. Für die deutschen Kolonisten war er aber ein Bruderkrieg.

Er wurde zum Krieg des Gewissens trotz ihres eindeutigen Bekennens zu ihrer neuen Heimat und zu ihrem neuen Vaterland, trotz ihrer Loyalität, trotz der Tatsache, dass bis zu zwanzig Prozent des russischen Generalstabs und über eine

Drittmillion Soldaten und Offiziere des russischen Heeres deutschstämmig waren, trotz dem, dass Geschick der deutschstämmigen Generäle und Tapferkeit der deutschstämmigen Soldaten und Offiziere durch glänzende Siege und durch viele höchste militärische Auszeichnungen gekrönt und anerkannt wurden. Trotz alledem war die öffentliche allgemein antideutsche Meinung im Lande im Laufe des Krieges immer mehr speziell gegen deutsche Kolonisten gerichtet und sie wurde immer geheizter.

Deutsche Kolonisten wurden zum Sündenbock für die realen und offensichtlichen Missstände in der russischen Armee und in dem russischen Reiche selbst gemacht. Für die daraus resultierende Kriegsführungsunfähigkeit der Zarenregierung und für die immer häufiger vorkommenden Niederlagen an der Front. Die Deutschen wurden der Untreue und des Verrats bezichtigt. Den Kolonisten ging es schließlich nicht um die Liebe des russischen Volkes oder um die öffentliche Anerkennung. Es ging allmählich und immer mehr um ihre eigene Existenz!

Die Vertreter dieser öffentlichen Meinung – russische Nationalisten, die noch vor dem Krieg diese Meinung gegen übermäßigen Landbesitz von deutschen Kolonisten gehetzt hatten, – gewannen im Krieg die Oberhand und die Zustimmung des Zaren. Bereits im Jahre 1915 wurde in der Kriegsgesetzgebung über die Zwangsevakuierung der deutschen Kolonisten aus der hundertfünfzig Kilometer breiten Westgrenzzone verfügt. Die deutschen Landgutbesitzer durften noch ihr Land innerhalb einer kurzen Frist verkaufen. Nach dem Ablauf der Frist wurde das Land zwangsversteigert.

Diese Verfügung traf auch die Schwarzmeerkolonien, denn das Osmanische Reich gehörte auch zu den dem Russland gegenüber feindlichen, auf der Seite von Deutschland und Österreich kriegführenden Staaten. Somit galt die Schwarzmeerküste auch als Grenzgebiet. Die Breite dieses Gebietes wurde allerdings etwas großzügiger, nur auf einhundert Kilometer ausgelegt, sodass die

Prischiber Mutterkolonie direkt nicht getroffen wurde. Als die Niederlage Russlands im Krieg allmählich zu einer realen Gefahr wurde, sollten jedoch alle deutschen Kolonisten einen vernichtenden Vergeltungsschlag erleiden.

Anfangs 1917 erklärte die russische Regierung eine totale und entschädigungsfreie Enteignung von Grund und Boden der deutschen Kolonisten in gesamtem russischem Reich. – Ein purer Verzweiflungsracheakt an der Grenze des Selbstvernichtung, denn die deutschen Kolonisten lieferten den kämpfenden russischen Truppen nicht nur die landwirtschaftliche Verpflegung, sondern sogar das Militärgerät, welches sie in mehreren umgestellten Landwirtschaftsmaschinenfabriken herstellten.

Zum Glück in totalem Unglück blieb der Zarenregierung keine Zeit mehr für die Vollstreckung dieses Todesurteils für die deutschen Kolonisten. Der Zerfall des Russischen Reiches vollendete sich im Jahre 1917 durch die Februarrevolution, das Abdanken der rachsüchtigen halbdeutschen Majestät und die Bildung der Provisorischen Regierung. Russland wurde auf einmal demokratisch – so eine Art russischer „Weimarer Republik“.

Unter den ersten Schritten der neuen Regierung war die Aufhebung der anti-deutschen Kriegsgesetze, aber – fatalerweise für diese Regierung! – nicht des Krieges selbst. Eine Verschnaufpause für die deutschen Kolonisten und ein Hoffnungsschimmer trotz des weitergeführten Krieges.

Die demokratische Pause zwischen der Monarchie und der Diktatur wurde in Russland durch den Krieg und durch die Kriegsermüdung verkürzt und war viel kürzer als die der Weimarer Republik in Deutschland gegönnte Pause – nur sieben Monate zwischen Februar und Oktober des Jahres 1917.

Nach dem Oktoberputsch kam der alles vorherige übertreffende bolschewistische Terror, im Vergleich zu welchem der Fallbeil der Französischen Revolution verblasst und fast harmlos erscheinen mag und welcher sogar den in sechzehn Jahren danach das Deutschland und die Deutschen degradierende Nazi-

Gräuel als seine mit der deutschen Gründlichkeit und Pedanterie durchgeführte Fortsetzung sowie seine methodisch perfektionierte Weiterentwicklung betrachten lässt.

*

*Jede Macht braucht Brot oder über die Bauernlogik und darüber,
warum es besser ist, Beine zu machen als Wurzeln zu schlagen*

Noch während dieser Sommeratempause im Jahre 1917 kam der älteste Sohn nach Hause, der bereits an einer Kommerzhochschule in Charkow studierte. Er versuchte mit seinem alten Vater, dem Landgutbesitzer, über die trüben Aussichten und die explosive politische Atmosphäre im Lande zu reden, über welche der Student in seinen Kreisen bestens informiert wurde:

„Die Provisorische Regierung wird immer schwächer und unsicherer. Die Bolschewiken lasten ihr die sinnlose Fortsetzung des Krieges an und spielen die Kriegsmüdigkeit von Soldaten und die Not des Volkes gegen diese Regierung aus. Daran bekommen sie auch immer mehr Unterstützung der Soldaten und des Volkes. Und wenn die Bolschewiken an die Macht kommen, dann gnade uns Gott! Sie sagen einen Vernichtungskampf gegen ihre Klassenfeinde an! Nämlich gegen alle Kapitalisten und Exploiteure, wie sie es nennen. Die roten Räuber werden uns das gesamte Hab und Gut rauben und uns selbst vernichten! Wir müssen alles hier schleunigst und zu jedem Preis zu Geld machen und nach Deutschland zurückkehren, bis es noch nicht zu spät ist!“

Der alte, aus den Zeitungen und aus den überall stattfindenden politischen Kolonistenversammlungen zu der Lage im Lande nicht weniger informierte Weise hörte seinem Sohn aufmerksam zu und erwiderte, nachdem der fertig war:

„Ich bin kein Kapitalist und Exploiteur! Ich bin Bauer, baue das Getreide fürs Brot an, beschäftige und ernähre dadurch eine Menge Leute. Es ist mir ziemlich egal, wer in St. Petersburg an der Macht ist: *Mein Brot braucht jede Macht!* Die Provisorische Regierung bestätigte das bereits, indem sie die Gesetze des irre-

gewordenen Zaren aufgehoben hat. Also, ich sehe keinen Grund zur Panik und denke gar nicht daran, meinen in mehr als hundert Jahren erworbenen Boden und mein Gut zu verscherbeln und abzuhaufen!“

Die Bauernpanzerlogik! Mit fatalen Folgen, wie es sich sehr bald herausstellte. Dabei war sein Vater kein in der Peripherie verwilderter Einfaltspinsel in Lederhose vom Lande. Er war intelligent und gebildet, führte eine moderne Landwirtschaft, zu deren Erfolg perfekte Russischkenntnisse nicht in kleinem Maße beitrugen.

*

*Die Integration zweier Parallelgesellschaften
oder darüber, wie die Russen zu Deutschen werden und umgekehrt*

Das, mit dem Russisch, wurde in der Familie von Beginn an klar verstanden und durchgesetzt, während viele andere und weniger erfolgreiche, wenn auch nicht gerade arme Kolonisten in mehr als hundert Jahren in Russland immer noch kein Wort Russisch sprachen und mit ihrem Deutsch – dem konservierten schwäbischen Dialekt – seelenruhig und bequem in Russland weiterlebten.

Das, mit dem Russisch, war auch nicht so einfach, denn die Kolonien waren viel zu deutsch, ein sorgfältig aufgebautes Stück ihrer deutschen Heimat. Die kleinen Siedlungen und Ortschaften um das Zentrum herum trugen sogar die Namen von deutschen Groß- und Kleinstädten, welche – wie auch in Kolonien von Amerika – das anfängliche Heimweh von denen zum Ausdruck brachten, wer diese Ortschaften angelegt hatte.

Einige trugen vertraute Namen¹ „Heidelberg“, „Karlsruhe“, „Neu-Nassau“, „Tiefbrunnen“, die anderen hießen schlicht und einfach „Hoffental“, „Rosen-eck“, „Blumenort“ und so ähnlich. Je nachdem, wie derjenige Ort aussah, als die ersten Erdhütten von hoffnungserfüllten Kolonisten aus dem deutschen Mutter-

¹ „Heimatsbuch der Deutschen aus Rußland“ (mit der beigelegten Landkarte der deutschen Siedlungen in ehem. Gebieten Taurien und Ekaterinoslaw, bearbeitet von Dr. K. Stumpp), herausgegeben von der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Stuttgart, 1957

land in der mit verschiedensten Wildblumen reich bedeckten Steppe ausgegraben wurden.

In jeder einigermaßen großen Siedlung stand eine meistens evangelische, in manchen Siedlungen aber auch katholische Kirche mit anliegendem Friedhof, eine Schule und sonst auch alles, was zu gesellschaftlichem Leben einer Gemeinde gehört. Alles war aus Natursteinen oder Backsteinen erbaut und mit Dachziegeln bedeckt.

Prischib war das Zentrum der Prischiber Mutterkolonie, wo Vaters Stadthaus stand. In Prischib befand sich noch das Rathaus, wo die Selbstverwaltung ihre Machtaufgaben ausführte. Zu der Verwaltung gehörte auch Vaters Vater – der in Russland 1812 erstgeborene Urgroßvater des Kleinen. Noch gab es hier eine Realschule, eine Fachschule, eine Buchhandlung, das Deutsche Haus ein Gasthaus mit dem Weinkeller. Das Gasthaus und der Weinkeller gehörten Vaters jüngsten Bruder. Der Bruder besaß auch einige Weinberge auf der Krim und stellte eigenen Sekt her, welcher sogar beim Zarenhof gefragt und beliebt war.

Diese zu einer Stadt und zum Zentrum einer der Mutterkolonien aufgestiegene Siedlung wurde von zwölf schwäbischen aus Württemberg ausgewanderten Familien einschließlich der Familie des Vaters gegründet und bestand zum großen Teil aus den sich stark vermehrten Mitgliedern dieser Familien, wenn sie nun auch durch weibliche Abzweigungen andere Namen trugen.

In der Realschule wurde Russisch als Fremdsprache zwar unterrichtet, aber was bringt schon so ein noch dazu halbherzig wahrgenommener Unterricht, wenn es weit und breit keine russische Seele anzusprechen gab. Wenn ein dazu gerufener Russe als Sprachlehrer nach Prischib kam, sprach er in einem Jahr schon eher Deutsch, als seine Schüler Russisch. Ihm blieb ja auch nichts anderes übrig, als sich in diese mononationale und monokulturelle Gesellschaft zu integrieren.

Die Integration der deutschen Kolonisten in die russische Gesellschaft wurde

auch nie vorausgesetzt und niemals, jedenfalls bis zu den oben geschilderten Jahren 1871-1891, von ihnen erwartet oder gar verlangt. Eher umgekehrt: Sie wurden ja als Deutsche mit ihrer Kultur einschließlich ihrer Ackerbau- und Wirtschaftskultur nach Russland eingeladen, um diese Kultur den russischen Bauern beizubringen und nicht um diese durch die Übernahme der Mentalität und der Kulturlosigkeit von russischen Bauern zu verlieren, was ihre Integration eben bedeutet hätte. Deswegen erhielten sie auch ihre Privilegien, ihren Koloniestatus mit Selbstverwaltung, deutschen Schulen und Religionsfreiheit.

Der Vater fuhr regelmäßig zu Landwirtschaftsmessen bis nach Leipzig, stellte eigene Produkte aus und kaufte moderne Landwirtschaftsmaschinen. In seinem etwa hundert Kilometer von Prischib entlegenen Landgut besaß er mit zwei anderen Brüdern eintausendzweihundert Hektar Ackerland. Zu seinem Betrieb gehörte eine Ziegelei, die alle umliegenden Dörfer und Siedlungen sowie Prischib selbst mit Backsteinen und Dachziegeln mit dem Abdruck „Gebrüder Prieb“ belieferte. Außerdem gab es eine Wassermühle, eine Melkerei, Kuh- und Pferdezuchtbetriebe sowie große Obst- und Gemüsegärten und sonst auch alles, was zu einem großen landwirtschaftlichen Betrieb gehören soll. Der Betrieb beschäftigte viele sowohl Festangestellte als auch Saisonarbeiter.

Das einzige, wovon der Vater besonders nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht viel hielt, war die Politik. Somit war Vaters Entscheidung zur aktuellen politischen Situation in Russland gefallen: Sein Sohn hatte ihm nichts mehr zu sagen.

*

*Das Ende vom Zweiten Deutschen Reich oder über politische Regenbogen,
rot-grüne Koalitionen und darüber, wer nun Vaters Brot braucht*

Was zu erwarten war, geschah auch! Gleich nach der mit Hilfe und Mitwirkung des Deutschen Reiches erputschten Machtübernahme von Bolschewiken im Oktober 1917 erfasste der große Führer des Proletariats seine drei Dekrete.

Im Ersten, über die Macht, ernannte Lenin den „Rat der Volkskommissare“

zu einziger und alleiniger Regierungsmacht im Lande. Er selbst wurde zu einzigem und alleinigem Führer dieses Rates und somit des Landes.

Im Zweiten, über den Frieden, erklärte er die Bereitschaft des nun von ihm geführten bolschewistischen Russlands zu dem zuerst dem deutschen Generalstab als Abzahlung für die Hilfe beim Machtergreifen und erst dann den russischen Soldaten und Matrosen versprochenen sofortigen Frieden. Der Frieden wurde auch im März 1918 in Brest-Litowsker Friedensabkommen zwischen dem bolschewistischen Russland und dem Deutschen Kaiserreich geschlossen.

Im Dritten, über den Boden, verfügte Lenin über die totale, entschädigungsfreie Enteignung von Grund und Boden aller Grundbesitzer in Russland. Somit bereitete er den deutschen Kolonisten ihr endgültiges, noch vom Zaren geplantes Todesstoß.

Die Schwarzmeerkolonien blieben zunächst auch diesmal davon verschont. Die Ukraine machte im November 1917 von Lenins Deklaration über freie nationale Selbstbestimmung Gebrauch, erklärte sich im Januar 1918 zu Selbstständiger Ukrainischer Volksrepublik und beanspruchte ihre Unabhängigkeit von Russland.

Diese Unabhängigkeitserklärung der ukrainischen nationalistischen Regierung von Hetman Petljura führte zu sofortigen militärischen Auseinandersetzungen mit dem dadurch wirtschaftlich unfähig gemachten und zornig gewordenen Russland und zu bürgerkriegsähnlichen Verhältnissen im Lande. Der neue Staat und seine nationalistische Armee sowie die eingedrungene Rote Armee brauchten Vaters Brot.

Um sich aus der Affäre zu ziehen, schloss die neue souveräne Ukraine kurzerhand im Februar 1918, noch vor Russland und ebenfalls in Brest-Litowsk, ihr eigenes Friedensabkommen mit dem Deutschen Kaiserreich. Nach diesem Abkommen kamen bald deutsche Soldaten aus Deutschland sogar selbst zum Bauern-Vater nach Südrussland, der zu ihnen nach Deutschland nicht abhauen woll-

te. Sie kamen als Schutztruppen für die deutschen Kolonisten. Die Deutschen in Kolonien empfingen die deutschen Soldaten brüderlich und nannten sie „Deutschländer“, um sich von diesen Reichsdeutschen zu unterscheiden. Die Deutschländer – wie auch das Zweite Deutsche Reich selbst – brauchten Vaters Brot auch.

Die deutschen Kolonisten bedankten sich bei der deutschen Militärmacht für diesen Schutz mit einer Kriegsleihe von sechzig Millionen Goldmark¹. Diese Summe brachte dann, vor dem nächsten – Zweiten – Weltkrieg dem nächsten – Dritten – Deutschen Reich wiederum ein daraus aufgewertetes Guthaben von weit über eine Milliarde Reichsmark. – Ein Reichtum in den Zeiten, als die deutschen Kolonien in Russland längst nicht mehr existierten und die deutschen Kolonisten selbst in Kolchosen degradierten und verhungerten oder in bolschewistischen Zwangsarbeitslagern bereits ihrer totalen Vernichtung ausgesetzt waren.

Aber auch damals dauerte der von den deutschen Kolonisten so großzügig bedankte Schutz nicht allzu lange. Schon im November 1918, als der Bumerang – der von deutschen Geheimdiensten angestiftete Putsch in St. Petersburg, nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges auf Russisch Petrograd genannt, – in einem knappen Jahr in Berlin zurückschlug und das Zweite Deutsche Kaiserreich nun selbst traf und zugrunde richtete, zogen die kaiserlichen Schutztruppen und mit ihnen auch mehrere Kolonisten nach Deutschland ab. Der Vater blieb.

Über das neue souveräne Land Ukraine tobte nun endgültig ein grausamer Bürgerkrieg. Es gab die Rote Garde aus hungrigen Soldaten, Matrosen und Arbeitern aus dem Norden, die Weiße Garde aus den Resten der alten russischen Zarenarmee, vor allem das Offizierskorps von Kadetten bis zu Generälen, und aus Freiwilligen aus dem Süden wie die von und aus deutschen Kolonisten formierten Selbstschutztruppen sowie die Kosakenformationen und die anderen,

¹ Ingeborg Fleischhauer „Die Deutschen im Zarenreich“. Stuttgart, 2. Auflage, 1991

die einiges besaßen und etwas gegen unfaire Verteilung von Bolschewiken hatten. Es gab immer noch die gelb-blaue ukrainisch-nationalistische Armee von Hetman Petljura und dazu noch unzählige farbige wie auch farblose Banden bis zu einer Armeegröße wie die „Grüne Armee“ von Batjko Machno.

All diese Banden, Armeen und Garden mit den Regenbogenfarben rollten verheerend über und durch die Ukraine hin und her, die im Süden überwiegend von deutschen Kolonisten besiedelt war. Sie alle brauchten Vaters Brot – da hatte er recht! Wenn dieses auch nicht jeder bezahlte.

Der Ex-Hirt auf Vaters Landgut und der Ex-Anarchist Nestor Machno, der ehemalige Praktiker-Bombenleger, Gefährte des Theoretikers Bakunin und somit der Ex-Gegner jeder Staatlichkeit, der jetzt mit seiner Riesenbande-Armee je nach der militärischen Konjunktur und Lage mal auf einer, mal auf der anderen Seite stand und mal die Roten, mal die Weißen schlug, gründete sogar seine eigene freie Republik mit dem Hauptsitz in einer großen ukrainischen Siedlung namens „Guljai-Pole“¹.

Das Landgut des Vaters lag unglücklicherweise nur ein paar Kilometer von Guljai-Pole entfernt und gelangte somit auf das Territorium der freien Republik von Batjko Machno. Jeder Staat und jede Macht brauchten sein Brot, wie der Vater es so treffend und weise seinem Sohn erklärte.

Machnos Gesandter und Steuereintreiber Leva Zadov, eine dunkle historische Person jüdischer Abstammung, kam zum Vater immer häufiger. Der freie und kriegführende Staat von Batjko Machno brauchte immer mehr Brot, aber auch Fleisch, Pferde und Geld schon sowieso – alles, versteht sich, als Steuer, zu welcher alles auf diesem Territorium Lebende und noch Wirtschaftende durch Machnos Dekret verpflichtet wurde.

Falls Leva Zadov mit seiner Truppe zu kommen vergaß, kamen zum Vater hungrige ukrainische Bauern aus umliegenden Dörfern, die tagsüber Machnos

¹ „Spazierfeld“ beziehungsweise „Saufeld“ (rus.)

Armee bildeten und sonst mit ihren Familien zu Hause ausharren und sich selbst verpflegen mussten. Diese brauchten kein rechtfertigendes Dekret, ansonsten brauchten sie aber alles bis zum letzten Huhn und Ei, bis zum letzten Topf und Knopf.

*

*Die erste Abfahrt
oder darüber, wohin eine erfolgreiche Verteidigung führt*

Einer der Vaters Brüdern hatte auf ihrem Landgut sein eigenes Wohnhaus und zwei erwachsene Söhne im Haus. Die beiden Söhne kehrten vor kurzem aus dem Krieg heim, und zwar so, wie sie ihn geführt hatten – mit allen Waffen und mit der ganzen Munition. Damit versuchten die Männer einst beim nächsten Banditenüberfall Stellung zu halten. Vaters Familie und die Familie seines anderen, das Vaters Wohnhaus teilenden Bruders, die Frau und vier Töchter, sollten auch zu ihnen hinüber kommen. Die Kampfuntauglichen versteckten sich im Hause und die Krieger bewaffneten und verbarrikadierten sich auf dem Dachboden.

Die Banditen kamen wie immer in der Nacht und wurden vom heftigen Feuer der Verteidiger so überrascht, dass sie den zum Schlachtfeld gemachten Hof, ohne richtigen Kampf und nur mit ein paar ziellosen Schüssen fluchtartig verließen. Beim Rückzug drohten sie jedoch namentlich den beiden Söhnen-Soldaten wiederzukommen, sodass die beiden Kameraden dann schon sehen würden, was sie mit ihnen machen. Diese Kerle waren mit den Landgutkindern zusammen aufgewachsen und kannten einander – auch die beiden Brüder – von klein auf wie ein geschältes Ei.

Die Bedrohung war ernst zu nehmen. Die Banditen konnten die Brüder und nicht nur sie jeden Moment auch tagsüber aus jeder Ecke erwischen. Davon ganz zu schweigen, es zu wagen, die Stellung gegen die ganze Armee von Batjko Machno zu halten. Diese Armee mit ihren ungefähr eintausend Tatschankas – moderne Bürgerkriegswaffe aus einem Dreipferdegespann mit dem nach

hinten gerichteten Maschinengewehr im Heck – jagte respektvolle Angst sowohl der Roten als auch der Weißen Garde ein.

Die Ratssitzung der Väter war kurz und die Entscheidung schnell. Die restlichen Ackerpferde, die Leva Zadov für seine Reiterei unbrauchbar gefunden hatte, wurden in zwei Pferdewagen eingespannt. Alles Übriggebliebene, was noch einen Wert hatte, wurde darauf gepackt. Die Kinder und die Frauen ebenfalls darauf gesetzt. Zwei Rinder hinten dran angebunden.

Der Pferdezug fuhr schon am nächsten Abend ab.

*

*Die letzte Bastion oder wiederum
über große Gesellschaften und kleine Freuden*

Die Flüchtlinge überwunden den gefährlichsten, auf dem Banditenterritorium liegenden Abschnitts ihres Fluchtweges in der Nacht und kamen am nächsten Abend in Prischib an. Vaters Stadthaus, aus siebzehn Zimmern bestehend, bot ihnen Zuflucht und Rettung und wurde auf einmal voll.

Das Haus wurde während des ganzen Jahres von der ältesten Tochter bewohnt, die in Prischib ihre Mädchenschule bereits absolvierte und wie ihr älterer Bruder weiterstudieren sollte. Die historischen Ereignisse überrollten sie jedoch und machten diesen Plänen genauso wie denen von ihren jüngeren Geschwistern für immer einen Strich durch die Rechnung. Sie blieb in Prischib, war mit einer von Leva Zadov dadurch geretteten Milchkuh versorgt und konnte sich somit noch vernünftig ernähren.

Als der Pferdezug ankam, waren bereits ein paar verwandte Flüchtlingsfamilien aus anderen brennenden Landgütern auch im Stadthaus des Vaters angekommen. Der Sohn kehrte aus Charkow ebenfalls heim. Mit seinem Studium war es nun auch endgültig vorbei. Charkow war von besoffenen Matrosen der Roten Garde überfüllt.

Da alle Studierenden eine Uniform mit Messingknöpfen zu tragen hatten, ge-

rieten sie allesamt in Lebensgefahr. Einem seiner Kommilitonen wurde von Matrosen auf der offenen Straße ein kurzer Prozess gemacht. Sie hielten ihn wahrscheinlich wegen dieser Messingknöpfe für einen der verhassten Offiziere oder zumindest für einen Kadetten, wer seine Schulterklappen versteckte und die Revolutionäre so verarschen wollte, und ermordeten ihn auf der Stelle. Vielleicht waren sie dabei einfach zu besoffen.

Also, das große Haus war fürs Erste voll! Diese Umstände freuten den kleinsten Sohn so toll, wie die Größe der in eine enge Hütte gepferchten Familie vierzig Jahre später seinen kleinsten Sohn – den Kleinen – in Sibirien auch mal freuen wird.

Prischib war von Weißgardisten besetzt, von denen manche Offiziere auch noch im Vaters Haus quartierten. Es war eine der hellsten Erinnerungen des Vaters vom Kleinen: Wie die ganze Flüchtlingsgesellschaft abends im größten Wohnzimmer herumsaß, er auf seinem weißen Flügel spielte und die Offiziere-Weißgardisten ihre melancholischen Romanzen vorsangen. Zum ersten Mal waren seine – noch kleinen Kindes – Fähigkeiten gefragt und er stand dadurch im Mittelpunkt des Abends, genoss Applaus der anderen und das Lob der Weißen Offiziere.

*

*Das Ende des russischen Zarenreiches und der Tod des Vaters
oder darüber, wer für was kämpft und wie Bauern gefeuert werden*

Die Rote Garde rückte vom Norden unaufhaltsam immer näher heran. Die Weiße Garde mit diesen Offizieren musste sich zurückziehen und ging nach Krim, um den Roten ihren letzten Kampf zu bieten, ihn zu verlieren, sich im Ausland in alle Winde zu zerstreuen und sich somit dort als die Weiße Garde, als die Russische Armee und als das Zarenreich Russland an sich als etwas nie da Gewesenes aufzulösen.

Mit ihnen gingen die zwei vom Landgut geflüchteten Söhne-Soldaten, die ihre Pferde sattelten, ihre Waffen und Munition mitnahmen und mit den aus meh-

rerer Tausenden Mann bestehenden und gut bewaffneten Selbstschutztruppen der deutschen Kolonisten ritten. Die Selbstschutztruppen blieben zunächst, nach dem Abzug der Deutschländer, alleine gegen die Übermacht der nächsten vorübergehenden „Rot-Grünen“ Koalition von Rotgardisten und grünen Banditen Machnos und schlossen sich später den Weißgardisten an.

Die deutschen Kolonistenmänner kämpften wie die Kosaken auch in der Weißen Garde gegen die barbarischen Roten Horden aus dem Norden nicht für die Ehre und die Monarchie im Unterschied zu den Weißen Offizieren, sondern für ihr eigenes Land, Hab und Gut. Die Männer kämpften, verloren den Kampf zusammen mit der Weißen Garde und mussten dann dafür büßen. Die beiden Söhne-Soldaten verschwanden spurlos in dieser Schlacht und keiner der Familienmitglieder hörte je irgendetwas mehr über ihr Schicksal.

Kurze Zeit später starb der dreiundsiebzigjährige, für das Brot zuständige Vater-Bauer an Asthma, an dem er auch schon früher gelitten hatte und welches, durch eine Grippe verstärkt, seinen durch alle Strapazen der letzten Zeit geschwächten Organismus ganz schnell erledigte. Besonders niederschmetternd war für ihn der letzte Schlag des Schicksals voller Ironie.

Im Jahre 1917 hatte er die letzte Rate für das vor fünfzig Jahren, nach der Abschaffung der Leibeigenschaft in Russland¹, noch an seinen Vater verpachtete Land bezahlt. Das Land wurde nun endlich zu seinem Eigentum. Daran hatte er gearbeitet und darauf hatte er sich jahrelang gefreut. Er besaß dieses eigene Land gerade mal ein Jahr, als dieses ihm jetzt, nach der Niederlage der Ukraine, per Lenins Dekret weggenommen wurde.

Der alte weise Bauer mit seinen Leistungen und seinem Brot wurde von Kommunisten fristlos, entschädigungslos und zukunftslos gefeuert und konnte das nicht überleben! Er wurde von seiner Familie auf dem evangelischen Kirch-

¹ Die Leibeigenschaft wurde in Russland erst im Jahre 1861 vom Zaren Alexander II. abgeschafft – 80 Jahre später als im Deutschen Reich vom Kaiser Joseph II.

hof in der Familiengrabstätte neben seinem Vater zur letzten Ruhe beigesetzt.

*

*Die zweite Abfahrt oder über
die rote Plage, schwache Menschen und starke Entscheidungen*

Das Kommando über seine Familie übernahm ab nun der älteste Sohn-Student aus Charkow, wessen mit dem Vater früher ausdiskutierte Entscheidung nun feststand. Nur gab es jetzt im Unterschied zu damals nichts mehr zu verscherbeln. Was blieb, Sack und Pack, Frauen und Kinder, wurde wieder auf den nunmehr aus einem Pferdewagen und einer hintendran angebundenen Milchkuh bestehenden Flüchtlingszug geladen.

Der nächste Flüchtlingszug fuhr in Richtung Krim ab – weg von den anrückenden besoffenen und blutrünstigen Matrosen und Arbeitern, die sich als die revolutionäre Rote Garde bezeichneten.

In einer Woche legten sie etwa hundert Kilometer Fluchtweg zurück. Es begann bereits der Frühling 1919. Der Schnee schmelzte und es fing an immer häufiger zu regnen. Der fette ukrainische Mutterboden schwoll vom Wasserüberfluss an und leistete Rädern keinen Widerstand mehr. Sie versanken darin bis auf die Achsen. An einem kleinen, aber durch Tauwasser unpassierbar gewordenen Fluss blieb der Flüchtlingszug stecken. Der anführende Sohn traf eine verzweifelte und bittere Entscheidung:

„Ihr alle kehrt nach Prischib zurück und ich gehe allein mit einem Rucksack weiter. Euch, Frauen und Kindern, darf nichts passieren, während ich, ein erwachsener Mann, für einen flüchtigen Weißgardisten gehalten und erschossen werde.“

Die Familie, von der nun die fünfundfünfzigjährige Mutter, die älteste zwanzigjährige Tochter – die künftige Tante – die nächste achtzehnjährige Tochter, ein vierzehnjähriger Sohn und ein elfjähriger Sohn – der künftige Vater des Kleinen – übrig blieben, kehrte nach dem bereits von den Rotgardisten be-

setzten Prischib zurück. Sie wurden zwar streng befragt vor allem danach, wieso sie auf der Flucht waren, wenn sie ihren Beteuerungen nach unschuldig seien. Sie wurden wieder mal beraubt, indem ihnen nun alles, womit sie zurückkehrt waren, weggenommen wurde. Aber sie wurden großzügig am Leben gelassen.

Die Roten hatten zu dieser Zeit noch genug zu tun, erwachsene Männer hinzurichten, obwohl sie ihre Rachefeldzüge nach ihren Erfahrungen in erbitterten Kämpfen gegen die Selbstschutztruppen der deutschen Kolonisten nicht nur gegen Männer führten: Ganze Dörfer und Siedlungen von deutschen Kolonisten samt aller Einwohner, samt ihrer Kinder, Frauen und der Alten wurden im Frühling und Sommer 1919 von den Bolschewiken verbrannt. Vier davon auf dem kläglichen Fluchtwege der Familie südlich von Prischib.

Der fortgegangene Sohn wurde auf der Krim von manchen Verwandten gesehen. Nach einigen widersprüchlichen Aussagen habe er im Typhus gelegen, nach den anderen habe er als Matrose auf ein ins Ausland auslaufendes Schiff angeheuert. Jedenfalls galt er seitdem als verschollen und die Familie hörte außer dieser Gerüchte nie wieder irgendetwas mehr von ihm.

Das Leben in Prischib wurde ohne Grundlage in dem großen, aber leer beraubten Haus immer schwieriger. Die Mutter, geborene *Stark*, beschloss es, das Haus den beiden erwachsenen Töchtern zu überlassen und mit beiden minderjährigen Söhnen fortzugehen.

*

*Der Beginn vom „brotlosen Paradies auf Erden“ und der Weg ins Nirgendwohin
oder darüber, was bedeutet nackt zu sein und wonach Humor riecht*

Dies war eine *starke*, wenn auch merkwürdige Entscheidung der Mutter. Sie plante die fünf Hektar Land pro Kopf, die durch Lenins Bodendekret jedem Bauern versprochenen wurden, für die fünfköpfige Familie in Anspruch zu nehmen und damit zu dritt den neuen Anfang zu versuchen, obwohl sie so viel Kraft gar nicht hatten, um dieses Land zu beackern.

Ihnen wurde der Obstgarten auf ihrem eigenen Landgut zugeschnitten. Das Landgut lag in Ruinen und es schien keinen zu geben, der von ihm Gebrauch zum Wohle des Staates und des Volkes hätte machen wollen.

Die Scheunenreste wurden auseinander genommen und aus den gewonnenen Backsteinen wurde eine kleine Hütte gebastelt. Die übrig gebliebenen Backsteine wurden teils verkauft, teils gegen Lebensmittel getauscht. Der Garten wurde gepflegt und allmählich wiederbelebt, sodass er wieder fruchtete. Die Früchte wurden wiederum umgetauscht und verkauft. Die Jungs arbeiteten, wurden älter und kräftiger und es schien schon wirklich aufwärts zu gehen.

Die Hungerjahre nach dem Bürgerkrieg wurden überstanden. In diesen Jahren sahen sie, wie die ihnen noch von früher bekannten Menschen aus umliegenden Dörfern herumstrichen und massenhaft verhungerten. Diejenigen Menschen, die bei ihnen früher beschäftigt worden waren, ihr Geld und Brot verdient und gut gelebt hatten, verfielen in wenigen Jahren nach der Revolution und Vaters Tod in Not, Elend und Hungertod.

Einige von ihnen waren bei der Mutter, beklagten sich darüber und erinnerten sich an die guten alten Zeiten, als alles noch so schön und wohlhabend gewesen war. Die Bolschewiken schienen das Brot für das Volk am wenigsten zu brauchen. Sie waren eher an Hungersnöten interessiert.

Dann kam die Ära Stalins, der den neuen Bauern ihren Grund und Boden wieder auf die brutalste Weise wegnahm. Die Ärmsten, die ihre Anteile gleich versoffen oder heruntergewirtschaftet und damit ihre Unfähigkeit zu wirtschaften bewiesen hatten, wurden in die Kolchosen zusammengetrieben. Die anderen, die in der kürzesten Zeit ihr Land zum Blühen gebracht und vermehrt hatten, darunter auch eine Menge von den vorher beraubten deutschen Kolonisten, wurden zu Kulaken und Feinden der Sowjetmacht erklärt, nach Sibirien in die Arbeitslager verbannt oder wie bereits gewöhnlich erschossen, während ihr Land, Hab und Gut auch in die Kolchosen an die Unfähigen ging.

Dahin ging der nächste große Teil der Familienverwandtschaft, die kurz vor der Revolution aus gut hundert Familien aus allen Kolonienecken bestanden hatte. Die Kollektivierung der Landwirtschaft als eine Voraussetzung für die Industrialisierung des bolschewistischen Reiches, als die Vorbereitung der bolschewistischen Expansion in den feindlich-kapitalistischen Westen nahm somit ihren „erfolgreichen“ und verheerenden Lauf.

Die Erfolge der Mutter mit zwei Halbstarken waren – Gott sei Dank! – zu bescheiden, um sie zu Kulaken zu erklären und zu vernichten. Trotzdem wurde der von Kindern wiederbelebte Garten enteignet und kollektiviert, die von ihnen erbaute Hütte ebenfalls.

Bevor sie aus der Hütte weggingen, zeichnete der Jüngste auf dem Ofen einen nackten Mann und schrieb darüber: „Bei dem ist nichts mehr zu holen!“ Der künftige Vater des Kleinen wusste noch nicht, dass derartige Witze lebensgefährlich sein können. Er war noch kein fertiger Überlebenskünstler. Er lernte diese Kunst noch und ging seinem zwanzigsten Lebensjahr entgegen.

Sie gingen wieder. Diesmal zu Fuß und diesmal ins Nirgendwohin: „Marchieren oder krepieren!“ – schien allmählich bei den deutschen Kolonisten wie auch bei den französischen Fremdenlegionären zu ihrer Devise geworden zu sein.

Das Volk auf dem Weg! Wie der Ewige Jude¹. Nur ohne es zu wissen, wofür es bestraft und selbst gekreuzigt wird.

*

*Die neue Art von sowjetischen Funktionären oder darüber,
wie schön es sein kann, ein armer Pole zu sein und wer im Hause der Herr ist*

Die drei gelangten nach einer schweren Wanderzeit in einer kleinen Eisenbahnstation am Asowschen Meer, die in der Nähe von Grunau lag, dem Zentrum einer anderen der deutschen Mutterkolonien in der Ukraine. Nach Grunau ging

¹ *Sagenhafte Jude, der zur Strafe für Kreuzigung Christi ruhelos durch die Welt irren muss*

damals, noch vor Vaters Tod, aus Prischib sein Bruder, der Vater von zweien Söhnen-Soldaten. Er besaß dort ein Rasthaus und sein Stadthaus.

Die drei fanden hier weder den Vater noch seine Söhne und auch sonst niemanden mehr aus der Verwandtschaft. Sie mussten woanders nach einem Unterschlupf suchen. Der ältere Sohn fand eine einigermaßen bezahlte Stelle bei der Eisenbahn und eine kleine Mietwohnung in Zatschatiwka in der Nähe von Donezk. Weder die Bezahlung noch die Wohnung reichten für drei.

Der jüngste Sohn musste gehen. Die Mutter blieb bei dem älteren Sohn und starb dort kurz vor dem Zweiten deutsch-russischen Krieg. Der Bruder arbeitete weiter und verschwand spurlos nach dem Ausbruch des Krieges und nach Stalins Erlass vom August 1941 wahrscheinlich in der „Trudarmee“ – einer während des Krieges extra für die Deutschen in der UdSSR eingerichteten, unter NKWD-Aufsicht stehende Gulag-Abteilung für die KZ-Zwangsarbeit.

Der jüngste Sohn marschierte auf die Krim. Man hörte, dort gäbe es die Arbeit. Er erkrankte auf dem langen und beschwerlichen Wege und starb fast an Typhus. Gute Menschen aus einem deutschen Dorf auf seinem Weg pflegten ihn eine Zeit lang und stellten ihn wieder auf die Beine. Abgemagert zu einem Skelett erschien er schließlich bei seiner ältesten Schwester in Prischib.

Die Schwester heiratete inzwischen einen der vorbei streunenden Obdachlosen, einen bei ihr obdachsuchenden Polen. Es wurde unter Stalin erneut immer gefährlicher, die kapitalistisch–exploiteurischen Wurzeln aufzuweisen und die kluge Schwester hoffte, hinter ihrem neuen, durch die Heirat erworbenen lumpenproletarisch-polnischen Namen diese Wurzel endlich und endgültig verstecken zu können.

Die jüngere Schwester heiratete aus denselben Gründen einen russischen Arzt und zog nach Zhitomir in die West-Ukraine. Dort war sie gleich nach dem Kriegsausbruch für immer verschollen. Wahrscheinlich fiel sie im Juni 1941 unter den ersten deutschen Bomben.

Die gebliebene Schwester und ihr polnischer Retter setzten bereits eine Tochter und einen Sohn in die Welt. Der Mann war ein Niemand ohne jede Ausbildung, ohne Beruf und überhaupt ohne jede Berufung oder Fähigkeit – ein geborener sowjetisch-kommunistischer Funktionär also. Aus diesen Gründen funktionierte er auch bei Bolschewiken in verschiedenen Rollen, indem er sich mit einer Aktentasche unter dem Arm herumtrieb, in der ein paar Butterbrote von zu Hause und eine Flasche gekauften Wodka für „wichtige Besprechungen“ mit den anderen Funktionären lagen. Er war aber auch nun der Herr in dem Teil Vaters Hauses aus drei ihnen zugeteilten Zimmern. Der Rest wurde an die Lehrer der Zentralschule vermietet.

Der jüngste Bruder musste weitergehen. Er ging nach Norden und gelangte in Stalino¹ im Donbass. Dieses „Ruhrgebiet“ der UdSSR, auch nach einem kleinen Flüsschen namens „Donez“² genannt, bot genug Arbeit in den Kohlengruben und um diese herum. Er erlernte Beruf des Maurers und baute seitdem Wohnhäuser für immer neue Untertagearbeiter, die aus den aushungernden Dörfern des ganzen von Bolschewiken auf den Knochen und auf dem Blut der Opfer ihres Terrors neu erschaffenen und „die UdSSR“ genannten russischen Reiches strömten

Dort lernte er die Mutter kennen, die ihn an seiner Baustelle als Bauhelferin mit Mörtel und Steinen bediente, nachdem sie ein Jahr lang die Kohlenloren unter Tage geschoben hatte, und wurde zum Vater. Dort erwischte den Vater mit seiner neuen, inzwischen aus einer Tochter und der wieder schwangeren Frau bestehenden Familie der Zweite deutsch-russische Krieg.

*

¹ heutige Stadt Donezk in der Ukraine

² ein Nebenfluss von Don

Die Eltern und der Zweite deutsch-russische Krieg oder über den Höhepunkt und die Agonie¹ des Dritten Deutschen Reiches

Das kommunistische und das faschistische Reiche oder darüber, wie man wieder zum Bauern wird und wie man in die Heimat zurückkehrt

Mit dem Ausbruch des Krieges kamen bei den noch am Leben gebliebenen deutschen Kolonisten neue Hoffnungen auf. Diesen machte Stalin aber mit seinem Erlass vom 28. August 1941 über die Auflösung der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen und die Deportation deren Einwohner erneut einen Strich durch die Rechnung. Dem Erlass folgten kurz danach weitere Verfügungen von NKWD über die Deportation aller deutschen Volksgruppen, die in westlichen Gebieten der UdSSR auch ohne solchen Autonomiestatus lebten, wie die Deutschen auf dem Territorium der Ukraine. Nach diesem Erlass wurden alle in der UdSSR lebenden Deutschen pauschal und präventiv – nur aufgrund ihrer Nationalität – zu Verrätern ihrer „sowjetischen Heimat“ und zu Diversanten und Spionen des Deutschen Dritten Reiches erklärt und zur Vernichtung verurteilt.

Dem Erlass zufolge wurden alle kompakt lebenden und noch nicht in die deutsche Besatzungszone geratenen Deutschen, angefangen von Einwohnern der somit aufgelösten Autonomen Deutschen Wolgarepublik, nur das Nötigste eingepackt und mitgenommen, binnen vierundzwanzig Stunden in Viehwaggons gepfercht und hinter den Ural verschleppt. Die meisten Männer in arbeitsfähigem Alter wie auch viele ihre Frauen wurden dabei in die speziellen und bereits erwähnten Zwangsarbeitslager namens „Trudarmee“ zusammengetrieben. Ihre dadurch verwaist gebliebenen und noch nicht arbeitsfähigen Kinder wurden in Kinderheime zusammengefasst.

Die in den Städten und zerstreut auf dem Lande lebenden Deutschen hatten mehr Glück. Es blieb angesichts der Blitzschnelligkeit der anrückenden deutschen Truppen kaum noch Zeit diese verurteilten Deutschen zu jagen und aufzu-

¹ *Todeskampf*

fangen. Für alle Fälle versteckte sich der Vater für ein paar Wochen in der Stadt. Zwei Tage vor dem Einmarsch der Deutschländer in die Stadt, die von der Roten Armee bereits vor einer Woche verlassen worden war, brachte die Mutter den ersten Sohn zur Welt, der – selbstverständlich – mit dem Namen des neuen Reichsführers beschert und dann bei den neuen deutschen Behörden unter diesem Namen registriert wurde.

Dann kam die Neue Ordnung des Dritten Deutschen Reiches. Nach dieser Ordnung durfte jeder ein neues oder jeweils sein altes, von Bolschewiken expropriertes Stück Land bekommen und bewirtschaften.

Von seinem alten Land wollte der Vater nichts mehr wissen. Erstens, hatte er davon ein Stück bereits von Lenin zurückerhalten und es steckte ihm noch gut in den Knochen, was daraus geworden war. Zweitens, hatte er noch als Kind im Bürgerkrieg erlebt und gelernt, wie vorübergehend alle in einem Krieg geschaffenen Republiken, Staaten, Reiche und neuen Ordnungen sind! Dabei war auch damals jeder bei jedem Ordnungswechsel zur Rechenschaft gezogen worden.

„Ein Land ist überall ein Land!“ – meinte der Vater und kam, sich an das negative Beispiel seines Vaters erinnernd, zum folgenden Beschluss:

„Je weniger man in diesen stürmischen Zeiten an sein Land gebunden ist, desto leichter und schneller kann man es im Fall der Fälle aufgeben und sich retten.“

Seine Hoffnung war es auch, nicht die alte Ordnung in deutschen Kolonien durch die Neue Ordnung des Dritten Deutschen Reiches wiederherzustellen und erneut zu genießen, sondern den Fehler seines Vaters, welcher so viele Opfer zufolge hatte, zu korrigieren und endlich nach sein Mutterland Deutschland zurückzukehren.

*

*Das Nachgrübeln über die Heimat und das Vaterland
oder darüber, wohin und warum man fliehen soll*

Der Gedanke über die Rückkehr nach Deutschland verankerte sich noch seit dem Bürgerkrieg als Erbe in Vaters Bewusstsein, als viele deutsche Kolonisten diese einzig reale Rettungsmöglichkeit hatten schwer in Erwägung ziehen müssen und viele von diesen vielen einschließlich seines Vaters, die anrückende Katastrophe unterschätzend, die Möglichkeit damals doch nicht genutzt hatten. Jetzt, als diese Möglichkeit wieder real wurde, versuchte der Vater selbst zu begreifen, was eigentlich für ihn bedeutete. Deutschland war für ihn weder seine Heimat noch sein Vaterland, aber Russland war es auch nicht und schon gar nicht die neue monströse und mörderische UdSSR.

Bei den Begriffen „Heimat“ und „Vaterland“ dachte er eher an seine glückliche Kindheit auf dem Landgut seines Vaters mit Weizen-, Roggen- und Gerstefeldern ohne Ende in Taurien: Einem riesigen Steppengebiet Südrusslands mit vielen Landgütern, Siedlungen, Städtchen, welche nach dem Muster von Dörfern und Städtchen Deutschlands aufgebaut und organisiert wurden.

Die deutschen Kolonien mit der deutschen Ordnung, Architektur, Kultur, Sprache und sogar mit einem ähnlich wie in Deutschland sanften, wenn auch mehr strengen Kontinentalklima. Und doch anders: mit viel mehr Himmel, viel mehr Boden, sogar mit viel mehr Reichtum und Freiheit als in Deutschland. Und mitten drin Prischib mit dem Haus, mit dem weißen Flügel und mit den Abenden im Kreise von russischen Offizieren-Weißgardisten.

„Wo sind sie jetzt alle geblieben?“ – kam beim Vater der nostalgische Gedanke auf.

Diese Kolonien waren für ihn seine Heimat und sein Vaterland. Dort, auf dem evangelischen Kirchhof, lagen sein Vater und sein Großvater. Sein Urgroßvater, der zur Napoleonischen Zeit im Jahre 1804 aus Württemberg – das Erste Deutsche Reich, das Römische Reich der Deutschen Nation, lag bereits vor seinem Verschwinden in der Agonie und das Zweite sowie das Dritte Deutsche

Reiche oder überhaupt Deutschland in diesem Sinne hatte es noch gar nicht gegeben – ausgewandert und somit so eine scharfe Kurve in den Verlauf der Familiengeschichte eingefahren hatte, ruhte mit seiner Gattin auf dem Friedhof in Hoffental, in einer von ihm im Tal seiner neuen Hoffnungen angelegten Siedlung in der Nähe von Prischib unter einem gusseisernen Grabmal mit den Auswanderungsorten in Württemberg und Auswanderungsdaten unter den üblichen Angaben jeder Inschrift.

„Wo sind sie jetzt, die neue Heimat und das neue Vaterland, wo drei Vätergenerationen begraben liegen, und die damaligen neuen Hoffnungen geblieben?“ – grübelte der Vater mit Heimweh weiter nach.

Die deutschen Kolonien Südrusslands waren nicht die von deutschen Soldaten eroberten Kolonien in der Welt, die dem Mutterland Deutschland zugute oder auch nicht kamen und in Deutschland bekannt waren. Dies waren die von der großen deutschen Kaiserin Russlands im Jahre 1774 bei Osmanischem Reich eroberten und deutschen Bauern, Handwerkern und Fachleuten im Jahre 1804 von dem Zaren Alexander I. – dem späteren Sieger über Napoleon – per Manifest geschenkten Steppengebiete im Süden des Russischen Reiches, die sogenannten Schwarzmeergebiete, das Neu-Russland genannt und aus Bessarabien, Cherson, Taurien und Jekaterinoslaw bestehend. Die wilden und nie geackerten Steppen wurden von den deutschen Bauern kultiviert und fruchtbar gemacht und kamen als die Kornkammer Europas vor allem Russland zugute.

Für das so schwer mit Schweiß und Fleiß geschaffene neue Vaterland, für ihr Hab und Gut, für ihre Familien kämpften seine deutschen Verwandten im Ersten Weltkrieg – einem für sie wie schon gesagt sinnlosen Bruderkrieg! Die meisten Soldaten-Deutschländer, ihre Kriegsgegner, hatten vor dem Krieg vielleicht gar nicht geahnt, dass es so etwas wie deutsche Kolonisten in Russland überhaupt gibt. So wie die meisten Deutschen in Deutschland auch heute noch keine Ahnung davon haben, dass es so etwas gab und dass es deshalb Deutsche heute

noch auch außerhalb Deutschlands überall auf der Welt gibt.

*

*Die Brüder-Gegner oder darüber,
warum man Geschichte lernen soll, bevor man in den Krieg zieht*

Einer aus Vaters Verwandtschaft war in diesem Bruderkrieg als Artillerieoffizier mit seiner Batterie an dem Brusilow-Durchbruch und an der darauffolgenden kurzzeitigen Offensive der russischen Zarenarmee beteiligt. Nach einer gewonnenen Schlacht musste er seine Batterie nach vorne verlegen. Er ging durch den von toten und verwundeten österreichisch-deutschen und russischen Soldaten übersäten Wald, um eine neue Position für seine Batterie zu orten, und stieß auf einen schwer verwundeten deutschen Unteroffizier.

„Kann ich Ihnen mit irgendetwas behilflich sein?“ – fragte er vornehm.

„Sanitäter! Bitte schicken Sie mir Sanitäter, ich sterbe!“ – flehte ihn die schwache, klagende Stimme des Verwundeten.

Der Offizier rief die Sanitäter her und blieb, auf die Sanitäter wartend, stehen.

„Woher sprechen Sie so gut Deutsch?“ – fragte plötzlich der verletzte deutsche Unteroffizier.

„Ich bin Deutscher.“ – war die lakonische und ruhige Antwort des russischen Offiziers.

„Wie Deutscher?!“ – staunte der Verletzte nicht schlecht – „Warum, zum Teufel, kämpfen Sie dann gegen uns?“ – das blasse Gesicht zeigte seine äußerste Aufregung.

„Weil ich Offizier der Russischen Armee bin, mein Land in Russland habe und auf diesem Lande geboren bin.“

Die Sanitäter kamen und der deutsche Offizier der Russischen Armee ging weiter.

„Das arme Schwein stirbt für sein Reich auf dem Boden des Russischen Reiches und kennt dabei weder eigene Geschichte noch die Geschichte seines Gegners!“ – grübelte er nach, durch den Zwischenfall ebenfalls betroffen und aufgeregt, – „Wofür kämpft er denn überhaupt hier? Wenn ihm in seiner Heimat das Land fehlt, hätte er zu uns in unsere Kolonien kommen können. Wir haben reichlich davon und kaufen für die Neuankömmlinge immer neues Land, falls es doch nicht reicht!“

Er selbst wusste es genau, warum und wofür er kämpfte. Er wusste es damals und wusste es auch später im Bürgerkrieg, der für ihn als Weißgardisten ebenfalls im Ausland endete, und zwar in Deutschland, in Berlin.

Das wussten vielleicht noch die russischen Kosaken, die freien Bauern waren, ihr eigenes Land auch besaßen und auf diesem das Getreide eigenhändig anbauten: Das bindet an! Sonst wusste das kaum einer der russischen oder der deutschen oder noch irgendwelchen in diesem Krieg beteiligten Soldaten und nicht jeder von ihren Offizieren.

Die Frage war es, nicht gegen wen kämpfen, sondern wofür kämpfen. Dies wurde deutlich im Bürgerkrieg, der diese Frage stellte und klar beantwortete. Hier kämpften die Russen wie die Deutschen – all diejenigen, die etwas besaßen, – gegen die Russen und all diejenigen, die nichts besaßen und das, was sie nicht besaßen, den anderen wegnehmen wollten.

Der Bürgerkrieg wurde nicht von den deutschen Kolonisten und russischen Kosaken verloren. Er wurde von professionellen russischen Offizieren der Weißen Garde verloren, die für ihre Privilegien, ihre Ehre und für die Russische Krone als professionelle Söldner so lustlos diesen Krieg führten. Diese Söldner verloren den Bürgerkrieg, weil sie mit ihren Privilegien, ihrer Ehre und ihrer Professionalität ihrem Land entwurzelt waren. Die Ehre und die Privilegien kann schließlich ein Söldner auch in jedem fremden Lande erkämpfen, wie es auch

deutsche Söldner schon immer und überall in der Geschichte bewiesen¹.

Als den deutschen Kolonisten nach der Revolution und nach dem Bürgerkrieg alles weggenommen wurde, war alles vorbei: Keiner von ihnen hätte aus Überzeugung gegen ihre deutschen Brüder, gegen die Deutschländer, im Zweiten Weltkrieg gekämpft, welchen der Georgier Stalin auf der russischen Seite für seine von ihm noch nicht umgebrachten „Brüdern und Schwestern“ so großmütig zum Vaterlandskrieg erklärte. Nicht umsonst verfasste Stalin seinen berüchtigten tödlichen Deportations- und Vertreibungserlass gegen alle deutschen Kolonisten in der UdSSR. Er wusste genau, wie schwer und kompliziert er in all diesen Jahren die Vaterlandsfrage für die deutschen Kolonisten gemacht hatte.

*

*Die dritte Abfahrt
oder über die Zeit zum Philosophieren, zum Siegen und zum Verlieren*

Also war Deutschland weder Heimat noch Vaterland für den Vater. Nichtsdestoweniger war Deutschland sein – als solches jedes Deutschen – deutsches Land, welches in anderthalbtausend Jahren seit der Völkerwanderungszeit mit Schweiß und Blut seiner deutschen Vorfahren – also mit seinem deutschen Blut und Schweiß! – reichlich begossen wurde und wo Abertausende von Vätergenerationen und seinen Familienmitgliedern begraben liegen.

Seine Vorfahren, die an den Entstehungswehen und der Entwicklungsgeschichte einer der vornehmsten europäischen Kulturen teilgenommen hatten, nahmen dann diese entwickelte Kultur ins fremde Land mit! – Wie Kinder, die bereits im Mutterleib eine Menge entwickeln und in die Welt mitnehmen. Dann ist es das Mutterland Deutschland für sie alle genauso wie für alle Deutschen in Kolonien Deutschlands oder einfach überall auf der Welt.

„Das wäre eine interessante philosophische Übung, wenn ich es mal satt und warm habe und mein Leben sowie das Leben meiner Familie nicht ständigen

¹ Franz Fabian. „Steuben. Ein Preuße in Amerika“, Vision Verlag, Berlin, 1996

Gefahren ausgesetzt ist!“ – schloss der Vater seine Überlegungen ab – „Ich komme irgendwann darauf zurück, wenn ich überlebe, wenn diese Frage dann immer noch stehen wird und wenn sich die Bedingungen zum Philosophieren irgendwann erfüllen.“ – Er bekam nie mehr derartige Gelegenheit, auf solche so hochgestellten Fragen zurückzukommen.

Er kehrte nach Blumenort in der Nähe von Prischib zurück, wo ihm ein Stück Land wiederum zugeschnitten wurde. Er wurde wieder zu einem Bauern. Ein Bauer sät im Frühling und erntet im Herbst. – So einfach ist dieser ewige Beruf. So schaffte es auch der Vater im ersten Jahr. Im nächsten Jahr säte er im Frühling aus, aber ernten – wenn überhaupt! – sollte schon jemand anderer, wohl ohne gesät zu haben.

Dazwischen kamen nämlich die Sommerkampfhandlungen des Jahres 1943 mit der unglücklichen Panzerschlacht bei Kursk und Orel. Die Panzerschlacht wurde vom Führer an ihrem Höhepunkt aufgegeben, indem er die SS-Panzerverbände abzog und nach Italien schickte. Gerade die Panzerverbände, welche im Süden noch im Schlachtplan vorpreschten und kurz davor waren, diese Schlacht für sich zu entscheiden! Anscheinend wusste es der Führer schon, trotz alle Beteuerungen der Historiker, dass dieser Krieg bereits verloren war und der Ausgang dieser Schlacht auch nichts mehr daran ändern konnte. Die bereits bei Moskau und Stalingrad zurückgeschlagene und ins Stocken geratene Offensive der deutschen Wehrmacht schlug nach dieser schweren und ebenfalls verlorenen Schlacht in den seitdem nicht mehr aufzuhaltenden Rückzug um.

Der Krieg erreichte seinen Wendepunkt und war in der Tat bereits verloren. Die glorreiche deutsche Expansion als „Drang nach Osten“ war vorbei und verwandelte sich in ein weniger glorreiches Schrumpfen des Dritten Deutschen Reiches bis zu seinem endgültigen Kollaps.

Der Gegendrang der Sowjets nach Westen begann. Diejenigen, die in diesem Dritten Reich bleiben wollten, sollten dessen zusammenrückenden Grenzen fol-

gen. Die östlichen Reichsgrenzen stellten seit inzwischen mehr als drei Jahren – sowie die westlichen Grenzen in einem Jahr danach auch – brennende, donnern- de und sehr bewegliche Frontlinien dar. Als die ersten gehörten zu diesen „Den- jenigen“ die Volksdeutschen aus deutschen Kolonien in Russland, erst dann in allen anderen östlichen Ländern und schließlich die Deutschen aus Ostpreußen, Schlesien und Böhmen.

Für sie alle bedeutete es, Pferde vor den Wagen wieder mal zu spannen, Sack und Pack, Frauen und Kinder auf die Pferdezüge drauf zu laden, die nicht geern- teten Felder, Hab und Gut zurückzulassen und abzufahren. Vielzählige solche Flüchtlingszüge fuhren damals von überall in Richtung Mutterland Deutschland ab.

In einem dieser Flüchtlingszügen fuhr Vaters vierköpfige Familie mit und die vierköpfige Familie seiner Schwester aus Prischib ebenfalls. Der fünfte Kopf ihrer Familie, ihr polnischer Retter und Kleinfunktionär, hatte sich inzwischen ins sowjetische Gefängnis hineinfunktioniert und war damals abwesend sowie blieb es für immer danach. Die Schwester hatte eine achtzehnjährige Tochter sowie einen siebzehnjährigen und einen zehnjährigen Söhne.

Die letzte nach all diesen Katastrophen immer noch bestehende Bastion, das Stadthaus ihres Vaters, des deutschen Kolonisten und des das von allen ge- brauchte Brot mal anbauenden Bauern, musste zurückbleiben. Auch das von dem Urgroßvater, von dem Großvater und von dem Vater gegründete und auf- gebaute Prischib selbst blieb mit seiner evangelischen Kirche, mit dem Kirchhof und mit der Familiengrabstätte, mit seiner Zentralschule, in der alle aus der Fa- milie ihre Ausbildung begonnen hatten oder beginnen sollten, und mit vielem- vielem mehr zurück.

Alles, was in mehr als hundert Jahren von ihnen als deutschen Kolonisten als ein Stück ihrer Heimat aufgebaut worden war; alles Hab und Gut, welches nie- mand und nie mitnehmen kann – alles blieb zurück und ging nunmehr für immer

verloren.

*

*Der Partisanenkrieg und die ersten Verletzungen
oder über die Schädlichkeit und Nützlichkeit des Selbstgebrannten*

Der erste Fluchtsprung brachte sie in die Westukraine, wo sie überwintern sollten. In den Wäldern herum wimmelte es von Banditen, die sich „Partisanen“ nannten. Dies waren die der Armee von Batjko Machno ähnlichen Formationen aus Menschen, die weder auf der sowjetischen, noch auf der deutschen Seite in den Krieg wollten. Sie verkrochen sich in die Wälder und erklärten ihre Souveränität über diese Gebiete. – Die Freischärler wie Robin Hood oder Batjko Machno eben.

Nun wollen aber auch die Freischärler fressen und auch sie frieren im Winter. Um ihre unzähligen Banden zu versorgen, überfielen sie eigene Dörfer, aus denen sie selbst stammten. Sie nahmen den Dorfeinwohnern alles weg, was essbar, trinkbar oder erwärmend war: vor allem selbstgebrannten Schnaps, Filzstiefel und Schaffellmäntel. Diese vielmehr zivilen Überfälle bevorzugten die Freischärler den mehr militärischen und viel gefährlicheren Angriffen auf die deutschen Truppen und Garnisonen.

Eines Nachts kamen sie ins Dorf, wo deutsche Flüchtlinge hausten. Als die Männer an die Tür der Hütte, in der Vaters Familie untergebracht worden war, mit Schreien „Aufmachen, ihr Faschisten!“ hämmerten, sprang der Vater in Unterwäsche, wie er war, aus dem Bett und warf seinen großen Körper durchs Fenster hinaus, den Kopf mit Armen deckend und den Fensterrahmen samt aller Glasscheiben mitnehmend. Direkt vor dem Fenster lag eine riesige, den ganzen Hof bedeckende Schneeverwehung aufgetürmt. Der Vater bohrte sich nach einem kurzen Anlauf in die steile Schneewand hinein und schaufelte noch den Schnee mit der freien Hand über die ihn verschluckte Stelle.

Seine von Glasscherben zerschnittenen Arme bluteten und er hoffte nur, schnell genug gewesen zu sein und keine sein Versteck verratenden Blutspuren

hinterlassen zu haben. Zum Glück stöberte es immer noch kräftig auf dem Hof und es verwischte schnell alle Spuren von ihm. Er konnte die Mutter und die Kinder im Hause vor Angst deutlich schreien hören, während die Banditen das Haus durchwühlten, nach ihm und nach ihrer Beute suchend und fluchtend:

„Das Faschistenschwein ist uns doch noch durchs Fenster entwischt!“

Dann spürte der Vater, wie die Banditen oben auf der Schneeverwehung über ihn trabten und fast auf ihn traten. Gott sei Dank, hatten sie es eilig vor Angst, von Soldaten der deutschen Garnison erwischt zu werden. Bald wurde es ruhig und still im Hof und im Haus.

Der Vater, im Schnee liegend, wartete sicherheitshalber noch einige Zeit und kroch dann ins Haus zurück. Die Mutter holte eine versteckte Flasche Selbstgebrannten, rieb damit kräftig seine Füße und Hände ein und behandelte blutende Schnittwunden überall an seinen Armen. Kurz überlegt entschieden sie für den Fall, wenn die Banditen wiederkommen, dass der Vater die restliche Nacht auf dem Dachboden verbringt. Die Mutter gab ihm zum Erwärmen einen alten Mantel und die Reste des von Banditen nicht gefundenen Selbstgebrannten mit. Sie selbst stopfte das Fenster mit Kissen, beruhigte die Kinder und legte sich mit ihnen ins Bett. Die Mutter war in achtem Monat schwanger.

*

*Die Folgen von Panzerschlachten
oder darüber, wie rettend das Unpassendste manchmal sein kann*

Kurz danach brach der Flüchtlingszug weiter in Richtung Polen auf. Die Haltepausen wurden immer kürzer, denn die Front rückte immer näher heran und man konnte schon schwere Kanonaden hinter sich hören. Das war der Februar 1944. Auf dem Weg bekam die Mutter ihre Wehen und der Vater musste mit ihrem Pferdewagen in ein an der Straße liegendes polnisches Dorf ausweichen. Der ganze Flüchtlingszug zog weiter an ihnen vorbei.

Sie kamen in einer kleinen Bauernhütte unter und hier brachte die Mutter den

zweiten Sohn zu Welt. Er kam sehr ungelegen, aber wer hätte schon die historischen Ereignisse so genau voraussehen können! – Schwanger war die Mutter ja noch vor der entscheidenden Panzerschlacht bei Kursk geworden.

Der Säugling wurde nach der Übernachtung von der Mutter eingewickelt, zu den beiden anderen Kindern unter eine Daunendecke gesteckt und sie fuhren zügig fort, um ihren Flüchtlingszug einzuholen. Sie fuhren fast den ganzen Tag und sahen diesen bald von weitem her.

Doch mit dem Flüchtlingszug stimmte etwas nicht. Als sie näher kamen, erblickten sie ein Bild des Grauens: Überall, der Straße entlang, sahen sie zerquetschte Überreste von Wagen und Pferden, im weißen blutgetränkten Schnee liegend. Auf den beiden Straßenseiten lagen umgekippte und zu Brüche gegangene Wagen und ihre um sie herum zerstreuten Ladungen. Es war nur ein schmutziger, schwarz-roter Riesenfleck auf dem endlosen weißen Schnee geblieben und keine Menschenseele kam ihnen entgegen.

Die Mutter zog schnell die Decke über die Köpfe der erschrocken gelähmten Kinder. Der Vater trieb die Pferde schnell weiter voran. Sie erreichten erst bei Dunkelheit ein anderes Dorf und fanden dort ihren nun mehr als halbierten Flüchtlingszug. Sie erfuhren von den immer noch unter Schock stehenden Menschen, was ihnen geschehen war.

Sie wurden von einer russischen Panzerkolonne überrascht und überrollt, die an irgendeiner Stelle die Front durchgebrochen zu haben schien und jetzt hinter der Frontlinie wild herumwütete. Die Russen hatten von Deutschen ihre Panzerzangentaktik bei blitzschnellen Frontdurchbrüchen und das In-die-Zange-Nehmen von ganzen Armeen anfangs des Krieges schnell gelernt und am Ende des Krieges erfolgreich verwendet. Die Panzer hatten die Flüchtlinge nicht gejagt. – Sie fuhren einfach mit Vollgas über den Flüchtlingszug drüber. Wer es nicht schaffte, den Weg frei zu machen, blieb auf der Straße plattgewalzt liegen.

Nachdem die Panzer weg waren, retteten die am Leben gebliebenen Flücht-

linge alle und alles, was noch zu retten war: Sie vergruben die Gefallenen, verteilten diejenigen, die von ihren eigenen Wagen abgesprungen waren, aber die Wagen und die Pferde verloren hatten, samt ihrer restlichen Ladungen auf die anderen noch intakt gebliebenen Wagen und zogen weiter.

Der ungelegen geborene Sohn schien doch noch rechtzeitig und gelegen auf die Welt gekommen zu sein, um die ganze Familie zu retten. Er selbst wurde dabei total vergessen, weil er so erstaunlich ruhig war und den ganzen Tag keinen Ton von sich gab. Die Mutter hoffte inzwischen heimlich, dass ihr Neugeborener schon für immer sanft entschlafen sei und – Gott sei Dank! – diesen zukunftslosen Strapazen dadurch entkam.

Doch als sie ihn auswickelte, um ihn zu waschen und zu stillen, beanspruchte er mächtig seinen Platz unter der Sonne. Er schrie plötzlich so ohrenbetäubend, dass die heimlichen Gedanken der Mutter gleich und für immer spurlos verflogen und die einfache Mutterfreude deren Stelle einnahm.

„Schließlich schützte uns Gott bislang und es geht uns noch verhältnismäßig gut: Die Familie ist heil und zusammen und solange der Vater bei der Familie ist, kann uns auch weiter wie bis jetzt nichts passieren“ – beruhigte sie sich selbst.

*

Die zweite Front und Selektion von Flüchtlingen oder darüber, was es kostet, ein Arier zu sein und was können preußische adlige Offiziere leisten

Nach einem mehrmonatigen ununterbrochenen Marsch gelangten sie in Litzmannstadt in Westpolen. Die Front blieb doch irgendwo weit weg hinter ihnen und sie konnten sich eine Ruhepause gönnen. Alle Flüchtlinge wurden in einem Sammellager untergebracht und gepflegt.

Die Kriegereignisse entwickelten sich immer schneller und immer dramatischer. Im Juni landeten die Westalliierten in der Normandie. Die preußischen adligen Offiziere vermasselten am Ende Juli die nächste ihrer mehreren miss-

lungenen Attentaten auf ihren unzerstörbaren Führer, obwohl manche von ihnen den Wahlspruch „Was auch immer du tust, tue es richtig!“ auf ihrem Wappen haben sollten.

Irgendetwas fehlte ihnen immer: Mal fehlte den über Armeen verfügenden Generälen ein funktionierender Zünder, mal – wenn sich ein Zünder doch fand und sogar bereit war zu funktionieren – fehlte ihnen die Zeit, die dann wiederum dem Führer fehlte, diese durch den Zeitzünder vorgegebene Wartezeit abzuwarten und endlich zu fallen. Die praktisch ohne jegliche Zeitverzögerung explodierenden Handgranaten fehlten offensichtlich sowieso in Berlin, denn der von solchen Missständen verzweifelte Hauptverschwörer traute den Zeitzündern nicht mehr, er musste an der russischen Front eine Handgranate finden und mit dieser doch erfolgreich – allerdings nun sich selbst – in die Luft jagen.

Den Verschwörern vom zwanzigsten Juli fehlte es außerdem gravierend am Personal. Einer und derselbe musste die bei den Engländern angeschafften und mit der preußischen Sparsamkeit berechnete Bombe – ebenfalls mit einem Zeitzünder – dem Führer in seiner „Wolfschanze“ unter seinen Hintern schieben und gleichzeitig die Vorkehrungen zum Machtergreifen in Berlin treffen, was sogar den Adligen bekanntlich – rein physikalisch – immer verboten blieb.

Vor allem aber fehlte den preußisch-militärischen Adligen anscheinend die Entschlossenheit und Selbstlosigkeit von ganz bürgerlich-zivilen muslimischen Selbstmordattentätern, die heutzutage die Bomben ohne jeglichen Zeitzünder verwenden, welcher das Leben des Sprengmeisters zu retten hat.

Jedenfalls schafften es die preußischen Adligen durch ihre Unfähigkeit nicht, den Krieg rechtzeitig zu beenden und dem Vater damit einen großen Gefallen zu tun.

Das abgemagerte und ausgeblutete deutsche Heer brauchte im Sommer 1944 dringend frisches Kanonenfleisch und Kriegsblut, das sogar nicht mehr so arisch sein durfte. Die Flüchtlingsfamilien aus den deutschen Kolonien Russlands wur-

den in aller Eile eingebürgert und ihre Männer durften somit sogar als „echte Arier“ in den Krieg ziehen.

Der Vater – blond, blauäugig, großgewachsen und inzwischen sechsunddreißig Jahre alt – wurde im September 1944 mit vielen anderen Kameraden aus Prischiber Gegend nach einem zu dieser Zeit bereits nicht mehr auf der Freiwilligkeit basierenden Einberufungsverfahren sogar in die Waffen-SS als Soldat einberufen. Ihm half bei diesem Verfahren weder seine Augenkrankheit, die sein Gesichtsfeld einschränkte und ihn nachtblind machte, noch seine angebliche Plattfüße, die er zu simulieren versuchte. Die Rekruten wurden in den Zug gesteckt und zu einer Waffen-SS Militärschule in Bayern abtransportiert.

Die Mutter mit drei Kindern blieb mit den anderen Flüchtlingsfamilien in Polen, ohne die leiseste Ahnung zu haben, was jetzt auf sie zukommt. Vaters Schwester mit zwei Kindern war auch in diesem Lager, obwohl sie mit einem anderen Flüchtlingszug ankam. Ihr älterer Sohn wurde auch einberufen, allerdings zum Dienst bei dem deutschen Kommandanten als Fuhrmann.

Zur Erntezeit im Herbst kamen Bauern aus Alt-Deutschland herüber, um nach Arbeitskräften zu suchen. Die Schwester, deren Familie aus zwei vollen und einer halbstarke Arbeitskräften bestand, wurde nach diesem Sortieren von einem Bauern nach Deutschland mitgenommen.

Die Mutter mit drei kleinen, pflegebedürftigen Kindern blieb bis auf Weiteres im Lager. So schafften es der Vater und seine Schwester endlich nach Deutschland zurückzukehren. Zwischen dem Vater und seiner Familie lag jedoch eine fast tausend Kilometer weite Entfernung, die deutsch-polnische, wenn auch vorübergehend abgeschaffte Grenze, das Ende des Krieges und noch viele Jahre Ungewissheit.

*

Die Mutter und das frühzeitige Ende ihres Krieges oder über die Natur von internationalen Verhältnissen

*An zwei Fronten oder darüber,
wann es ungünstig ist, gleichzeitig zu zwei Völkern zu gehören*

Nachdem ihre Männer in den Krieg einberufen worden waren, blieben die Frauen, die Kinder und die Alten nun alleine im Flüchtlingslager in Litzmannstadt in Schlesien. Sie warteten nun auf ihr Los. Sie waren zwar immer noch auf dem Territorium des Dritten Deutschen Reiches, welches sich aber tagtäglich zu seinem Untergang beschleunigte.

Die Amerikaner rückten im Westen auf den Vater zu, bekamen aber unerwartet die von ihnen sehr geschätzten und nach dem Krieg in ihre eigene Armee schnellst eingeführten Kampfqualitäten der Waffen-SS in Ardennen zu spüren. Diese mächtige Bremse verschaffte dem Vater etwas mehr Zeit für seine Einsatzvorbereitung.

Daraufhin verpflichteten sich die Russen im Osten, dem Hilferuf der Alliierten entsprechend, ihre noch nicht ganz vorbereitete und dadurch Tausende ihrer Soldatenleben gekostete Offensive in Polen frühzeitig zu starten und somit den Alliierten aus der Patsche zu helfen sowie Mutters Ungewissheit zu beenden und ihr Schicksal zu besiegeln.

Bald war ihre Westodyssee für die von Deutschen scheinbar vergessenen deutschen Flüchtlinge vorbei. Ohne einen Schritt machen zu müssen, gelangten sie aus dem Dritten Deutschen Reich nach neu entstandenes und zunächst unter sowjetischer Militärverwaltung stehendes Polen. – Für die deutschen Flüchtlinge aus Russland eine prekäre und verhängnisvolle Lage.

Die Polen mit ihrem übertriebenen Nationalstolz vergaßen und vergaben nie die mehrmalige Aufteilung ihres Landes zwischen Russen und Deutschen in den letzten knapp zweihundert Jahren.

„Sie brachten während dieses Krieges meuchlings und mit gleicher Genugtu-

ung sowohl deutsche als auch russische Soldaten, wenn einer der Soldaten das Pech hatte, irgendwo alleine unter ihnen aufzutauchen.“ – erzählte mal später der Polen danach nie besonders leidende Vater, er fügte aber gerechtigkeitshalber gleich hinzu:

„Man darf es Polen nach der viermaligen Aufteilung ihres Landes zwischen Deutschen und Russen eigentlich nicht verdenken. Jedes Volk hat seine aus der Geschichte entstandenen Bitterkeiten auf seine eigene Art und Weise zu pflegen.“

Nun gab es auch ein Volk, welches aus der europäischen Geschichte ausgefallen war, nämlich die nach Russland ausgewanderten Deutschen. Sie waren vom russischen Militärdienst und von den Steuern für mehrere Jahre befreit und somit kaum in die politischen Attentaten auf Polen sowohl von Deutschlands als auch von Russlands verwickelt worden. Sie hatten genug zu tun gehabt, um dort in schönen, aber wilden Steppen Südrusslands zu überleben und ihre Existenz und Kultur aufzubauen.

Dieses fein- und tiefhistorische Detail interessierte jedoch damals wie auch heute noch kein nationalistisches Schwein sowohl in Russland als auch in Deutschland und in Polen sowie sonst irgendwo auf der Welt. Es interessiert besonders dann kein Schwein, wenn es sich um irgendwelche Rachefeldzüge oder Entschädigungsforderungen handelt.

Rein technisch oder arithmetisch gesehen waren die aus Frauen, Kindern und Alten, also aus schwächsten Vertretern bestehenden Familien der Deutschen aus Russland, die jetzt den Hitler-Stalin- bzw. Molotow-Ribbentrop-Pakt¹ verantworten mussten, eine doppelte und dabei leicht zu kriegende Beute für die Polen. Einen Deutschen aus Russland zu erledigen, kam dem Erschlagen eines Russen und eines Deutschen gleich: Zwei Fliegen mit einer Klappe eben zu

¹ *Der am 23. August 1939 im Kreml geschlossene, deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt, zu dem das geheime Zusatzprotokoll über die Aufteilung Polen gehörte*

schlagen.

*

*Die menschlichen Instinkte oder über
die Impfungen gegen Bomben und über die Vernunft des Überlebens*

Die Flüchtlinge bekamen es sofort zu spüren. Ihr Lager wurde mit Stacheldraht umzäunt und von bewaffneten Polen überwacht. Es gab kaum Verpflegung mehr. Jedes Jammern wurde mit makabren Sprüchen erwidert:

„Wozu braucht ihr Verpflegung? Wir werden euch, Faschistenweiber, sowieso bald erschießen.“ – scherzten polnische Wachmänner, als sich die Mutter mal bei denen über mangelnde Verpflegung beklagte.

Nach einigen Tagen solcher Schikanen kamen die Lagerfrauen zusammen, um sich zu beraten:

„Die russische Militärverwaltung scheint uns in diesem Durcheinander total vergessen zu haben und wir haben nur noch eine Chance: Eine von uns muss hinausschaffen und unsere Lage beim russischen Kommandanten melden.“ – beschlossen sie und sie begründeten es auch:

„Wir leben nur noch deswegen, weil die Polen vor der russischen Militärmacht Angst haben und ihrer Sache nicht so sicher sind. Das kann uns aber auf Dauer nicht retten.“

Diese Feststellung teilte jede der Versammelten. Entscheidungsbedürftig war es nur, wer von ihnen als Gesandte gehen soll, obwohl auch diese Frage von Anfang an klar war. Kaum eine dieser deutschen Frauen sprach richtig Russisch. Die Mutter war die einzige, deren Smolensker Russisch den besten Passierschein bei jedem russischen Soldaten ersetzen konnte. Sie hat ihre Dienste als Dolmetscherin und Vermittlerin zwischen den russischen Offizieren und Soldaten und den Lagerbewohnern bereits erwiesen, als das Flüchtlingslager von der Roten Armee „befreit“ wurde.

Nur gab es ein Problem: Die Mutter war eher bereit, mit ihren drei kleinen

Kindern zusammenzusterben, als sie – wenn auch nur für einen kleinen Moment – aus den Augen zu lassen. Ihr Mutterinstinkt überwiegte alle anderen Gefühle und jede Vernunft.

Es gab auch seit langem schon keine Vernunft mehr in dieser gerade zusammenbrechenden Welt mit Millionen und Abermillionen von Toten, Verkrüppelten, Verwundeten, Verbannten, Vertriebenen und Flüchtigen.

Allein die Tatsache, dass diese entwurzelten, entkräfteten und vergessenen Frauen und Kinder – diese Staubkörnchen mittendrin in einem gewaltigen Sturm – noch am Leben blieben, ging über jede Vernunft hinaus.

Das ist ein Wunder des Menschenlebens: In Situationen, wo jede menschliche Intelligenz und jede nur von Menschen geschaffene und nur für Menschen geltende Vernunft versagen und keine Hilfe mehr bieten, greifen Menschen auf ihre tierischen Ursprünge zurück! Auf die stärksten Naturinstinkte, wie der Selbsterhaltungstrieb oder der noch stärkere Mutterinstinkt, der die Mütter treibt, ihre Kinder tierisch zu beschützen. Und die Menschen überleben oft nur dadurch auf einem meistens menschenunwürdigen tierischen Niveau. Auf so einem Niveau, dass sie danach selbst daran nicht glauben wollen, wie es überhaupt möglich war zu überleben, ohne mal daran zu denken, ob das Überleben in so einer Situation überhaupt noch einen Sinn ergäbe und vernünftig wäre!

Bei der Mutter war diese ewige Frage über die Hierarchie von Instinkten bereits gelöst. Sie fand sich schon fast damit ab, dass der Tod nun unausweichlich und damit erlösend sei, und das Einzige, was sie sich noch wünschte und was sie noch bewirken konnte, wäre es, dem Tod zusammen mit den fest umarmten Kindern entgegenzutreten.

Noch bevor die Russen kamen, aber ihre Bomben und Geschosse bereits um

die Ohren flogen, hatte es sich in der Praktik gezeigt. Die deutsche Ordnung herrschte noch einigermaßen im Flüchtlingslager und die Kinder mussten den Vorschriften nach in einem Wagen des Deutschen Roten Kreuzes noch geimpft, gewaschen und mit Milch verpflegt werden.

Die Mutter kämpfte wie ein Panther gegen drei Krankenschwestern, welche ihre Kinder zu diesem Zweck in den DRK-Wagen für einige Zeit mitnehmen wollten. Sie wollte nichts von den noch so vernünftigen Argumenten der drei Damen wissen, dass dies alles ihren Kindern zugute gedacht sei. Sie wusste nur eins: Es gibt keine Impfungen gegen Bomben und, sollten diese Bomben kommen, muss sie bei ihren Kindern sein.

Die Krankenschwestern waren gezwungen Hilfe zu holen, um die Mutter zu bändigen und die Kinder doch zu entführen. Die Kinder kriegten ihre Impfung, Milch und Pflege und blieben über Nacht in dem Wagen. Aber auch danach irrte die Mutter kreischend die ganze Nacht um diesen Wagen herum, bis sie am nächsten Tag die Kinder gesund und munter zurückerhielt.

*

*Der Ausflug zur Kommandantur oder darüber,
wann es günstig ist, gleichzeitig zu zwei Völkern zu gehören*

Diesmal benötigten die Frauen nicht weniger Zeit, um die Mutter zu überzeugen, dass sie auf ihre Kinder besser als auf die eigenen aufpassen würden, solange sie weg wäre. Entscheidend war für die Mutter schließlich ein Hoffnungsschimmer, das Leben ihrer sowie das der anderen Kinder und all dieser Menschen zu retten.

Abends, bei Einbruch der Dunkelheit, setzten die Frauen die Mutter über den Stacheldraht des Zauns hinüber und das Warten begann. Die Mutter entkam der polnischen Wache am Lager und ging zum Bahnhof, wo sich nach ihren Kenntnissen die russische Kommandantur befand. Den Weg kannte sie: Sie waren schon lange genug in dieser Stadt und der Vater musste sich von ihr und den

Kindern ebenfalls an diesem Bahnhof verabschieden, bevor er mit anderen Kameraden in einen Zug gesteckt wurde und der Zug in den Krieg abfuhr.

An diesem Bahnhof versprach sie ihm auf die Kinder aufzupassen und sie heil durch dieses höllisch-kosmische Unheil hindurchzubringen, auch wenn es noch so eine winzig kleine Chance dafür gäbe. Und der Vater versprach ihr, sie alle – egal wo sie auch sein mögen – zu finden und zu ihnen aus dem Krieg – egal ganz oder halb, heil oder halbtot – zurückzukehren.

Da die beiden keine langfristig geltende Adresse hatten, wurde die Adresse von Vaters Schwester in Bensel in Alt-Deutschland für den Briefwechsel und fürs Zueinanderfinden vereinbart. Daher musste diese Adresse, dieser schimmernde Ariadnefaden, wie der größte Schatz aufbewahrt werden.

So schickte die Mutter das am Abschiedstag geschossene Familienfoto an ihre Schwägerin. – Ein einziges, auf diese glückliche Weise erhaltenes Foto aus dem Krieg, welches die gar nichts Archivalisches aus dieser Zeit aufbewahrte Familie dann nach Jahrzehnten in Sibirien von der Tante aus Deutschland zurückgeschickt bekam.

Auf diesem Foto wurden sie alle zusammen aufgenommen – alle in ihrer Paradeform. Der Vater in einem Krawattenanzug, über seiner Familie in voller Größe stehend: Ein Adler über seinem Nest, welches er allerdings vorübergehend verlassen muss und deswegen ein Schutzzeichen setzen will. Die Mutter in einem strengen dunklen Kleid, etwas vorne neben dem Vater sitzend und mit ihrem Kopf gerade mal seine Brust erreichend, der kleinste Sohn auf ihrem Schoß, die Tochter und der ältere Sohn, sich von beiden Seiten an ihre Knie anlehnd. Alle angespannt nach vorne schauend, als ob sie sich bemühten, ihr Schicksal in diesem fernen Vorne zu erblicken...

In der Nähe des Bahnhofs verließ das Glück die Mutter und sie wurde von einer polnischen Patrouille erwischt.

„Psja krev! Wo sind deine Papiere und was machst du nach der Sperrstunde

in der Stadt? Eine faschistische Spionin!“ – beschlossen sie, nachdem die Mutter ihnen auf Deutsch etwas zu erklären versucht hatte, und entsicherten bereits ihre Waffen.

„Das ist das Ende...“ – blitzte durch Mutters Kopf – „Meine armen Waisenkinder!“

Der Gedanke an die Kinder gab ihr noch etwas Mut, weinend auf Russisch, welches die Polen auch einigermaßen verstanden, zu schreien:

„Ich bin Russin aus dem Flüchtlingslager und gehe zum russischen Kommandanten!“

Es zeigte Wirkung. Die Männer waren bei den Worten „zum russischen Kommandanten“ sofort nicht mehr so entschlossen abzudrücken.

„Willst du dich bei ihm beklagen?“ – kam die provokative Frage.

Die Männer waren aus derselben Kaserne und gingen zusammen entweder Streife auf der Straße oder sie hielten Wache am Lager. Deswegen wussten sie es genau, was daran zu beklagen wäre.

„Oh nein! Meine Kinder sind so sehr krank, dass ich das Lager vor Verzweiflung verlassen musste und Herrn Kommandanten um etwas Medizin bitten wollte“ – erfand die Mutter, vor dieser Sünde zusammenzuckend und innerlich be-tend:

„Oh Gott! Verzeih mir diese Lüge und behüte meine Kinder vor jeder Krankheit! Ich weiß, dass ich sündige, aber was soll ich denn sonst tun, um mich und somit meine Kinder zu retten!?“

Kurz überlegt, sperrten die Polen sie in einen Eisenbahnschuppen ein, mit der Absicht den Zwischenfall mit ihrem Kommandeur zu besprechen und eine für die Polen ungefährliche Lösung zu finden.

Die Mutter blieb in voller Dunkelheit und Ungewissheit in einem engen, mit Werkzeugen überfüllten Raum. Sie heulte und jammerte auf Russisch laut und

ununterbrochen fast die ganze Nacht durch:

„Mein Gott! Oh mein Gott! Ich wusste es! Worauf habe ich mich nur eingelassen! Was wird jetzt aus meinen Kindern? Sie bleiben nun ganz allein in diesem Schrecken und überleben das nie! Ich habe meinen dem Vater angelegten Schwur gebrochen und sie im Stich gelassen. Sei ich für ewig vom Gott verdammt!“

„Hei Weib! Was heulst du da drin und wer hat dich darin eingesperrt? – hörte sie auf einmal eine männliche, russischsprechende Stimme von draußen – „Bist du etwa Russin?“

„Ja, mein Söhnchen! Ja, mein Brüderchen! Ich bin Russin aus Smolensk! Eine polnische Patrouille hat mich hereingesperrt und wollte mich erschießen!“ – sprang die durch diese neue Hoffnung beflügelte Mutter auf.

„Na wartet mal ihr, Scheißkerle! Ich zeige euch, wie man hier mit russischen Leuten umzugehen hat!“ – fluchte der russische Soldat draußen, mit dem Kolben seines Gewehrs auf das Vorhängeschloss an der Tür donnernd, – „Ihr werdet es nie vergessen! Nicht dafür hatten wir unser Blut vergossen, bis wir hierher kamen, dass ihr jetzt unsere Weiber foltert!“

Das Schloss fiel. Die Mutter lief hinaus und sah vor ihr im Morgenrot einen jungen Leutnant in russischer Felduniform und mit einem ernsthaft wütenden Gesicht. Die Mutter erzählte ihm alles, aber ohne über ihre ganze Geschichte besonders ins Detail zu gehen. Dass die Polen seit Tagen schon die von Deutschen verschleppten und jetzt nach Hause wollenden Familien aus Russland im Lager festhalten, sie durch ständige Drohungen schikanieren, sich aber sonst um diese Familien gar nicht kümmern und verhungern lassen.

Der Leutnant führte sie zum Kommandanten. In der kürzesten Zeit wurden zwei Polen aus der Streife geschnappt und dem Kommandanten ebenfalls vorgeführt. Sie standen zitternd und stotternd vor dem Kommandanten, während er seiner Wut freien Lauf ließ, die beiden anschrie und diese auf der Stelle eigen-

händig zu erschießen drohte.

Es stellte sich heraus, dass die Flüchtlingsfamilien der polnischen Zivilverwaltung überlassen worden waren mit dem Befehl, diese bis zu ihrer Repatriierung einzuquartieren, aber nicht gleich hinter den Stacheldraht zu stecken sowie sonst auch wie sowjetische Bürger zu behandeln, also zu versorgen und zu schützen.

In der Hoffnung, dass die Russen ohnehin viel zu tun hatten und diese Flüchtlinge gleich vergessen würden, was sich – wie die Geschichte zeigte – auch bewahrheitete, ignorierten die Polen diesen Befehl einfach und sie behandelten die Flüchtlinge so, wie es ihnen danach war.

*

*Die Reise nach Sibirien oder darüber, wie es für Menschen ungünstig ist,
auf die Wege von großen historischen Ereignissen und
unter die Räder der Weltpolitik und der Weltgeschichte zu geraten*

Durch Mutters Abenteuer kam diese polnische „Verschwörung“ jetzt ans Tageslicht. Die Mutter wurde ins Lager zu ihren wohlerhaltenen Kindern gebracht, wo sie dies alles ihren Komplizen erzählte. Jetzt, wo der russische Kommandant die Gelegenheit selbst in die Hand nahm, ging alles rasch.

In den nächsten Tagen wurden die Flüchtlinge nun von russischen Soldaten – eher vor polnischen Übergriffen – bewacht. Bald kam ohne große Filtrierung – denn es wäre ja auch schwierig den Kindern und Frauen etwas Verbrecherisches zuzuschreiben – die pauschale Repatriierungsentscheidung, allesamt nach Sibirien zu deportieren.

Sie marschierten zu demselben Bahnhof und wurden in Viehwaggons vollgestopft. – Offensichtlich war es das einzige in dieser Zeit den Verantwortlichen auf allen Frontseiten als angemessen erscheinende Personenverkehrsmittel für die Verschiebung und Verschleppung von unermesslich und unpersönlich gewaltigen Menschenmassen.

Der Verschleppungsviehzug fuhr in Richtung Osten ab.

Ihr Leben und das ihrer Kinder waren zunächst gerettet und der Krieg als solcher – mit Amok fliegenden Bomben, Geschossen und Panzern – war somit für sie vorbei. Der mehrmonatige, unbeschreibliche Leidensweg führte nach Sibirien zu ihren seit Beginn des Krieges dorthin deportierten Landsleuten von überall aus deutschen Ex-Kolonien in Ex-Russland. So gehörten sie zu zweihunderttausend Deutschen aus der UdSSR, vor allem Frauen, Kinder und Alten ohne ihre zum deutschen Militärdienst einberufenen Männer, die auf ihren Fluchtwegen von der Roten Armee überrollt wurden und nun dasselbe Schicksal zu erleiden hatten.

Sie fuhren lange und beschwerlich mit vielen langen Zwischenstopps, mit Hunger, Kälte, Krankheiten und vielen – bis zu dreißig Prozent von zweihunderttausend Verschleppten – unterwegs Verstorbenen. Der Krieg im Westen ging zu Ende. Der Sieg über Deutschland wurde unter den Alliierten mit der Abmachung besiegelt den letzten aus der Dreierachse – Japan – nun gemeinsam auf die Knie zu zwingen.

Für die Russen bedeutete es ein Logistikwunder zu vollbringen: Ihr ungeheures Truppenaufgebot von der sich erledigten Westfront über zehntausend Kilometer in den Osten hinüberzubringen. Und das alles durch „das Nadelöhr“ namens „Transsibirische Eisenbahnmagistrale“, das zu dieser Zeit durch den irgendwo durch die Endlosigkeit dieser Magistrale kriechenden Viehzug mit der Mutter und mit den Kindern „verstopft“ war.

Ihr Zug wurde weggefegt und musste auf irgendwelchen Abstellgleisen so lange warten, bis die Japaner durch diesen gewaltigen Verkehr von Truppen, Maschinen und neuerdings Atombomben anstatt der bereits als Siegesmethode veralteten Feuerstürmen in deutschen Städten nach ihrer Bombardierung von Engländern und Amerikanern ebenfalls erdrückt wurden.

So fuhren sie nach dieser langen Abstellpause direkt in den sibirischen Win-

ter hinein. Der Viehzug kam im voll verschneiten Nowosibirsk bei Frost unter minus dreißig Grad an. Hier wurden die Deportierten und Verschleppten noch einmal aussortiert und getrennt. Einige wurden in der Stadt als Arbeitskraft für Industriewerke und Fabriken entladen, die anderen auf die umliegenden Dörfer für die Landwirtschaften verteilt.

Die Mutter mit ihren drei Kindern kam zusammen mit den restlichen Familien, mit denen sie seit zwei Jahren auf diesem langen Bogen von Prischib über Polen nach Sibirien unterwegs war, in einen etwa hundert Kilometer von Nowosibirsk entlegenen Schweinebetrieb. Sie wurde den Schweinen als Bedienstete zugeordnet. Sie wurde in einer Hütte direkt an der Schweinefarm mit zwei anderen Familien untergebracht. Ein Jahr später wurde die Familie in *die Hütte am Friedhof* umgesiedelt, in welcher die Mutter nun für den Vater weiter beten und auf ihn weiter warten durfte.

*

Der Vater, das verzögerte Ende seines Krieges und sein „Drang nach Osten“ oder über den Kollaps¹ des letzten Deutschen Reiches

Zwischen Scylla und Charybdis oder über die letzte Aufgabe eines Deutschen

Als die Rote Armee ihre Familien in Polen überrollte und diese von Scylla zu Charybdis „rettete“, war der Krieg für die Männer noch lange nicht vorbei. – Für sie begann er jetzt erst richtig.

Für die Männer, welche diesen Krieg auf keiner Seite entfesselt, keine ruhmreichen Siege erlebt und keine Sünden und Verbrechen begangen hatten, kam die Zeit, für ihre all dies entfesselten, erlebten und begangenen Landsleute im Dritten Deutschen Reich zu büßen, die Folgen dieses Krieges auszulöffeln und die vernichtende, dem Untergang der ganzen Nation und ihres deutschen Landes gleichkommende Niederlage zunächst aufzuhalten zu versuchen und dann mitzuerleiden.

Viel Auswahl hatten sie dabei auch nicht: Entweder in Kämpfen zu fallen oder nach der Niederlage von Stalin als Verräter zur Rechenschaft gezogen zu werden. Umso mehr, dass sie in seinem Erlass vom 28. August 1941 als „sowjetische Bürger der deutschen Nationalität“ schon im Voraus zu Spionen und Verrätern abgestempelt und zur Verbannung verurteilt worden waren.

Unter diesen aussichtslosen Bedingungen hatte der Vater sein der Mutter gegebenes Wort zu halten, zu ihr durch die Hölle durchzukommen. Und er tat und machte alles dafür mit all seinem Überlebenstalent und mit seiner ganzen Überlebenserfahrung.

Nur einmal vergaß er für einen kurzen Augenblick sein Wort und seine Vernunft und er dachte danach „Das war es!“. Doch es passierte nicht in kriegerischen Handlungen. Es passierte in seiner Waffen-SS Militärschule bei Passau an der Donau in Bayern.

¹ hier: durch mangelhafte Gehirnfunktionen verursachter und auf einen Schock folgender Zusammenbruch eines Organismus (freie Interpretation)

*

*Die Bajonettattacke
oder über die deutsch-deutschen Verhältnisse*

Aus den Männern der dreihundertfünfzigtausend am Anfang des Krieges in die deutsche Besatzungszone geratenen Volksdeutschen der UdSSR wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 neue Truppeneinheiten der Wehrmacht und auch einige Divisionen der Waffen-SS formiert. In einer davon war der Vater mit seinen Kameraden. Sie mussten jetzt in einem abgekürzten Schnellkurs die Kunst des Krieges üben und hatten damit noch Glück gehabt, denn manche anderen von ihnen waren gleich dran gewesen, zum Beispiel gegen Amerikaner in Italien eingesetzt, ohne mal schießen zu lernen¹.

Ihre Ausbildung bedeutete so viel wie fast ununterbrochen exerzieren, schießen, exerzieren, Sport üben und weiter exerzieren. Ein dicker Feldwebel aus Bayern drillte sie.

Eines Tages trieb er Vaters nur mit Bajonetten bewaffnete Abteilung auf dem Exerzierplatz im Kreise laufen. Hin und wieder unterbrach er ihren Lauf mit dem Befehl „Hinlegen!“. Der Befehl kam immer wieder dann, wenn die Soldaten eine große und schlammige Pfütze überquerten.

Auf den inzwischen laut gewordenen Unmut in den Männerreihen reagierte er mit grobem Geschrei:

„Maul halten ihr, russischen Schwarzmeerschweine!“

Vielleicht war er der überlebte Verwundete aus dem russischen Walde, der damals – im ersten Weltkrieg – durch den damaligen Zwischenfall mit dem *deutschen* Artillerieoffizier der *russischen* Armee etwas dazu gelernt und es in den falschen Hals gekriegt hatte.

Den Vater interessierte es aber nicht und er wusste nicht, was in ihn gefahren

¹ Ingeborg Fleischhauer „Das Dritte Reich und die Deutschen in der Sowjetunion“. Deutsche Verlags-Anstalt (DVA), Stuttgart, 1983 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte; Nr. 46)

war. Vielleicht kamen in ihm alle Beleidigungen, Erniedrigungen, Verfolgungen seines Lebens hoch, die er von Fremden, von Feinden, von Roten, von Grünen, von Kommunisten und von vielen anderen hatte ertragen müssen. Vielleicht hatte er sich zu sehr in den letzten Jahren darauf eingelassen, dass er endlich aus dieser Sklaven- und Viehexistenz heraus wäre, indem er sich mit seinen Landsleuten nun unter den ihnen Gleichen befände.

Wie dem auch sei, er sah rot, griff nach seinem Bajonett und attackierte mit dem furchterregenden, verzerrten Gesicht und einem wilden Geschrei diesen satten, blöden und aus unerklärlichen Gründen übermäßig selbstgefälligen und überheblichen Dickwanst. Dieser stand plötzlich hilflos und tatenlos wie gelähmt da und sah mit einem bis zu grau-gelb verblassten Gesicht seinem Tod entgegen.

Sein Tod käme auch unausweichlich, hätten Vaters Kameraden auch nur noch eine Sekunde gezögert. Sie zögerten aber nicht, wobei sie es nur Vaters wegen taten. Zwei seiner Kameraden und Kumpels, ein Schmied aus Prischib und noch ein Riese aus Blumenort, die neben dem Vater in der Reihe standen, warfen sich hinter dem Vater her und klammerten sich fest an seinen Schultern.

Dessen unbemerkt schleppte er sie noch ein paar Meter mit, bis sie ihn überwältigten und mit ihren Körpern zum Boden pressten. Der Vater lag mit dem Gesicht im Dreck und wurde gleich ruhig. Ihm wurde auf einmal alles so was von scheißegal! Der Feldwebel drehte sich abrupt um und verschwand.

„Danke, Kameraden.“ – sagte der Vater kurz, aufstehend.

„Bedanke dich nicht zu früh.“ – erwiderten die Kameraden nachdenklich und traurig – „Vielleicht hätten wir dich doch nicht aufhalten sollen. – Du bist ja nun sowieso erledigt. Dieses Schwein läge aber jetzt zu unserer aller Zufriedenheit hier geschlachtet und du wüsstest dann wenigstens, wofür du erschossen wirst.“

Der Vater verstand es genauso wie seine Kameraden. – In der Waffen-SS und besonders jetzt, wo der Krieg der Niederlage entgegen eilte, den Vorgesetzten

anzugreifen! Dafür wird man in bestem Falle kurzerhand erschossen, ohne mal vor das Kriegsgericht gestellt zu werden.

Aber gerade diese Schärfe der Militärgesetze am Ende des Krieges rettete dem Vater das Leben. – Es gab einen Befehl von Hitler, alle Volksdeutschen aus dem Ausland, welche vor kurzem in einem eifrigen Einbürgerungsverfahren zu neuen Reichsdeutschen gemacht worden waren, den Alt-Reichsdeutschen gleich respektvoll zu behandeln.

Der Vater wäre zweifelsohne erschossen worden, aber neben ihm wäre der gleich zu behandeln habende dicke Bayer ebenfalls gleichbehandelt und erschossen worden. Er wusste das besser als der Vater und meldete den Vorfall bei seinen Vorgesetzten nicht.

So nah am Tod dran war der Vater noch nie zuvor und nur noch selten danach. Der Dickwanst zog auch seine Lehre daraus: Er war nicht mehr so überheblich und so selbstgefällig und zeigte sogar etwas Respekt den „russischen Schwarzmeerschweinen“ gegenüber. Bald war es aber mit dem Exerzieren sowieso vorbei. – Die Amerikaner drangen ins Reich Richtung Bayern ein, und für den Vater und seine Kameraden kam die Zeit fürs Heimatland desselbigen bayrischen fetten Schweines zu kämpfen und zu sterben.

*

*Die Kriegshandlungen des Vaters oder über
seine vergeblichen Versuche, Deutschland zu retten*

Angefangen im Süden, gegen Amerikaner eingesetzt, kämpfte Vaters Einheit unter vielen anderen restlichen Waffen-SS- und Wehrmachteinheiten in einem immer schmaler und schmaler werdenden Korridor zwischen zwei vom Osten und vom Westen zusammenrückenden Fronten. – In der Mäusefalle, die vom Tausendjährigen Dritten Deutschen Reich zu der Zeit – nach zwölf Jahren seiner Existenz – noch übrig blieb.

Einige ihrer Einsatzorte waren: *Steinkirche* (ca. 50 km nordöstlich von Mün-

chen), *Landau* (ca. 100 km nordöstlich von München), *Lichtenau* und *Waldeck* (dicht nebeneinander zwischen Erfurt und Gera), *Ortmannsdorf* (neben Zwickau), *Brettin* (zwischen Magdeburg und Potsdam), *Löwenberg* (50 km nördlich von Berlin) und *Goldberg* (50 km östlich von Schwerin). Also, immer weiter nach Norden verdrängt, mussten sie nun gegen Russen kämpfen, angefangen bei Brettin, wo sich der russische Belagerungsring um Berlin herum schloss.

Sie konnten auch hier nichts am Verlauf der Weltgeschichte ändern und gingen von Schlacht zu Schlacht immer weiter nach Norden. Einer der letzten Befehle des immer tollwütiger werdenden Führers betraf auch sie. Alle Überreste der Wehrmacht und der Waffen-SS mussten sich dem Befehl nach unter das Kommando von General Wenck zusammenziehen und in Richtung Berlin aufbrechen, um die Hauptstadt und die Reichsregierung aus der russischen Belagerung zu befreien.

Auf diesem Wege traf der Vater den Mai 1945. Der unterirdische Befehlshaber und der von seinem „ihn enttäuschten“ Volk „verratene“ Irreführer nahm endlich Abschied sowohl von diesem „ihm unwürdigen“ Volk, das er total ausgerottet, in verdammten Verruf gebracht, der Rache und den Abrechnungen der anderen Völker für ewige Zeiten ausgeliefert hatte, als auch von diesem deutschen Lande, das er in die Hölle irreführt und in einen Scherbenhaufen und in eine vollkommene Ruine verwandelt hatte. Etwas zu spät kam leider dieser Abgang für das deutsche Volk und für das deutsche Land.

Jetzt galt es nicht nur für den Vater, der dies ohnehin lebenslang geübt und getan hatte, sondern auch für jeden Einheimischen, sich selbst um das eigene Leben, um das eigene Schicksal und um alle anderen menschlichen Angelegenheiten zu kümmern, was nämlich zu den normalsten Menschenpflichten und primitivsten Lebensfreiheiten eines jeden Menschen gehört.

Zu den Pflichten und Freiheiten gehört, die von „Deutschländern“ vor zwölf Jahren – bei allem Verständnis für die ungeheuere, die deutsche Nation erniedrigende Ungerechtigkeit des Versailler Vertrages und der Arroganz der damaligen Alliierten, doch bestimmt aus Versehen und wahrscheinlich in ihrer naiven Hoffnung, die nächsten tausend Jahre endlich sorglos leben zu dürfen, – an diesen Führer delegiert worden waren.

An einen Mann, der selbst nie ein Ehemann¹, nie ein Vater und – man kann sogar denken – nie ein Sohn gewesen war und sonst auch nichts Vernünftiges in seinem Leben bewerkstelligt hatte, um den Kindern, den Müttern und den Vätern anderer Menschen ihre Sorgen abzunehmen.

*

Die Beendigung des Krieges oder darüber, welche der Himmelsrichtungen am sichersten ist und warum die Lehrer schmutzige Hände haben

Als allererstes beendigte der Vater nach dieser Verantwortungsübernahme eigenmächtig seinen Krieg, seinem der Mutter gegebenen Wort treu folgend. Auf einem Fußmarsch meldete er dem Obersturmführer seine durch schlecht umwickelte Fußlappen bis zu Blutblasen geschlagenen Füße, die er dringend umwickeln müsse. Dagegen war nichts einzuwenden: Ein Soldat mit kaputten Füßen ist auf dem Marsch noch schlimmer als gar keiner.

„Mach's und hol uns schnellst wieder ein!“ – befahl dem Vater der Obersturmführer.

„Jawohl Herr Obersturmführer!“ – bestätigte der dankbare Vater seine Bereitschaft dem Befehl unverzüglich Folge zu leisten.

Er ließ sich am Straßenrand nieder, zog seine Stiefel aus und wickelte langsam die Fußlappen um, bis seine Abteilung hinter dem nächsten Hügel verschwand. Er ließ dann seine Waffen liegen und lief in den nahe liegenden Wald hinein.

¹ Hitler schloss nur unmittelbar vor seinem Ende formale Ehe mit Eva Braun

Der Vater lief durch den Wald und stieß bald auf ein Försterhaus. Er musste dem alten Förster nichts vormachen und nichts lange erklären. Der Spuk war für jeden vorbei und es galt jetzt für jeden nur noch eins, sich selbst zu retten und einander dabei möglichst zu helfen.

Der Vater bekam von dem Förster einen alten, etwas zu kurzen Zivilanzug und alte Schuhe. Seine SS-Uniform vergrub der Vater unter dem nächsten Baum: Dem Förster war es auch angst und bange davon Gebrauch zu machen. Dasselbe Schicksal erlitt der Rest seines Besitzes, all seine Papiere, Fotos und sonstigen Kleinkram eingeschlossen, der seine jüngste Vergangenheit hätte verraten können. Er wurde zu einem Niemand aus einem Nirgendwoher, in einem Nirgendwo namens Ex-Deutschland.

Der Vater wusste bereits aus dem Briefwechsel mit seiner Schwester, der mit der Mutter vereinbarten Kontaktperson, dass seine Familie mit allen in Polen gebliebenen deutschen Flüchtlingsfamilien unterwegs nach Sibirien war. Sein Plan war so einfach wie auch gefährlich: Die vordersten russischen Kampftruppen vorbeiziehen zu lassen und dann – wie versprochen – zu seiner Familie nach Osten zu gehen, wo immer sie dort auch sein möge. Hauptsache, die Himmelsrichtung war vorbestimmt und stand jetzt fest!

Seine Kameraden, deren Familien auch in Polen geblieben waren und die über ihre Deportation von dort nach Sibirien auch Bescheid wussten, wählten die Gegenrichtung, als sie zusammen mit dem Vater untereinander ihre Nachkriegspläne überlegten. Der Osten war ihnen zu brenzlich und sie wollten nur noch zu Amerikanern in den Westen gehen.

In seinen Fluchtplan weihte der Vater nur zwei seiner Kameraden-Kumpel ein, die ihn vor der Ermordung des Feldwebels durch ihren Körpereinsatz aufgehalten hatten und denen er vertraute. Die beiden entschieden sich ebenfalls für den Westen und kriegten von dem Vater die Adresse seiner Schwester dort. – Ein Stückchen Papier, das den Kameraden etwas Heimgefühl und Wärme in der

Fremde vermitteln durfte.

Recht hatten die Kameraden: Das Risiko war hundertprozentig da. Die Chance war nahezu Null am Kriegsende mit ihrem für sie als sowjetische Bürger im Vergleich zu Wehrmachtssoldaten oder den übrigen SS-Angehörigen doppelt so gefährlichen Brandmal¹ der Waffen-SS unter ihren linken Armen durchzukommen. Sie hatten schon die schrecklichen Geschichten über die Jagd auf die SS-Männer, und zwar bei allen Alliierten gehört, bei der alle großwüchsigen Kriegsgefangenen, von ihrer Bekleidung unabhängig, hatten sich ausziehen und ihre linken Arme hochhalten müssen.

Da sie sich doch nicht schuldig fühlten, mit dem von der SS begangenen Verbrechen etwas am Hut zu haben, und nur notangeschafftes Kanonenfutter darstellten, sahen sie ihre einzige Rettung darin, im Westen wenigstens einen fairen Prozess zu bekommen, was bei den „heimatlichen“ Russen undenkbar gewesen wäre. Der Vater gab ihnen auch recht daran, dass die Chance zu überleben im Westen größer sei, aber ihm ging es nun mal nicht um die Chancen. Ihm ging es um seine Familie, um die Mutter und drei schutzlose Kinder!

Was sie alle aber damals noch nicht gehört hatten und hatten nicht wissen können, war es die Tatsache, dass der Weg nach Westen für mehrere Kameraden wie sie trotzdem im Osten endete, und das auch noch nach allem in den Rheinwiesenlagern² erlebten Gräueln auch der westlichen Kriegsgefangenschaft. Die Amerikaner und die Briten lieferten die ex-sowjetischen Bürger den Russen aus, dessen voll bewusst, dass diese Stalins Rache ausgesetzt sein werden und dass

¹ Die Soldaten der Waffen-SS trugen Tätowierungen mit ihrer Blutgruppe unter linkem Arm, um die Hilfe bei Verletzungen schneller bekommen zu können

² Im Kriegsjahr 1943 einigten sich die Alliierten die deutschen Kriegsgefangenen unter Missachtung des Völkerrechts als Strafgefangene zu behandeln. Daraufhin wurden im Frühling 1945 nach dem Befehl des Oberkommandierenden der US-Truppen Eisenhower im Rheintal viele Hektar Wiese mit Stacheldraht umgezäunt, dorthin wurde über eine Million deutscher Kriegsgefangenen zusammengetrieben und ohne Unterkunft und Verpflegung sich selbst überlassen. In diesen Lagern kam es zum Kannibalismus: Die hungernden Kriegsgefangenen verzerrten ihre am Hunger und an Krankheiten gestorbenen Kameraden

diese Auslieferung für die Betroffenen ihren absolut sicheren Tod bedeutete. Die Hälfte von hundertfünfzigtausend im Mai 1945 im Dritten Reich aufenthältlichen Deutschen aus der UdSSR, meistens Männer im Militärdienst, wurde von westlichen Alliierten den Sowjets zur Repatriierung ausgeliefert.

Bevor man mit der Umschulung von „nazidegradierten“ und „pervers gewordenen“ Deutschen beginnen und ihnen dann Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit beibringen sollte, musste man eben etwas Dreck aufräumen, mit den Russen einen Deal machen und eigene Kriegsgefangene rausholen, die von der Roten Armee aus deutschen Kriegsgefangenenlagern im Osten „befreit“ und in die sowjetischen Lager gelangt worden waren, auch wenn ihre die Gerechtigkeit bringenden Hände dabei schmutzig werden mögen.

Die auszuliefernden deutschen wie auch russischen Sowjetbürger wollten es nicht verstehen und wollten sich damit nicht zufriedengeben. Auch die russischen Kosaken wollten es nicht, welche von Engländern durch die ihnen versprochene Sicherheit verräterisch entwaffnet und danach doch noch den Sowjets übergeben wurden. Dabei hatten sie sich samt ihrer Familien eigenhändig und massenhaft umgebracht, bevor der am Leben gebliebene Rest ihrer im Krieg auf der Seite der Deutschen kämpfenden Armee in Russland von der NKWD massenhaft umgebracht wurde.

Ob das gleiche seinen Kameraden passierte, erfuhr der Vater nie. Seine Schwester schrieb ihm später aus Westdeutschland, dass diese unterwegs nach den Westen doch einmal kurz bei ihr vorbei gekommen waren. Seitdem hörte sie nichts mehr von ihnen. Sie schrieb dem Vater nur so zwischendurch über die Herren namens so und so, als ob diese ihre alten Bekannten gewesen wären und nicht Vaters Kameraden. Der Vater verstand aber die Botschaft und das war das Letzte und das Einzige, was er nach Jahrzehnten von seiner Schwester über seine Kameraden und Kumpel erfuhr.

Was er dann später dazu von der „Deutschen Welle“ erfuhr, bestätigte nur

zusätzlich seine Entscheidung. All diejenigen, die politisch und historisch die Verantwortung für diesen Krieg getragen hatten und daran schuld gewesen waren, diesen Krieg provoziert, ihn nicht verhindert, ihn entfesselt und geführt zu haben, rechneten jetzt mit den Soldaten ab. Mit denen Soldaten, die von allen Politikern der Welt aus ihren politischen Überlegungen und zur Gloria der Weltpolitik ins gegenseitige, weltmäßige Abschlachten geworfen worden waren, um den Dreck und das Blut jeder misslungenen Politik wie immer in Kriegen auszulöffeln. Diese Abrechnung kam dabei von allen Seiten und nicht nur von den Alliierten.

Die vor kurzem noch allesamt „perversen“, nun aber reeducated-umgeschulten und in West-Deutschland demokratisierten Deutschen verrieten genauso, wie ihre Umschullehrer die Sowjetbürger verraten hatten, die armseligen noch am Leben gebliebenen Reste ihrer Elitesoldaten, indem sie diese von ihrem Staat und Vaterland ausgelesenen, nazierzogenen, ausgenutzten, ausgeroteten und schon einmal verratenen und ausgelieferten Männer im Unterschied zu den kleinwüchsigen und nicht weniger dreckigen Wehrmachtsangehörigen so gut wie ausbürgerten, für sie nicht sorgen und von ihnen als „*Persona non grata*“¹ nichts wissen wollten.

Angesichts dieser späteren Auslieferungen und „Ausbürgerungen“ erwies sich die damals fast verrückt erscheinende Entscheidung des Vaters doch als die einzig Richtige, die ihn rettete. Der Vater nutzte seine winzige Chance besser als seine Kameraden, weil er sich wieder mal von Massen und Herden getrennt hatte und sich nicht auf Deutsche, Amerikaner, Briten, Franzosen, Russen und nicht einmal auf den allmächtigen, aber zur Zeit abwesenden Gott, sondern nur auf sich selbst verlassen hatte!

Und so ging sein Plan auf.

¹ *Person unerwünscht (aus lat.) – juristischer Ausdruck für Personen wie z. B. ausländische Diplomaten, die aus dem Lande ausgewiesen werden.*

Jeden Tag ritt der Förster auf seinem Gaul zu der Straße hinaus, von der der Vater zu ihm abgebogen hatte, um zu gucken, ob die Russen anrücken. Als er mal nach zwei solchen Auskundschaftsausritten von der Straße zurückkehrte, meldete er dem Vater, dass die russischen Kampftruppen mit Panzern und Geschützen vorbeiziehen. Der Vater wartete noch zwei Tage im Walde und ging dann auf die Straße, der aufgehenden Sonne entgegen.

Das Allererste, was ihm begegnete, war ein Rotarmist auf seinem Gaul mit Wickelgamaschen aus Fußlappen statt Stiefeln und in einem dreckigen Soldatenmantel weit über seine Größe – ein großer Sieger aus dem Tross.

„Uhr jestj?“¹ – begrüßte er den Vater auf Halbdeutsch-Halbrussisch und zeigte noch sein nacktes Handgelenk dazu.

„Nee, nema Tschasow.“² – erleichterte der Vater mit seinem reinen Halbrussisch-Halbukrainisch die fremdsprachigen Bemühungen des Siegers, zeigte ihm ebenfalls sein nach der Vergrabung all seiner „Schätze“ nun ebenfalls nacktes Handgelenk dazu und dachte sich dabei:

„Na du scheinst ein guter Krieger zu sein, wenn du noch nicht einmal eine Uhr erbeutet hast, während deine Kameraden schon ganze Beutezüge vollbeladen mit sich schleppen und nach Hause schicken!“

Der vor allem durch die vom Vater benutzte eigene Heimatsprache enttäuschte Reiter verlor völlig das Interesse an Vaters Person. Gerade dies erhoffte der Vater, und er plante es für seinen Gang nach Osten ein, als er die russischen Kampftruppen im Wald vorbei ziehen ließ. Er selbst trug nur ein mageres Säckchen am Rücken. Darin lagen ein Stück Brot und drei schön bemalte und absolut wertlose Blechdosen, die hierzulande auf jedem Müll- oder Scherbenhaufen zu finden wären.

In einer der Dosen lag sein Rasierzeug, in den anderen beiden – ein paar

¹ „Hast du eine Uhr?“

² „Nein, ich habe keine Uhr“

wertlose Souvenirs, ein paar Pfennige und Reichsmark. Sonst rein gar nichts! – Ein gesichtsloser, langer Kerl in einem komischen viel zu kurzen, abgetragenen Anzug und klappernden Schuhen. – Einer von Millionen zu dieser Stunde Null durch Europa streunenden Menschen jeder Couleur und aller Nationalitäten.

*

*Der Militärdienst auf der anderen Seite oder darüber,
wie ein Niemand zu einem real existierenden Menschen wird*

Der Vater ging weiter, zeigte bei jeder Begegnung mit Rotarmisten gleich sein nacktes, nicht „beuhrtes“ Handgelenk und fragte nach dem Aufenthaltsort des nächsten russischen Kommandanten. Er fand den Kommandanten so gegen Abend in einem kleinen und komplett zerstörten Städtchen in Mecklenburg, meldete sich bei dem und erzählte ihm seine längst vorbereitete und unterwegs innerlich mehrmals wiederholte Legende.

Die Legende bestand aus wahrheitsgetreuen und leicht überprüfbaren Angaben sowie aus kleinen, diese Angaben verbindenden und manches überbrückenden Lügen zwischendurch, welche unter den herrschenden Umständen gar nicht zu überprüfen gewesen wären, und klang ungefähr so:

„Ich hatte mit meiner Familie in Stalino gelebt und als Maurer sogar am Bau einer Munitionsfabrik gearbeitet, als die faschistischen Okkupanten kamen. Unter ihnen hatte ich weiter als Maurer arbeiten müssen. Bei ihrem Rückzug im Jahre 1943 verschleppten sie mich nach Deutschland. Hier musste ich als Zwangsarbeiter weiter mauern, und zwar in einem Örtchen hier in der Nähe. Meine Frau mit zwei Kindern war dort in Stalino geblieben und ich möchte jetzt gerne zu meiner Familie zurück. Mit dieser Absicht bin ich in einer Nacht, als sich die Front näherte, in den Wald abgehauen. Ich habe mich dort versteckt und auf meine Befreiung durch unsere glorreichen russischen Truppen gewartet. Ich stehe nun hier vor dem Genossen Kommandanten und bitte ihn hochachtungsvoll, mir zurück zu meiner Familie nach Hause zu verhelfen!“

Der nicht so alte und mit der NKWD wenig zu tun habende Kampfoffizier,

der jetzt von seinen Befehlshabern plötzlich verpflichtet wurde, ein Zivilleben vor allem für seine Soldaten, aber auch für die deutsche Bevölkerung hier einzurichten, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben, wie es in diesen Ruinen gehen soll, verstand aus dem ganzen Gequatsche nur eins, nämlich das, was der Vater auch von ihm wollte: Herr Gott schickte ihm in die Hände einen dringend benötigten professionellen Maurer, um ihn sein böses Zivilschicksal zu erleichtern.

„Du willst es wohl besser als ich selber haben, was?“ – fing er streng an, seine Freude verbergend, – „Schlag dir diesen ‚nach Hause‘-Gedanken zunächst aus dem Kopf! Wir alle haben unsere Familien bereits seit Jahren nicht mehr gesehen und wollen nicht weniger als du zu ihnen nach Hause. Also, du bleibst hier unter meinem Kommando und mauerst tags und nachts alles, was ich dir zu mauern befehle! Klar? Finde dir hier in der Nähe von Kommandantur eine Ecke als Unterkunft. Verpflegung mit Soldaten. Gleich morgen früh beginnst du mit der Wiederherstellung von Backöfen in der hiesigen zerstörten Bäckerei, damit ich alle hier wenigstens mit etwas Brot versorgen kann. Kannst du das?“

„Schon mal gemacht“ – murmelte kurz der sichtlich traurig gewordene und im Inneren jubelnde Vater, den Genossen Kommandanten verlassend.

Es übertraf all seine ziemlich frommen Hoffnungen und Erwartungen. Sein individueller Plan namens „Drang nach Osten“ funktionierte! Seine Überlebenschance stieg überraschend schnell weit über die anfängliche Null hinauf. Gleichwohl verstand er, dass es noch nicht alles und noch lange nicht alles vorüber war.

Dies waren eben die Frontbedingungen mit ihrer Hektik und ihrem notdürftig-provisorisch eingerichteten Dasein, die er selbst gut kannte und auf die er in seinem Plan setzte. Sobald sich die Lage etwas stabilisiert und beruhigt, kommen professionelle Verhörer und Henker von NKWD nach. Dann wird es ernst! Aber zunächst war er durch diese offizielle Arbeitsstelle legalisiert, und er hatte

somit eine Verschnaufpause.

Seine Legende war so gut wie unanfechtbar. Der Vater ging sie trotzdem immer wieder gedanklich durch:

„Diese ‚anderen‘ werden alles, was sie können, überprüfen lassen. Und alles wird genau stimmen: mein Name, meine Adresse und mein Arbeitgeber vor dem Krieg in Stalino. Alles andere müssen sie mir glauben. Oder auch nicht.“

Er freute sich jetzt besonders über seine mehr instinktive Entscheidung vom Frühling 1942, nicht auf sein Landgut zurückzukehren, sondern ein Stück neutrales Land ziemlich weit weg von seinem Landgut zu nehmen. Manche hatten doch ihr eigenes Land zurückbeansprucht und sogar ihre Racheaktionen dort veranstaltet.

„Es wird vor allem dort nach Zeugen gesucht und gefragt, ob die alten Herren zurück gewesen waren. Sie hatten diese Befragungen womöglich bei der Befreiung der Ukraine bereits durchgeführt und haben die Namenslisten bei sich in ihren Akten. So wird jetzt diese Rache wieder zurückschlagen, wie sie es noch immer in ihren Teufelskreisen tat.“

„Bei mir hatten sie aber bestätigt gekriegt, dass ich nicht einmal in der Nähe unseres Landguts gewesen war. Und hier, in zerstörtem Deutschland, finden sie jetzt auch rein gar nichts. Die Tatsache, dass meine Familie hier war und von ihnen nach Sibirien verschleppt wurde, finden sie natürlich heraus. Aber ich konnte ja davon nichts wissen, auch von dem dritten Kind nicht, deswegen das Jahr 1943. Ich sei ja viel früher als Arbeitskraft nach Deutschland verschleppt worden und habe nur gewusst, dass meine Familie damals dort drüben geblieben sei.“

„Das Entscheidende wird aber sein, dass sie so viel Zeit für mich auch nicht haben werden. Ich, als Deutscher, war ja mit Stalins Erlass vom August 1941 bereits zur Deportation in die Verbannung verurteilt worden und, wenn sie zu meiner Nationalität keine zusätzlichen Belastungen und Extras aus der Kriegs-

zeit finden würden, werden sie schließlich auch nach diesem Erlass handeln. Es ist ja auch schon schlimm genug und schlimmer als diese Deportation – vorausgesetzt natürlich, dass sie mir doch nichts anderes nachweisen können, – darf es nicht kommen.“

Dieses Grübeln packte ihn jede freie Sekunde, vor allem aber abends. Und trotz aller logischen und vernünftigen Voraussagen und Schlussfolgerungen, zu denen er gelangte, blieb eine totale Ungewissheit, die ihm sehr zu schaffen machte und seinen Kopf fast platzen ließ: Die Brutalität und Unberechenbarkeit der NKWD-Henker waren mit keiner Logik und mit keiner Vernunft zu bemessen und vorherzusagen.

Zwei Monate lang arbeitete der Vater im Haushalt des russischen Kommandanten, der mit ihm sehr zufrieden war. Als die besagte Filtrierungszeit kam, bescheinigte der Kommandant, dass der Bürger sowieso von dann und dann bis dato bei ihm, im Haushalt seiner Militärabteilung, als Maurer beschäftigt gewesen sei und wegen der Repatriierungsmaßnahmen mit der besten Referenz entlassen werde. Unterschrieben Major sowieso und besiegelt, wie es sich gehört.

Dieses kleine Stückchen Papier mit seinem Namen, dem Unterschrift des Kommandanten und mit rotfarbigem Siegel in der rechten unteren Ecke sowie mit einem Stempel in der oberen Ecken war das erste Dokument in Vaters neuem Leben! Er war kein Niemand mehr, sondern hatte einen bescheinigten und besiegelten Namen, konnte sich hiermit ausweisen und sogar seine Verdienste bei der sowjetischen Armee nachweisen. Dies war schon gar nicht so wenig!

*

*Die Filtrierung und Repatriierung
oder darüber, was die Kriegszeit kostet*

Die von NKWD-Leuten im Rahmen der Repatriierung durchgeführte Filtrierung bedeutete nichts anderes, als die von sowjetischen Bürgern auf den vom Dritten Deutschen Reich besetzten Territorien begangenen Verbrechen aufzudecken und ein entsprechendes Bestrafungsmaß festzulegen. Dabei gab es *a priori*

keine Unschuldigen. Ein Verbrechen stand bei jedem im Voraus fest, wer bei Deutschen gewesen war, während sein „Vaterland“ gekämpft hatte und ausgeblutet war.

Diejenigen filtrierte Verbrecher, deren in kurzen Prozessen gefälltes Urteil kein gleich hier vor Ort vollstrecktes Todesurteil war, galten als filtrierte und repatrierte, was wiederum langjährige Zwangsarbeit in Lagern ihrer Heimat bedeutete. Am schlimmsten traf es eigene sowjetische Kriegsgefangene. Die Mindeststrafe dafür, dass sie sich bei ihrer Gefangennahme zu erschießen vergaßen, wie es ihnen Stalin befohlen hatte, war jahrelange Sklavenarbeit in Kohlegruben oder die Zwangsarbeit als Holzfäller in sibirischer Taiga.

Für den Vater ging es so aus, wie er das vorhergesehen hatte. Ohne ihm etwas Zusätzliches nachweisen zu können, verurteilten ihn die NKWD-Henker pauschal zur Lagerzwangsarbeit mit abschließender Zwangsansiedlung unter Kommandanturaufsicht in eine der seit 1941 bereits existierenden deutschen Sondersiedlungen hinter dem Ural. Dadurch bekam er weitere offiziell besiegelte Bescheinigungen mit den wichtigen Stempeln „filtrierte“ und „repatrierte“.

Seine „Filtrierer“ kamen nie darauf, ihm unter den linken Arm zu gucken. Das wäre sein Ende! Ihn rettete – wie schon gesagt – die Tatsache, dass er mal wieder wie im August 1941 und im Mai 1945 im Alleingang und nicht mit Massen unterwegs gewesen war, dass er nicht an der Front in seiner Uniform gefasst worden war, sondern sich ziemlich weit weg von der Frontlinie freiwillig gestellt und sich noch dazu in der sowjetischen Armee verdient gemacht hatte, ohne dieser Armee irgendwelche Diversionsschäden eingerichtet zu haben.

Es kamen noch dazu seine komischen Lumpen und sein so entrüstendes Russisch mit einem mehr ukrainischen als deutschen Akzent. Und als das Allerletzte spielte bestimmt eine Rolle Vaters schauspielerische und in seinem Leben immer nützlich gewesene Gabe, sich als Einfaltspinsel so gut darzustellen, dass es keinem überhaupt hätte einfallen können, bei so einem irgendwelche Hinterge-

danken oder Geheimnisse zu vermuten. Der Vater und die anderen Repatriierten wurden wie üblich in Viehwaggons gestopft. Die Schiebetore wurden verriegelt.

Der Zug fuhr knarrend und keuchend in Richtung Osten ab.

*

*Die Gefangenschaft oder über
die Relativität aller KZs und menschlicher Belastungsgrenzen*

Der Bestimmungsort war unbekannt. Die Reise mit mehreren langen Zwischenstopps, mit Hunger, Kälte, Krankheiten und mit ebenfalls vielen Toten dauerte bis in den Spätherbst. Es wurde auf einmal weiß draußen und immer kälter. Hungernde und frierende Menschen starben wie die Fliegen im Herbst. Ihre Leichen wurden beim nächsten Halt von den Kameraden-Gefangenen gleich hier an den Gleisen im Schnee auf die Schnelle begraben.

Ende Oktober kam der Zug in Molotow¹ am Ural an. Der eisige Wind und der Frost machten den erschöpften Aussteigenden sehr zu schaffen. Der Vater hatte immer noch seinen wirklich bis zu Lumpen abgetragenen kurzen Anzug vom Förster an, aber den Körper drunter und seine Füße wickelte er mit altem Papier um, das er noch vor der Abreise vorsorglich in seinen mageren Sack reingestopft hatte. – Seine auf den Kenntnissen über perfekte Wärmeisolationseigenschaften vom Papier basierende Erfindung, die ihm auch später immer nützlich war und sein Leben rettete.

Es ging für sie auf dem Fußmarsch weiter. Der Zug stand auf einem Abstellgleis fern vom Bahnhof. Die Häftlinge wurden hier in eine Kolonne zusammengetrieben und krochen fort, beiderseits von bewaffneten Rotarmisten umzingelt. Der Weg – eine vollverschneite Landstraße – führte außerhalb der Stadt in den Wald. Im Wald war es nicht so windig und es schien dadurch etwas wärmer zu werden.

Auch die Bewegung erwärmte die Sträflinge. Nur kostete die Bewegung

¹ heutige Stadt Perm am Ural in Russland

ihnen auch kaum noch gebliebene, kostbare Energie und die Energie kostete das Leben. Ab und zu hörte man am Ende der Kolonne kurze trockene Schüsse – noch ein Entkräfteter fiel in den Schnee und wurde von der Wache erlöst. Erst zum Abend hin, schon in der Dunkelheit, erreichte ihre Kolonne das mit Stacheldraht und Wachtürmen an jeder Ecke umzäunte KZ – ihr Endziel.

Der Vater schaffte es wieder, seine nächste Lebensstation erschöpft, aber immer noch lebend zu erreichen. Wieder ein Grund sich selbst mehr als jemand anderem oder sogar dem Schicksal zu danken! An Gott glaubte er schon lange nicht mehr, seit sein tief evangelischer Vater im evangelischen Prischib gestorben war und er – noch ein kleines und ebenfalls evangelisches Kind – aus dem Vaters Haus in die gottlose Welt hatte fortgehen müssen.

Er sehnte sich am Anfang noch nach Gott und versuchte die auf ihn auferlegte unergründliche Gottesstrafe zu verstehen. Aber für seine kleinen Kindersünden wurde diese Strafe immer größer, immer härter und immer unverständlicher, bis er es aufgab, Gottes Vorhaben mit ihm zu rechtfertigen und nach Gottes unergründlichen Wegen zu suchen.

Er allein war für sein Schicksal und sein Leben zuständig und verantwortlich! Er lächelte nur verbittert, als er den Wahlspruch „*Gott mit uns!*“ auf den Schnallen seiner Wehrmachtskameraden sah. Die meisten damit geschmückten Kameraden waren niedergemetzelt und gelangten mit ihrem Glauben an Gott und mit seiner Hilfe bestimmt ins Paradies unter die Gottes Wache. Der Vater bevorzugte *diese* dreckige irdische Hölle und *diese* dreckige menschliche Wache, sich selbst und seinem der Mutter gegebenen Wort treu bleibend. Der auf seiner Waffen-SS-Schnalle verkündete Wahlspruch „*Meine Ehre heißt Treue*“ lag ihm doch näher, auch wenn er die „Treue“ darin etwas eigennützig zu interpretieren vermochte.

Er freute sich darüber nicht. Er überlegte nur, ob er jetzt und hier, von kleinwüchsigen, zum Militärdienst aus welchen Gründen auch immer nicht geeigne-

ten oder nicht zugelassenen Rotarmisten bewacht, den Höhepunkt dieser Hölle erreichte. Unter seinen Bewachern waren die meisten – welche schwarze, in alle Geschehnisse tausendmal hineinschleichende Ironie des Lebens! – sowjetische Juden. Das Leben – mit oder ohne Gott – ist doch viel zu ironisch und immer für Überraschungen viel zu gut, um es gegen das Paradies mit Gott umzutauschen! Schließlich kann man das echte Paradies auch nicht zu schätzen wissen, ohne mal durch die echte Hölle gegangen zu sein.

Schon mehrmals in seinem Leben dachte der Vater:

„Na, wenn ich das überlebe, kann mir nichts mehr passieren!“

Er unterschätzte die Steigerungsfähigkeit der teuflischen Schicksalsrückschläge. Schlimmer ging's schon immer! Nun wusste er die richtig echte Hölle bisher noch nicht erlebt zu haben. Die Sträflinge fällten Bäume in der Taiga. Von Werkzeugen gab es nur Zweihandsägen und Äxte. Die gefallenen Baumstämme schleppten sie, an Leinen ziehend, ans Ufer des Flusses namens Kama. Dort stapelten sie diese hoch. Die Baumstämme wurden im Frühling, als das Eis brach und den Fluss befreite, ins Wasser heruntergelassen und zur Eisenbahn abgeflößt.

Die an Flussbögen ans Ufer angetriebenen oder im Fluss verstauten Stämme mussten im Herbst von den bis zur Hüfte im eiskalten Wasser stehenden Männern mit Hackstöcken weiterbefördert werden. Zu dieser aus den stärksten und noch einigermaßen gesunden Sträflingen ausgewählten „Elitetruppe“ gehörte auch der Vater. In ein paar Wochen waren sie erledigt. Vaters durch Hunger, Kälte und Nässe erschöpfter Körper fing an bläulich anzuschwellen. Sein sich noch vor zwei Tagen einem Skelett ähnelnder Körper wurde allmählich zu einer Wasserblase mit Elefantenbeinen.

„Das war es...“ – dachte der Vater mit einem kaum noch menschlichen Gefühl.

Sein Organismus war jedoch immer noch nicht bereit aufzugeben und klam-

merte am Leben mit einer über alle menschlichen Überlebensfähigkeiten gehenden Sturheit. Diese Resistenz überzeugte sogar die Lagerverwaltung und der Vater wurde ins Lazarett eingeliefert. Ein paar Tage Erholung und etwas besseres Essen machten ein Wunder möglich: Die Anschwellung verschwand und etwas Kraft kehrte zu ihm zurück. In zwei Wochen wurde der Vater aus dem Lazarett entlassen. Er wurde wieder für die Bullenarbeit eingesetzt.

Der wieder auf die Art „Wenn ich schon das überlebt habe...“ gestärkte Wille brachte es doch fertig, das Arbeitslager bis zum Ende durchzustehen. Der Vater verlor nur eine Menge Haare, fast alle Zähne und konnte bis zu seinem Lebensende nur noch mühsam und elend Wasser lassen.

Zum Schluss bestimmten sie dem Vater seinen Verbannungsort. Und sie waren dabei sogar großzügig: Sibirien ist ja sehr groß und fast gleichmäßig dem normalen Menschenleben fremd. Daher war es den Vollstreckern schließlich egal, wohin mit dem Vater. Sie fragten ihn, ob er irgendwelche Sonderwünsche hätte, beziehungsweise irgendwelche von ihm bevorzugten Orte in Sibirien wüsste.

Er wusste überraschenderweise einen, nämlich den dort in der Nähe von Nowosibirsk, wo seine Familie, bereits seit mehr als zwei Jahren auf ihn wartend, in so einer Sondersiedlung kreperte. Seine drei Jahre andauernde Kriegsodyssee ging endlich zu Ende und der Vater stand dank seines fast unerwartet geglückten Plans unmittelbar davor, seine Familie wieder zu sehen!

Es wurde seinem „Sonderwunsch“ entsprochen und im Herbst oder nach sibirischen Verhältnissen schon im Frühwinter 1947 kehrte er – wie versprochen! – zu seiner in diese sibirische Sondersiedlung gesteckten Familie – „nach Hause“ – zurück.

*

Die Rückkehr oder über den neuen Anfang und das Ende von allem

*Was man unter „Heimkehr“ versteht oder über
die Unergründlichkeit der menschlichen Existenz und Vermehrung*

Es passierte eines dunklen, frostigen Abends. Die Mutter mit allen Kindern hauste in der fast bis zur Hälfte in die um die Außenwände herum hoch geschüttete und verdichtete Erde eingewachsenen Holzhütte am Friedhof. Sie waren alle zu Hause. Die Mutter kochte irgendeine Brühe auf dem Feuer im Ofen, die Kinder warteten gierig und ausgehungert auf das Essen.

Bevor die Mutter mit den Kindern hierher verschleppt worden war, hatte sie ebenfalls alle die Familie vor den Sowjets kompromittierenden Urkunden des Dritten Deutschen Reiches vernichtet. Deswegen hatte sie bei den sowjetischen Registrierungsbehörden völlig freie Hand gehabt. So hatte sie die Söhne unter den neuen, ihrer Ansicht nach der Situation mehr passenden Vornamen angemeldet.

Der jüngere, dem letzten deutschen Kaiser gleichnamige Sohn bekam einen stinkrussischen Vornamen von dem Ehemann ihrer jüngeren Schwester – einem NKWD-Mann. Vor allem aber musste natürlich – angesichts der miserablen, vom gleichnamigen Führer verursachten Umständen und verspielten Hoffnungen – der Vorname des älteren Sohnes schleunigst geändert werden. Er erhielt aber keinen russischen Vornamen, sondern den stolzen Vornamen seines Vaters, weil die Mutter doch keine großen Hoffnungen mehr pflegte, den Vater irgendwann lebend wiederzusehen. Diese an sich vielleicht vernünftigen Schritte waren den Kindern allerdings schlecht zu vermitteln, deswegen galten und klangen die alten Vornamen von deutschen Reichskaisern und Reichsführern innerhalb der Familie immerfort.

Die Tür der Hütte ging voll auf und etwas Ungeheuerliches kroch in die Hütte hinein. Der im Lager für die Abreise in einen knöchellangen Soldatenmantel und einen Spitzhelm vom Typ „Budjonowka“ mit dem fünfzackigen, aber schwarzen Stern auf der Stirnseite bekleidete Vater musste sich fast zusammen-

klappen, um seinen Körper durch die kleine Hüttentür durchzuschleusen. Diese Uniform hatte noch seit dem Bürgerkrieg umsonst gelegen, wurde später dann für die deutschen Trudarmisten gerade gutgefunden und durch den Wechsel vom roten zum schwarzen Stern für sie angepasst. Um sich dann, nach seinem Hineinschleusen, wieder aufrecht zu stellen, musste der Vater den Helm abnehmen und trotzdem mit dem unter der Decke gebeugten Kopf stehen bleiben.

„Na, Guten Abend euch allen zusammen! Da bin ich wieder.“ – begrüßte er seine Familie so routiniert und dadurch so beruhigend, als ob er erst früh morgens zur Arbeit wegging und jetzt spät abends von dieser zurückkehrte.

Er hatte gerade einen achtzehn Kilometer langen Fußmarsch von der Eisenbahnstation, wo sich die Kommandantur befand und wo er sich anzumelden hatte, hinter sich gelegt. Aber auch eine Gulag-Hölle, einen Weltkrieg, eine reichliche Weltreise und knappe vierzig Jahre seines ihn vernichtenden Lebens hinter sich sowie noch knappe vierzig Jahre seiner Verbannung als Jahre seines ganzen restlichen Lebens und seinen Tod in diesem Ort vor sich.

Die Mutter stand da wie durch einen Donnerschlag gelähmt. Die Tochter und der ältere Sohn, die sich noch mehr oder weniger an den Vater erinnern sollten, drückten sich mit breit aufgeschlagenen und neugierigen Augen dicht an die Mutter, sich mühsam an den Vater erinnernd.

Nur der jüngere, mittlerweile dreieinhalb Jahre alt gewordene und vom fremden Ungeheuer keinen blassen Schimmer verspürende Sohn versteckte sich hinter dem Kamin des russischen Ofens, auf dem er saß, und weigerte sich den ganzen restlichen Abend hartnäckig sein Versteck zu verlassen. Er guckte nur neugierig auf die wunderbar bemalten Blechdosen hinaus: Der Vater schaffte es doch diese Dosen mit dem kleinen Kram drinnen aus dem Krieg durch all seine Abenteuer und durchs Lager bis zu ihm hierher durchzuschleppen. Er holte diese jetzt aus seinem Sack heraus und stellte sie auf den Tisch.

Am Ende des Abends und ab nun für immer musste dieser Sohn noch oben

drein diesem Fremden seinen Platz in Mutters Bett überlassen, wo er sich die ganze Zeit so heimisch, gemütlich und geborgen fühlte. Er schien auch später nie dem Fremden diese Vertreibung aus seinem Paradies verzeihen zu können. Und nur sie beiden, der zweite Sohn und der Vater, konnten bis Vaters Tod in dieser im Endeffekt aus fünf Kindern bestehenden Familie nicht mehr so richtig zueinander finden. – Das Schicksal und das Trauma von vielen Kriegsfamilien, deren Väter nach ihrer jahrelangen Kriegsarbeit und ihren Kriegsgefangenschaftsodysseen zu ihren zwischendurch im Krieg geborenen und manchmal nie gesehenen Kindern zurückkehrten.

Die Freude dieses Abends wurde neun Monate später mit dem dritten Sohn gekrönt. Nach drei weiteren Jahren erblickte – diesmal wahrscheinlich aus Versehen – der vierte Sohn seine Welt, ohne von dem vor sechs Jahren verlorenen Krieg auch nur ein kleines bisschen zu wissen sowie davon, dass er dafür büßen musste und deswegen nicht auf dem ukrainischen Landgut oder irgendwo in Deutschland, sondern in diesem sibirischen Gefängnis geboren wurde. Er nahm dafür aber nun endgültig den Platz des kleinsten Mitglieds in der Familie ein und wurde zu dem Kleinen.

Das Leben fing wieder an oder ging einfach weiter. Sie hatten Glück zu Überlebenden des Krieges und des mit diesem zusammenhängenden Genozids zu gehören. – Des Genozids, das eine Hälfte von ihnen wegfegte. – Nicht sechs Millionen und nicht zwanzig Millionen, nicht einmal eine ganze Million! Nur noch die Hälfte dieses spezifischen deutschen Volkes...

Vielleicht gerade deswegen merkte dieses Genozid niemand in der Welt, in der noch nie ein Volk bis zur Hälfte ausgerottet wurde. Vielleicht bleibt es aber auch wegen der sich in andauerndem, unermesslichem Leiden entwickelten Zurückhaltung dieses deutschen Volkes bis heute noch unbemerkt.

Die tausendjährigen Reiche verschwinden blitzschnell und spurlos von der Erdoberfläche... Die großen wie auch die kleinen Führer kommen und gehen, einander samt unzähliger Millionen Menschen als Beilage auffressend... Die verheerenden Kriege enden und beginnen sofort wieder, heiß oder kalt serviert... Und alles vergeht!

Nur die Menschheit – dieser aus unzähligen Zellen bestehende, als eine in ganzem Universum einzelne und bestimmt vorübergehende kleine Fluktuation trotz aller Naturgesetze entstandene Schimmel auf der Erde – bleibt merkwürdigerweise, trotz all dieser kannibalischen Bacchanalien, weiterbestehen und pflanzt sich dessen unbeachtet und unaufhaltsam zur Verzweiflung des Teufels fort...

Vielleicht nimmt die Weltpolitik – was diese auch immer bedeuten mag und wer sie auch immer betreibt – gerade deswegen keine Rücksicht auf ein einzelnes Menschenleben ebenso wie auf mehrere Millionen davon...

Wie dem auch sei, die Familie überlebte *Es*. Sie waren die Überlebenden! Und dies brauchte keine Anerkennung. Und so – durch alle seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts geschehenen und zu mehreren Weltkataklysmen führenden Ungereimtheiten – wurde ein Verbannungseckchen der Erde am Arsch der Welt, in Sibirien, wo nicht einmal Pfeffer wächst, bis zum Lebensende des Vaters und dann der Mutter zu ihrem „Zuhause“, wo sie noch mehrere Jahre unter der Kommandanturaufsicht als die allerletzten Drecksverbrecher behandelt werden sollten.

Trotz alledem bekam der Vater in späteren Jahren immer mehr das Gefühl, seinen stillen Lebenshafen endlich gefunden zu haben, während die Mutter ihre Sehnsucht nach der Ukraine pflegte und die sowjetischen wie auch die deutschen Führer allesamt für ewige Zeiten verdammt, welche der Familie das angetan und ihr so ein Schicksal beschert hatten.

*

*Die Pflege des Deutschtums oder darüber,
woher ein Mensch seine Kenntnisse und seine Weisheiten nimmt*

Der vierte Sohn war der Kleine, der dann selber zum Vater wurde und nun das wieder gutzumachen versuchte, was sein Vater und der Vater seines Vaters – jeder auf seine Weise – vermässelt hatten. Nun fuhr er mit seiner Familie im Zuge *zurück* nach Deutschland, ohne dieses je gesehen zu haben.

Er fragte sich immer wieder: „Warum versuchte es der Vater nie wieder später?“ – und wusste zunächst keine Antwort darauf.

Der Vater versuchte es selbst nicht, nach Deutschland zurückzukehren, und es gelang ihm irgendwie auch seine Kinder davon abzubringen. Durch seinen Einfluss wanderten sie auch mit Lebensjahren in Sibirien vom Deutschtum ab. Allein schon dadurch, dass der Vater das volkstümliche Anstreben der anderen Deutschen in dieser bunt-multinational gemischten und sittenfreien Sondersiedlung immer als blöd bloßstellte und auslachte. – Ihre heimlichen baptistischen Versammlungen als ein Ersatz für die früheren evangelischen Kirchengottesdienste, ihre Strenge in den Fragen von gemischten Ehen, die immer aussichtsloser waren und immer mehr vom Tragikomischen zuzufolge hatte.

Dabei hatte der Vater doch selbst einige dicke Freunde unter ihnen, die ihn oft besuchten und stundenlang mit ihm auf Deutsch redeten, sodass der Kleine ihre merkwürdige und ihn faszinierende Sprache während dieser langen Besucherabende genießen konnte, ohne sie zu beherrschen, denn in der Familie wurde nur Russisch gesprochen.

Einst, als er Jahre später bereits studierte, Englisch lernen musste und ihm die Bedeutung jeder fremden Sprache bewusst wurde, fragte der Kleine seinen Vater:

„Warum hast du mir nie richtig Deutsch beigebracht?“

„Du hast mich nie danach gefragt.“ – antwortete der Vater lächelnd mit sei-

nem nur ihm eigenen Humor.

Seine unglaubliche Überlebenskunst, das auch im Lesen und Schreiben im Unterschied zu vielen anderen Landsleuten wirklich perfekte Deutsch, das durch einen leichten Akzent verzerrte Russisch, das dem Deutsch verwandte jüdische Sprache, das dem Russisch verwandte Ukrainisch, das dem Ukrainischen verwandte Polnisch, drei schön bemalte und auf Deutsch beschriftete Blechdosen sowie eine Menge schwarzen Humor – dies war alles, was er aus seinem vorherigen schweren und geheimnisvollen Leben mitgenommen und nach Sibirien mitgebracht hatte.

Er erzählte seinen Kindern nicht viel aus seinem Leben und schon gar nichts über seine Kriegszeit. Er wollte sie nicht mit seinen Lügen abspeisen und es wäre ja dem eigenen Todesurteil gleich, den kleinen und wenig umsichtigen Kindern die Wahrheit zu erzählen.

Nur aus einzelnen bezuglosen und an sich merkwürdigen Aussagen, welche der Vater hier und da zu manchen Gesprächsthemen machte, konnten seine Kinder etwas ahnen und ihre Phantasie spielen lassen. Aber auch das erst viel später, als sie solche Aussagen selbst analysieren und manche Schlussfolgerungen daraus ziehen konnten.

„Nee, die Amerikaner waren als Soldaten an sich nicht so gute Kämpfer.“ – konnte er mal behaupten – „Sie führten den Krieg mit ihrem Geld. Sie beschossen feindliche Stellungen so lange vor ihrem Angriff, bis sie alles flach und platt gebombt und geschossen hatten. Wenn dann, während der nachfolgenden Attacke, feindliche Schüsse dennoch ihnen entgegen fielen, zogen sie sich wieder zurück, und der Beschuss mit schweren Kanonen und Luftangriffen ging ohne jegliche Zeitbegrenzung weiter.“

Zu seinen Fremdsprachkenntnissen gehörte allerdings noch ein seiner Überzeugung nach einziges Wort „Eidontandestendju“¹ aus der keiner seiner Spra-

¹ „, I don't understand you “ (engl.) – „Ich verstehe dich nicht“

chen verwandten amerikanischen Sprache, das er von irgendwo aussprechen konnte und mit dem er später vor dem englischstudierenden Kleinen immer bravourös prahlte, wenn ihm der Kleine etwas mit seinem Englisch anzugeben versuchte..

„Die Russen waren anders und als Soldaten bessere Kämpfer. Sie gewannen manchmal ihre Schlachten nur durch ihre Anspruchslosigkeit und Gleichgültigkeit zu ihren Verlusten. Ein russischer Soldat konnte sich wochenlang nicht waschen, dabei schlecht gepflegt und bekleidet sein, aber wenn er vor dem Einsatz sein Glas puren Spiritus bekam, kämpfte er verbissen und unaufhaltsam wie ein Tier. Ihre Luft- und Artillerieangriffe vor einer Attacke richteten sich streng nach der Zeit und nicht nach ihrem Erfolg. Nach dieser meistens viel zu kurzen Zeit gingen die Soldaten los, egal wie dicht und stark das Gegenfeuer war, und machten, wenn sie Glück hatten, mit ihren unzähligen Leichen den Sieg aus.“

„Die Deutschen waren stark durch ihren Kampfgeist und ihre Ordnung, Disziplin, gute Verpflegung sowie durch ihre Gründlichkeit und geradezu professionelle Vorgehensweise, wie sie es bei jeder Arbeit machen. Im Ranzen eines deutschen Soldaten waren allein schon fünf Bürsten immer dabei: für die Haare, für die Zähne, für die Kleider, für die Stiefel und fürs Händewaschen. Wenn der Rückzug aus einer Stadt bereits befohlen wurde, änderte es nichts an der Tagesordnung: Alle Betten in der Kaserne mussten wie immer bedeckt und mit Ladestock faltenfrei geglättet werden. Erst dann folgte der Abmarsch ohne Hektik oder gar Panik. Insbesondere betraf es Soldaten der Waffen-SS. Vor der Schlacht mussten sie alles bis zum Glänzen bürsten und dann in einem Parade-marsch in die Attacke gehen. Es reichte manchmal schon, den Gegner zur Flucht zu bringen, wenn sie vor ihm in dieser Darstellung erschienen. Aber eben nur manchmal, sonst gingen auch die SS-Männer in diesen Attacken unter dem dichten gegnerischen Feuer massenhaft drauf. Die blöden hielten es für ihres unwürdig, sich zu eigenem Schutz einzugraben. Andererseits hatten sie auch selten Zeit dafür. Es war ja ihre Aufgabe besonders am Kriegsende, die Frontlinien zu

stabilisieren oder zu begradien und die immer mehr durchbrochenen Frontlücken durch ihre mobilen Einsätze und ihre Leichen – dem richtigen Kanonenfleisch! – zu stopfen.“

Was hätten seine Söhne dabei denken sollen? Man hätte darüber schließlich auch von Russen hören oder irgendwo in Büchern lesen können. Manchmal gab ihnen der Vater auch rätselhafte Lebensratschläge, zum Beispiel zum Militärdienst in der Art:

„Zeigt nie, was ihr könnt. Zielt bei Schießübungen extra daneben, am besten in den Himmel, um sicher zu sein. Dann könnt ihr wenigstens hoffen, dass ihr irgendwo in der Küchennähe eingesetzt werdet, während die braven Schützen die anderen werden abschießen müssen und sich selbst abschießen lassen.“

So ein für die pubertierenden und mit heroischen sowjetischen Geschichten geschulten Jungs unwürdiges wirres Zeug verstieß gegen all ihre Ehrenvorstellungen und stieß zunächst auf ihren heftigen Widerstand. Der Vater blieb dabei aber ruhig und sachlich:

„Glaubt mir, es hat ja nun wirklich nichts mit dem Ehrgeiz oder mit der Ehre zu tun und es ist auch keine große Kunst, andere Menschen umzulegen. In dem Sinne galten schon immer diejenigen als die besten Soldaten, die sich bereits in ihrer Kindheit als brutale und draufgängerische Straßenschläger erwiesen und dem Verbrechen in ihrem Zivilleben gehuldigt hatten sowie selbst mit ihrer kriminellen Neigung am Verbrechen gut waren.“

Vor dem Hintergrund des in der Familie gepflegten Abscheus jeder Art der Kriminalität blieb es dann doch bei ihnen sitzen, wenn auch nur irgendwo im Hinterkopf und wenn auch jeder daraus seine eigenen auf konkrete Lebenssituationen bezogenen und manchmal gegensätzlichen Konsequenzen zog. Dies war ja auch Vaters Lehre, über alles auch noch selbst zu denken, und dies hatte in seiner allgemeinen Gültigkeit höhere Priorität.

Auch zum Zusammenleben mit Kameraden in Kasernen oder Studentenhei-

men hatte der Vater immer einen Ratschlag parat:

„Erzählt und zeigt euren Kameraden und Kumpeln auf keinen Fall, dass ihr beispielsweise Haare schneiden oder etwa Uhren reparieren könnt. Sonst seid ihr dann immer nur damit beschäftigt, eure Kameraden freundlicherweise mit eurem Können zu bedienen.“

So wurde nur einer der Söhne zum Militärdienst einberufen. Er konnte zwar nicht Haare schneiden oder Uhren reparieren, dafür wurde er aber während seiner Ausbildung bei der sowjetischen Panzerwaffe trotz Vaters Ratschlag zum besten Panzerfahrer in seiner Division. Darüber stand sogar in einer lokalen Militärzeitung etwas geschrieben, die er auch nach Hause schickte. Der Vater war doch wiederum darauf stolz, denn es entsprach einer seiner anderen Grundeinstellungen, die er ebenfalls seinen Kindern beibrachte, nämlich der bereits angesprochenen Grundeinstellung, welche den preußischen adligen Verschwörern gegen Hitler gefehlt hatte: *„Was immer du tust, tue es richtig oder gar nicht!“*

Gar nichts zu tun, wäre es schwer beim Militär. Nun machte er das richtig, und trotzdem verschaffte es ihm am Endeffekt einen Platz „in der Nähe der Küche“. Er wurde nach seiner Ausbildung und für die restlichen anderthalb Jahre in einer Militärhochschule der Panzerwaffe als Panzerfahrlehrer für studierende Offiziersanwärter eingesetzt und entkam somit dem Einsatz in Prag, wo seine mit ihm ausgebildeten und in der Division gebliebenen Kameraden hin mussten. Denn es war gerade der Frühling 1968.

Bei allem Verständnis, dass es kriminell und abscheulich sei, Menschen abzuschießen, mit Panzern zu überrollen oder anderswie zu töten, hatte dieser Sohn bestimmt gedacht, dass Vaters Ratschläge aus seinen Kriegserfahrungen ihm, einem „friedlichen“ sowjetischen Panzerfahrer, in unserer „ewigen Friedenszeit“, nicht von großem Nutzen sein werden.

Er vergaß dabei aber, wie alle Menschen dies auch immer und gerne tun, dass es keinen „ewigen Frieden“ gibt, dass sich unsere Friedenszeit an nichts von den Friedenszeiten vor Jahrzehnten, -hunderten und -tausenden unterscheidet, dass die Atomwaffen schon längst ihre abschreckende und friedensstiftende Wirkung genauso verloren haben, wie die „modernen“ die alten Steinwerfer abgeschafften Kanonen diese Wirkung nie hatten, und dass es nie beim Üben bleibt, solange man das Schießen übt.

In die Studentenheime ging nach seinem anderen älteren Bruder auch der Kleine. Er folgte Vaters Ratschlägen auch nicht so direkt. Er war seinen Kameraden treu ergeben und stand ihnen immer zu Verfügung, obwohl auch er Haare schneiden nicht konnte. Allerdings tat er das nur dann, nachdem er diejenigen „Kameraden“ einschließlich solcher aus seiner Kindheit, von denen die meisten bereits in verschiedenen Gefängnissen ohne den Kleinen saßen, abgeschafft hatte, welche ihn zu irgendwelchen Kriminaltaten verführen, seine Dienste für solche Zwecke ausnutzen wollten und somit ihm nichts Gutes wünschten. Das Letztere geschah wiederum aufgrund Vaters Lehre: Nicht jeder, mit dem du aufwächst oder auf eine sonstige Weise im Leben unterwegs bist und nur aus diesen Gründen irgendwie befreundet bist, sei dein echter Freund. Der echte Freund denkt nämlich eher an dich als an die Befriedigung seiner eigenen momentanen Wünsche und wünscht nicht nur sich selbst, sondern auch dir alles Gute.

Woher der Vater diese Erfahrungen hatte und seine Weisheiten schöpfte, erzählte er dabei nie. Die Söhne konnten es ihm glauben oder auch nicht und nach seinen Ratschlägen handeln oder auch nicht, aber der Vater blieb bis zu seinem Lebensende eine unbestrittene Autoritätsperson für sie und ein von ihnen in verschiedensten Lebenssituationen immer gesuchter Gesprächspartner und Ratgeber.

Egal wo und was sie danach fern von Zuhause waren, bereits ausgebildet, positioniert und betitelt, kamen sie immer wieder zu ihm. Und der Vater mit seinen vier vor einer Ewigkeit in seinem Landguthaus absolvierten Grundschulklassen, dazu aber mit seiner ungeheueren Lebenserfahrung und seiner Intelligenz hatte ihnen immer etwas zu sagen.

*

*Gespräche „unter drei Augen“ oder noch einmal über
die Liebe, Kindererziehung und Bekämpfung von Psychokomplexen*

Speziell für den Kleinen hatte der Vater noch einen sehr weisen Tipp. Einst, nachdem der Kleine sein rechtes Auge verloren hatte und später, schon in seinem Pubertätsalter, mit dem Vater zusammenarbeitete, offenbarte der Vater ihm in einem ihrer vertrauten Gespräche „unter drei Augen“ eine Wahrheit, die sich später wiederum als eine echte Weisheit erwies. Es ging um Verhältnisse zwischen Geschlechtern und diesbezüglich um die Liebe. – Ein Thema, das den Kleinen in seinem Alter gerade zu interessieren begann und zu dem er den Vater in einer Arbeitspause ausfragen wollte.

Nachdem die allgemeinen Fragen ausdiskutiert wurden, ging es etwas konkreter zur Sache und der Vater sah sich wahrscheinlich verpflichtet den Kleinen aufzuklären:

„Du musst es wissen mein Kleiner, dass du mit deinem Auge keinen Erfolg bei Mädels haben wirst, so sind sie nun! Sie geben eben viel Acht dem Aussehen von Jungs. Du sollst dich darauf einstellen und sich in deinem Leben womöglich mit etwas bescheideneren Mädchen zufriedengeben.“

Es hat den Kleinen etwas umgehauen, aber kaum gekränkt und durch die Geradlinigkeit dieser Feststellung sogar erleichtert. Denn er hatte diese Erfahrung unter seinen Mitschülerinnen bereits gemacht und er war schon mal dadurch gekränkt worden. Deswegen verstand er auch gleich, wovor der Vater ihn warnen wollte. Hiermit gab es nichts mehr weiterzudiskutieren und die Arbeitspause war auch schon zu Ende.

Es blieb auch im Unterbewusstsein des Kleinen sitzen, führte aber schließlich zu einem totalen Gegenteil. Seitdem sah er mit seinem einen Auge nur die besten Mädels und Frauen! Er verliebte sich nur in diese und wollte sich nicht mit weniger als „einer Königin unter Frauen“ zufriedengeben. – Die einzig richtige Methode gegen alle Psychokomplexe vorzugehen und solche zu bekämpfen. Und so lernte es der Kleine, und er fühlte sich nie dabei und auch bei keiner sonstigen Angelegenheit minderwertig.

Er erlebte natürlich immer wieder und bei jeder Disko, wo es mit der Partnerauswahl kaum anders als auf einem Pferdemarkt vor sich geht, seine Niederlagen und Absagen von Mädchen, wenn er sie zum Tanz auffordern wollte. Dann musste er eben in allen anderen Sachen besser und attraktiver sein! Und er entwickelte sich permanent, und er wurde es. Dann brauchte er einfach etwas mehr Zeit, um den Wettkampf um die von ihm ausgewählte „Königin“ zu gewinnen. Beziehungsweise er musste dem Mädchen etwas mehr Zeit und damit eine Chance geben, ihn und seine Qualitäten zu erkennen und ihn für sich zu gewinnen.

Und es funktionierte umso besser, je reifer er wurde. Beziehungsweise, je reifer die Mädchen um ihn herum wurden. Und was er auch verstand und was das Beste dabei war: Er – im Gegensatz zu den anderen volläugigen Jungs, wie zum Beispiel sein Kollege mit dem „Zweifrauenproblem“, war ganz gut vor den „Fliegen an einem Misthaufen“ abgesichert. – Alle Frauen, die er je hatte, waren in jeder Beziehung wirklich die Besten und, wenn er sie auch manchmal verließ, lag es nicht an ihnen, sondern mehr an ihm.

So ist nun mal die Kinderpsychologie und so sind nun die Erziehungsgeheimnisse! Nie wird ein Kind irgendwelchen gut gemeinten lehrhaften und direkten, wenn auch noch so vernünftigen und weisen Anweisungen seiner Eltern folgen. Diese bringen das Kind viel mehr zu einer naturgemäßen Gegenreaktion,

was seine Eltern natürlich auch geschickt zu nutzen versuchen können. Kinder wissen oder spüren es besser sogar als Erwachsene, dass Menschen viel schöner reden können, als sich nach den Sinn ihrer Reden zu verhalten oder als sie selbst wirklich sind.

Kinder haben das meiste übrige, ihnen gegenüber nicht direkt gezeigte Verhalten ihrer Eltern und ihren Umgang mit den anderen Menschen andauernd vor ihren Augen. Und sie haben die meisten übrigen, nicht gerade an sie gerichteten Aussagen ihrer Eltern sowie ihre Beurteilungen über die anderen Menschen und darüber, was sie unter gut und schlecht verstehen, andauernd in ihren Ohren.

Diese Atmosphäre und diese Luft atmen die Kinder in ihren Familien seit ihrer Geburt ein. So wachsen sie auch auf und so stimmt es meistens nach wie vor, dass „der Apfel nicht weit vom Stamm fällt“. Und kaum welche Eltern haben es je fertiggebracht, ihre Kinder grundsätzlich anders zu erziehen, als sie es selbst sind. Und die Eltern, welche ihre Kinder zu guten Menschen erziehen wollen, sollen demzufolge bei sich selbst anfangen.

*

*Die Pflege des Familientums
oder über die Familienforen und über andere Dinge*

Die Vollversammlungen der Familie im Elternhaus, bei denen dieser Erfahrungsaustausch und diese Gespräche stattfanden, hießen im Familienmunde „die Foren“. Alle Söhne mit Weib und Kind sowie die Tochter mit ihrem Mann kamen zu den Foren mindestens zwei Mal im Jahr. Die Termine waren dabei pragmatisch und flexibel festgelegt: Ein Mal im Frühling, wenn der Gemüsegarten umgegraben und besät werden musste, und einmal im Herbst, wenn die Ernte in diesem Garten und auf dem Kartoffelfeld reif und das Schwein im Stall zum Abschlachten fett genug war. Wenn der eine oder der andere die nötige Zeit fand, konnte er auch mal zwischendurch kommen, aber diese zwei Termine waren ein stillschweigend festgelegtes Muss.

Die Söhne, jeder aus seinem Leben und aus seinem nun eigenen Umfeld durch die Heimreise ausgerissen, mochten es nicht besonders, einander über ihr Leben erzählen. Jeder hatte genug von eigenen spezifischen Problemen und keiner konnte dabei dem anderen grundsätzlich helfen. Sie waren auch so erzogen worden, sich im Leben nur auf sich selbst zu verlassen und die anderen um nichts zu bitten. Das wussten sie, und sie wollten ihre Treffen nicht zu einem gegenseitigen Jammer degradieren lassen. Sie wollten sich nur etwas entspannen und sich in ihrem gemütlichen Beisammensein vielleicht ein bisschen in ihre Kindheit wieder zurückversetzen.

Es wurde bei diesen Familienforen geschuftet, getrunken und zusammen mit dem Vater viel gelacht, wenn sie sich an die lustigen Geschichten aus der für immer vergangenen Kindheit erinnerten. – Eine kurze und erfrischende Flucht aus dem auf sie zu Hause wartenden Alltag.

Manchmal, schon im Zug auf dem Weg nach Hause, konnte der Gedanke kommen:

„Oh verdammt, ich habe ja wieder vergessen den Bruder zu fragen, wie es ihm eigentlich geht und was er gerade macht! Der Vater hat mal über ihn erzählt, dass er wieder Probleme mit seiner Frau habe und wieder seine Arbeitsstelle wechseln wolle.“

Solche Details über einander konnten sie immer vom Vater erfahren. Dem Vater gelang es immer während eines Forums mit jedem einzelnen über sein Leben zwischendurch zu reden, sich für seine Erfolge zu freuen und ein paar Ratschläge zu geben. Und das half auch. Jeder wusste, dass der Vater von ihm etwas erwartet.

Der Vater erwartete, dass sie es besser haben und machen werden als er. Er wollte, dass sein durch den historischen Unsinn des zwanzigsten Jahrhunderts zum Boden getrampeltes Leben doch nicht ganz umsonst gewesen wäre, wenn seine Kinder es schaffen, aus dem Dreck, in welchen das Schicksal sie alle hin-

einbrachte, weit weg hinauszukommen. Seine Kinder, denen er sonst nichts, außer ihrer Fähigkeiten zu schuften, zu denken, die Verantwortung zu übernehmen und ehrgeizig zu sein, vererben konnte.

Keiner von ihnen wollte auch deswegen vor dem Vater jammern oder ihm über unangenehme Kleinigkeiten ihres Lebens erzählen. Sie versuchten es, ihm immer nur über Erfolge zu berichten. Dies half auch ihnen selbst, ihr Leben hin und wieder von dieser Seite zu betrachten und dadurch einzusehen, dass die Erfolge – wenigstens so wie der Vater und sie selbst diese verstanden – doch da waren. Dadurch gewannen sie erneut etwas am Gleichgewicht und an der Motivation, weiter dran zu bleiben.

Man merkt ja eigene Erfolge nicht, wenn sie außerhalb der gesellschaftlichen Definitionen liegen, oder man vergisst sie schnell, wenn Tausende von kleinen alltäglichen Problemchen ein kurzes Erfolgsgefühl ganz schnell zuschütten und somit die Lebenslust und die Motivation ganz schnell kaputtmachen.

Dabei waren manche oder sogar die meisten dieser alltäglichen Probleme nicht unbedingt persönlicher Natur, sondern unmittelbar zum Leben in diesem Dreck, zum Leben mit einem gesunden Verstand in einem Irrenhaus gehörten. Denn der Dreck war ja nach dem Tod ihres Bauern-Großvaters überall in diesem Lande.

Darüber wusste auch ihr Vater am besten Bescheid und es musste nicht darüber noch zusätzlich berichtet werden. Die anderen Problemchen zogen seine Kinder selbst an sich heran, indem sie sich – nicht zuletzt dank Vaters Erziehung – nicht zurückhalten und jemandem eins auswischen konnten, statt in dessen Arsch zu kriechen, wie es sich in der Gesellschaft gehörte und zu den gesellschaftlich anerkannten Erfolgen führte.

Dies bereitete ihnen immer Probleme mit dem Chef, mit der Miliz, mit der Macht und schließlich mit dem ganzen System. Es gab dabei nichts zu bejammern, nicht doch Vaters Erziehung, bei welcher ihre Ehrlichkeit, ihr selbständiges Denken, ihre auf eigener Stärke und auf eigenen Fähigkeiten basierende Unabhängigkeit von den anderen auf die Spitze gesetzt worden waren. – Die menschliche Würde eben, mit einem Wort ausgedrückt.

Nach diesen Gesprächen mit dem Vater konnten die Söhne ihr Leben viel klarer beurteilen und der Vater hatte davon seine Freude und Zufriedenheit. Und er konnte sich freuen wie ein Kind.

Es durfte keinem entgehen, wie stolz er war, wenn sie alle durch das Dorf gingen, in dem sie aufgewachsen waren: Alle dem Vater nicht besonders in der Stärke und Gestalt unterlegen, von Frauen und Kindern umgeben, darunter noch seine vier halbstarken Enkelsöhne. Vaters Stolz ging unwillkürlich und schnell auf die Söhne über: Ihre Gestalt wurde aufrechter, der gemeinsame Stolz schwellte ihre Brüste und es konnte schon mal vorkommen, dass sie fast im Gleichschritt gingen.

Das war keine Pathetik, viel mehr ein wieder mal tierischer zusammenhaltender Trieb. – Der Vater wurde sein ganzes Leben lang gejagt, die Kinder wuchsen wie rechtlose Sklaven auf und wurden ebenfalls gejagt, ohne zu wissen wofür eigentlich und warum. Die Familie war immer eine in sich geschlossene Einheit, die den Kindern nicht nur die Geborgenheit, sondern auch jegliche Unterstützung und Sicherheit gab und ihnen damit half, den Riesenrest der Welt etwas intelligibler wahrzunehmen.

Hier draußen war diese immer – auch jetzt noch – gegen sie gerichtete, feindliche Welt. Aber jetzt, wo sie so Schulter an Schulter durch die Straßen gingen, konnten sie endlich auch draußen ein ganz reales Sicherheitsgefühl verspüren, allen Schlägen dieser Welt standhalten zu können, nicht mehr auszuweichen, nicht mehr zu verlieren, nicht mehr entzweizugehen und nicht mehr zu ver-

schwinden, wie es der alten Familie des Vaters geschah.

Die aus Hunderten ihrer Mitglieder bestehende Familie war zum größten Teil regelrecht vernichtet, zum Teil in alle Winde zerstreut worden. Der Vater blieb als der einzige Namensträger von seiner ganzen Riesenfamilie übrig, wenn auch hier beim Teufel in Sibirien. Und er schaffte es, seine Schuldigkeit getan zu haben und einen neuen Familienklan trotz aller Vernichtungsmaßnahmen der Welt gegründet zu haben. Und nun ging er wie ein Häuptling mittendrin in einem zwanzigköpfigen Umkreis von seinen Kindern und Enkelkindern. Daraus werden mit Sicherheit wieder Hunderte werden, und sie werden die Familiengeschichte neu gestalten sowie neue Aufgaben meistern müssen.

*

*Die Besinnung auf die Wurzeln oder darüber,
wodurch man kränken und womit man trösten kann*

Den Kleinen verband dabei mit dem Vater so etwas wie richtige Männerfreundschaft. Nachdem all seine Geschwister aus dem Elternhaus weg waren und der Vater wegen seiner hochgradigen Sehbehinderung in die Frührente ging, verbrachten sie viel Zeit miteinander und der Vater erzählte ihm vieles über seine Kindheit. Daraufhin fragte ihn mal der Kleine:

„Sag mir Papa, waren wir damals so richtig reich?“

„Nee, wir waren nicht so richtig reich.“ – antwortete der Vater nachdenklich lächelnd – „Die Familien waren sehr kinderreich und, wenn die Kinder dann erwachsen wurden, musste alles immer wieder unter ihnen geteilt werden.“

„Eine uns verwandte Familie namens ‚von Falz-Fein‘ war es aber allemal.“ – setzte der Vater seine Antwort fort, um den Kleinen nicht zu enttäuschen, – „Sie besaß Hunderttausende Hektar Land und etwa eine halbe Million Schafe! Einer von ihnen, Onkel Friedrich, gründete auf seinem Land im Süden vor der Krim den Tierpark ‚Askania-Nowa‘. Dafür wurden er und seine Familienangehörigen im Jahre 1915 vom Zaren für wirtschaftliche Verdienste vor Russland geadelt

und alle deutschen Kolonisten Südrusslands waren sehr stolz darauf.“

„Wow! Derselbe Tierpark, über den ich in der Schule gelernt habe?“ – machte der begeisterte Kleine große Augen, wer plötzlich einen haardünnen, silbernschimmernden Faden zwischen dem schwarzen Loch der Vergangenheit und seiner bedeutungslosen Gegenwart erblickte.

„Ja, derselbe.“ – bestätigte der Vater – „Der Tierpark besteht bis heute noch. Er war damals und ist es immer noch, denke ich, weltweit bekannt. Ich kann mich noch an den Onkel Fritz erinnern, als er manchmal mit seiner Kutsche zu uns zu Besuch kam und eine ganze hinten an der Kutsche gefestigte Kiste mit Geschenken mitbrachte. Meine Mutter und er waren Cousins zweiten Grades oder so.“

Dies alles klang hier in der im sibirischen Winter bis zum Dach zugeschnittenen Hütte wie ein Märchen in den Ohren des Kleinen und weckte seine Phantasien noch besser als alle Piratengeschichten, die er am besten mochte und zu dieser Zeit zuhauf verschluckte.

Einst, nachdem er dem Vater über einen von ihm gesehenen Kinofilm über den Bürgerkrieg mit ebenfalls heldenhaften Roten und ihren gegnerischen und ihnen weit unterlegenen Banditen aller Art einschließlich ihrer Alliierten Batjko Machno und Leva Zadov erzählte, brachte der Vater den Kleinen zu einer ähnlichen Begeisterung, indem er routiniert bemerkte:

„An Leva Zadov kann ich mich noch erinnern. Ich sah ihn oft, als er meinem Vater seine Raubbesuche abstattete. So dumm, wie es im Kino gezeigt wird, waren aber weder er noch Batjko Machno selbst, denke ich.“

Nicht selten konnte allerdings der Kleine auch so etwas vom Vater hören:

„Nee, *hier* riechen die Blumen nicht! In der Ukraine war der Duft von Blumen – besonders von Veilchen in der Nacht – so stark, dass es Einem dadurch schwindlig werden konnte.“

Oder:

„Das sind doch keine Frösche! Sie können ja kaum noch quaken! *Dort* hörte man ihre Quakkonzerte meilenweit, wenn sie sich in den Frühlingsnächten zu ihren „Hochzeiten“ in den umliegenden Teichen versammelten.“

Solche Sprüche fand der Kleine mit der Zeit irgendwie fast taktlos:

„Na du bist aber gut! Du hast mich hier in Sibirien geboren und erzählst mir jetzt noch, wie beschissen es *hier* im Vergleich zu *deiner Heimat* ist!“

„Ich hab ja nicht gesagt, dass es *hier* beschissen ist! Ich meinte nur wie anders alles *hier* ist.“ – erwiderte der Vater etwas irritiert und verunsichert.

In vielen gemeinsamen Erinnerungsabenden zu dritt erzählte auch die Mutter gerne über ihre in der Ukraine verbrachten Jugendjahre, als sie den Vater kennengelernt hatte und wie schön es *dort* gewesen war. Zum Schluss verdamnte sie weinend Hitler und Stalin wie immer, denn wegen dieser beiden verlor sie das alles und wurde hierher nach Sibirien verschleppt. Der Vater tröstete sie ganz schlicht und ergreifend:

„Ach Mutti, hör doch damit auf! Du weißt ja genau, dass wir *dort* schon längst verhungert hätten. *Hier* haben wir wenigstens Kartoffel immer genug! Und *hier* waren wir trotz aller Not, nie so richtig in Gefahr des Hungertodes.“

Die Mutter musste dieser einfachsten Überlegung zustimmen und beruhigte sich wieder. Sie weinte auch immer, wenn sie über ihre Flucht und über all das erzählte, was sie alle in Polen nach der Einberufung des Vaters und aller anderen Männer zum Militärdienst und während der Deportation nach Sibirien hatten erleben müssen. Dem hörte auch der Vater traurig und aufmerksam zu. Aber auch hier fand er einen schlichten Trost für sie:

„Mutti!“ – sagte er, sie umarmend, – „Sei doch umso mehr froh, dass wir alle nach alledem noch leben, uns wieder zusammengefunden haben und es uns noch einigermaßen gut geht. Du weißt doch genau, wie viele andere lange nicht so

viel Glück wie wir hatten und das nicht geschafft haben!“

Und wieder hatte die Mutter nichts dagegen einzuwenden, und sie stimmte dem, sich allmählich beruhigend, zu.

Es war schon bewundernswert, wie der Vater nach so einem Leben seine Nerven beherrschen konnte und immer ausgeglichen und gelassen wirkte. Ihm halfen dabei sehr sein Humor, seine Lebenserfahrung und gute Menschenkenntnisse. Er stritt sich mit den Menschen um ihn herum nicht und ärgerte sich nicht über den Blödsinn, den sie ihm manchmal erzählten und weiszumachen versuchten. Er wusste, dass es sich nicht lohnt, sich mit ihnen anzulegen, dass viele von denen ihn sowieso kaum verstehen würden: Zu unterschiedlich waren seine und ihre Lebenserfahrungen und Weltanschauung. Er machte am liebsten schnell alles zum Witz und lachte gutmütig über die Naivität mancher Mitmenschen, die ihr langes Leben gelebt und nichts daraus gelernt haben.

Einer der seinen Baukollegen, Halbukrainer-Halbrusse, der im Krieg gewesen und bis nach Polen gekommen war, wo er verletzt wurde und danach, für irgendetwas verurteilt, doch in dieser Siedlung in Sibirien landete, hat mal den Vater auf seinem durch das Ukrainisch verdorbenen Russisch gefragt:

„A sach' ma' Christjanytsch,“ – wie er immer den Vater nach Vornamen seines Vaters ehrenwürdig ansprach – „ob's hinterm Polen noch irgend'ne Stadt gibt?“

Seitdem kam dieses Zitat in der Familie immer wieder dann, wenn es um die Primitivität und Unwissenheit von irgendjemandem ging, der es eigentlich wissen sollte.

Es musste schon über manche Grenzen hinausgehen, bevor der Vater ausras-tete. Es galt besonders bei seinen Nächsten, die er nicht ignorieren konnte und die dadurch die größte Chance bekamen, ihn zu verletzen.

*

*Der Generationenkrieg oder darüber,
wie man Kriege stiftet und den Frieden schafft*

Einst erlebte es auch der Kleine. Er studierte bereits und wuchs mittlerweile ins Alter des jugendlichen Maximalismus hinein, welches die Jugendlichen durch eine besonders rücksichtslose Frechheit auszeichnet.

Es passierte bei einem der Familienforen. Nach dem Essen und etwas Trinken saß der Vater noch am Tisch, zwei ältere Söhne saßen auf dem Sofa ihm gegenüber und der Kleine stand an der Zimmertür.

Der Vater führte ein allgemeines Gespräch. Der Kleine wusste danach nicht einmal, worum es konkret ging. Dabei vertrat der Vater seine Meinung, die er immer und zu jeder Sache der Welt hatte. Der Kleine hatte noch keine großartige eigene Meinung zu vertreten, dafür aber einen großen Drang und einen großen Zwang, dem Vater zu widersprechen. Er tat es eher, um sich dadurch bestätigt zu fühlen und nicht um irgendeine Wahrheit zu bestreiten, wie es häufig bei Diskussionen und nicht nur unter den Pubertierenden und Jugendlichen der Fall ist. Und wie es auch so bei einem solchen Diskussionsdrang passiert, brachte er keine schlagkräftigen Argumente vor, sondern immer mehr derartige herausfordernde Sprüche wie:

„Ach! Woher willst du das wissen?“

Oder:

„Natürlich! Du weißt ja immer Bescheid und die anderen sind die Blöden!“

Der Kleine merkte in seiner hoffnungslosen Widersache und in seiner Großmüligkeit nicht, wie dem Vater allmählich das Lächeln verging und wie sich sein Gesicht veränderte. Der Kleine konnte einfach nicht sein Maulwerk rechtzeitig stoppen.

Der Vater sprang plötzlich, nach einem solchen Spruch des Kleinen, von seinem Platz auf und warf buchstäblich seinen Körper vorwärts in Richtung des Kleinen. Als der Kleine diese Attacke und Vaters Gesicht sah, schien ihm, ein

Bajonett in Vaters Hand und den Tod in seinen Augen gesehen zu haben. Er blieb wie gelähmt auf seinem Platz stehen, obwohl ihm seine Position an der Türschwelle die beste Möglichkeit bot, schnellstmöglich abzuhaufen. Er starrte den Vater nur an und dachte irgendwie verlangsamt und fast neugierig:

„Was? Kann er mich wirklich umbringen?“

Die Frage blieb unbeantwortet: Seine beiden älteren Brüder sprangen im nächsten Moment ebenfalls auf und hingen schon auf Vaters breiten Schultern. Er schleppte sie, dessen unbemerkt, noch ein paar Schritte mit, wurde dann aber genauso plötzlich ruhig und kehrte abrupt auf seinen Platz zurück.

Der Kleine schlich sich leise aus dem Zimmer hinaus und verstand auf einmal mit aller Deutlichkeit, wie beschissen er sich dem Vater gegenüber verhalten hatte und wie er sich jetzt schämt. Es wurde später nie zwischen den beiden über diesen Zwischenfall geredet. Der Vater schien sich auch zu schämen. Aber das war dem Kleinen dann auch noch doppelt so peinlich.

Dies passierte am Ende sechziger Jahre und damit war der Generationenkrieg zwischen ihnen in einer Blitzschlacht für immer beendet, ohne richtig zu entfachen. – Der Kleine wurde einfach auf einmal erwachsener und weiser, provozierte den Vater nicht mehr und rüttelte an seiner verdienten und anerkannten Autorität nie wieder.

*

*Der Kalymunterricht oder über
die großen Sünden des kleinen Meisters*

Nachdem der Vater in die Invalidenrente gegangen war, konnte er im Sommer noch etwas arbeiten, und er durfte noch etwas hinzuverdienen. Der Kleine arbeitete während der Schulsommerferien mit ihm zusammen. Sie setzten neue und reparierten alte Öfen in den Haushalten der Dorfeinwohner und behoben Putzschäden an den Fassaden ihrer diesem Schweinebetrieb gehörenden Mietshäuser.

Jeden Tag, frühmorgens, ging der Kleine zum Pferdestall am anderen Rande des Dorfes, spannte das ihm zugewiesene Pferd vor einer einspännigen Lastkarre ein, lud diese Karre voll mit Sand – eine schwere, seine noch eines Kindes Kräfte überfordernde und ihn dadurch zur Verzweiflung bringende Arbeit, mit Lehm und mit Ziegelsteinen. – Mit allem also, was sie für ihre Arbeit an diesem Tag brauchten. Dann fuhr er zu ihrer Baustelle. Er lud hier alles ab, band das Pferd am Zaun fest und ging dem Vater zur Hilfe.

Der Vater war der Vorarbeiter und der Meister, der Kleine – der Hilfsarbeiter und der Lehrling. Seine Aufgabe war hier, Mörtel vorzubereiten und Ziegelsteine um den zu setzenden oder zu reparierenden Ofen für den Meister zu stapeln. Er hatte dabei auch den alten Mörtel von gebrauchten und noch brauchbaren Ziegelsteinen abzuschlagen, bevor die neuen zum Einsatz kamen. – Eine eintönige Arbeit, die er von ganzem Herzen hasste.

Seine Arbeit, die er auch zu erledigen hatte und die ihm besonders viel Spaß mochte, war es, die alten, durchgelöcherten Schornsteine oben auf den Dächern und in den unbewohnten, verstaubten Dachböden abzureißen und neu zu setzen. Hier musste er den Vater, dem diese Arbeit wegen seiner Sehbehinderung zu gefährlich gewesen wäre, ersetzen und diese selbständig und professionell meistern. – Hier war er der Meister!

In diesen dunklen und vom alten Kram gefüllten Dachböden konnte er eine Menge Sachen für sich finden und manche davon durfte er sogar mitnehmen, denn sie galten sowieso als weggeschmissen und von allen vergessen. Am meisten interessierten ihn alte Bücher, die er gleich hier in kurzen Pausen las, aber auch alte, kaputte Spielsachen.

Es machte dem Kleinen viel Spaß, allein in diesem verstaubten Kram zu „recherchieren“ und weckte seine Phantasie wie bei einer Schatzsuche. Oben, auf dem Dach, machte es ihm sogar noch mehr Spaß, denn von dort, von ganz oben, konnte er die kleinen Menschen auf den Straßen oder in ihren Höfen und ihren

Gemüsegärten sehen – das ganze kleine Dorf also und vieles weit darüber hinaus. Es vermittelte ihm ein Gefühl der Befreiung durch die Höhe, Weite und Ferne.

Da diese Reparaturarbeiten in privaten Haushalten durchgeführt wurden, passierten manchmal brisante oder auch kuriose Zwischenfälle. Von seinem Oben konnte der Kleine wie ein Adler von seinem Felsen sehen, wie die zu diesem Haushalt gehörenden Kinder unten, im Hof, mit ihren manchmal solch wunderbaren Spielautos, die er selbst nie gesehen hatte, in dem von ihm gelieferten Sand spielten.

Die Versuchung war für ihn viel zu groß und es passierte schon mal, dass er eine Arbeitspause eigenständig einlegte, hinunter kletterte, dem spielenden Kind der Hausherren sein Spielzeug enteignete und selber damit in „seinem“ Sand spielte.

Das Kind, welches vielleicht nur zwei oder drei Jahre jünger als der Kleine war, fing naturgemäß sofort an, laut zu schreien und zu weinen. Aus dem Haus sprangen seine Eltern hervor mit wilder Entschlossenheit, ihren Spross zu verteidigen und zu retten und... sie blieben überrascht stehen, als sie den Kleinen sahen, ein Kind und den Meister, der ihren Ofen in Ordnung zu bringen hatte, um sie damit vor dem Erfrieren in kommendem sibirischem Winter zu retten.

Die Eltern trösteten daraufhin leise ihren schreienden Schatz und versuchten ihm die Nächstenliebe und die Liebe zum Teilen mit den Mitmenschen notdürftig einzuflüstern. Auf der Bühne erschien der Vater aus der Küche, wo er an der Feuerung des Ofens arbeitete, um zu gucken, was hier draußen so einen Krach verursacht haben könnte.

Er sah seinen Kleinen und empfahl ihm kurz und schlüssig, lieber wieder nach oben zu klettern und seiner Pflicht nachzugehen, statt sich hier mit kleinen Kindern anzulegen und so einen Blödsinn zu veranstalten. Für den Kleinen kam diese Erlösung auch schon sehr gelegen: So viel Stress wollte er doch gar nicht!

Er wollte nur ein bisschen mitspielen...

Der Vater und der Kleine wurden auch immer von ihren Kunden aus Dankbarkeit für ihre humanen, lebensrettenden Dienste zum Mittagessen eingeladen. – Die Bedeutung eines gut funktionierenden Ofens, wie auch des Feuers selbst, war nie von der Menschheit unterschätzt worden und ein gut funktionierender Ofen war keine Selbstverständlichkeit in diesem Dorf, denn kein anderer konnte es so gut wie der Vater hinkriegen.

Bei diesen Mahlzeiten wurde selbstverständlich ein Gläschen Wodka als Aperitif angeboten. Dabei entstanden auch kuriose Situationen. Nachdem der Gastgeber Wodka in Vaters Glas einschenkte, kam das Glas des Kleinen an die Reihe. Und plötzlich sah der Gastgeber ein kleines Kind vor sich, anstelle des zweiten Meisters. Er guckte bestürzt und fragend den Vater an und der Vaterklärte ihn lächelnd auf:

„Nee, der Kleine trinkt nicht.“...

Am Monatsende listete der Vater alle von ihnen ausgeführten Arbeiten nach ihrer Art und Menge auf. Er gab diese Liste ihrem Vorgesetzten, dem Hausmeister des Schweinebetriebs, der diese Liste dann ins Geld umrechnete.

Der Vater sorgte mit Verfassen dieser Liste immer dafür, dass sie nicht auffallend viel Geld kriegen würden, aber genug, um die Schuluniform, die Lehrbücher und sonstige Sachen für den Kleinen zum Schulbeginn anzuschaffen und etwas Geld für den Winter beiseitezulegen.

*

*Die Genügsamkeit oder darüber,
was und wieviel es einem Menschen reicht, um reich zu sein*

Vaters Monatsrente betrug etwa vierzig Rubel. Umgerechnet wären es etwa fünfzehn Flaschen Wodka oder – der Vater kaufte ja keinen Wodka – zwölf Kilo Butter, obwohl die Familie Butter auch nicht kaufte. Dies waren immer nur die abstrakten Einheiten, in denen der Vater immer die Höhe seines Einkommens

berechnete, um die Lebensqualität in verschiedenen Jahren und Ländern, sei es das Russische Zarenreich, das Sowjetreich, oder das Dritte Deutsche Reich, vergleichbar zu machen.

Sie kauften auch kaum Spielzeuge oder Süßigkeiten für die Kinder. Was auf der Einkaufsliste stand, war es nur das Notwendigste von Lebensmittel: Brot, Mehl, Zucker, Salz, Sonnenblumenöl und das wär's dann auch schon alles. Alles andere kam auf den Tisch aus dem kleinen Gemüsegarten, vom Kartoffelfeld, vom Schwein, von der Kuh, von ein paar Hühnern und Enten.

Die Schuhe und die Kleidung für die Kinder wurden nur einmal im Jahr vor dem Schulbeginn gekauft, aber auch nur dann, wenn die Schuhe oder die Hosen von Älteren den Jüngeren nicht mehr passten oder so abgetragen waren, dass sie nicht mehr geflickt, gestopft und gebraucht werden konnten. Dies war der Fall, wenn es keinen Platz für einen der nächsten Flicker auf den Schuhen oder auf den Hosen zu finden war.

Bis dahin mussten die Söhne, vom Vater angeführt, alle Schuhe selbst reparieren, d. h. sie mussten die sibirischen Filzstiefel neu besohlen. – Auch eine für den Kleinen noch ziemlich schwere Angelegenheit.

Die Mutter strikte zum Winter warme Wollsocken und Wollhandschuhe, nähte leichte Hosen und Hemden aus billigstem Stoff für den Sommer, prüfte, flickte und stopfte vor dem Herbstbeginn sorgfältig alle alten Hosen, Jacken, Hemden, Socken und Handschuhe.

In der Schule wurden die Kinder wegen solcher Hosen mit manchmal zwei dicken Flicker am Hintern „Arschbrillenträger“ genannt. Es machte ihnen aber nichts aus, weil sie daran gewöhnt waren und nichts anderes kannten. Sie konnten dafür aber eine ganze Menge und setzten dieses Können, darunter auch ihre besten Schulleistungen, solchen Bezeichnungen entgegen, sodass sie sowohl auf der Straße als auch in der Schule viel mehr geachtet als verachtet oder ausgelacht wurden.

Diese Art zu leben, nur das Notwendigste anspruchslos zu haben und nur das Anspruchsvollste zu leisten, gab ihnen eine richtige Ansicht der Dinge, was die Armut und das Reichtum anbetrifft. Sie fühlten sich nie arm, nicht einmal im Sinne besitzlos oder mittellos, geschweige denn von unglücklich oder bedauernswert zu sein.

Sie besaßen, wahrscheinlich von der Natur aus, viele Fähigkeiten und der von ihrem Vater vermittelten und beigebrachten Mittel, diese Fähigkeiten zu entfalten. Sie hatten auch gefühlvolle Seele ihrer Mutter vererbt und erzogen bekommen, was jedoch ihr Leben unter Umständen nicht unbedingt leichter machte. Aber glücklich waren sie in ihrer Familie allemal!

Sie spürten und wussten, dass viele Menschen um sie herum bedauernswert waren, wie der nette Kerl mit der Frage über eine Stadt „hintern Polen“. Sie waren stolz auf sich und bedauerten diese Menschen von ganzem Herzen. Sie fühlten sich reich und waren immer bereit solchen Mitmenschen zu helfen und ihres mit ihnen zu teilen, wie es sich eben für den in traditionellem Sinne reichen Menschen gehören sollte, aber nur selten gehört.

Sie wären nie darauf gekommen, den anderen Menschen etwas zu klauen oder, fast noch schlimmer, bei denen um etwas zu betteln, was sie nicht hatten. Wenn sie etwas nicht hatten, was sie machen konnten, wie Spielzeuge von Spielwaffen aller Art bis Spielautos, fertigten sie diese eben für sich selbst aus dem an, was sie zu Verfügung hatten: meistens aus Holz, verrostetem Eisen oder alten Konservenblechdosen. Was sie nicht hatten und nicht anfertigen konnten, existierte für sie einfach nicht. – Kein reicher Mensch schafft es ja auch, alles in der Welt zu besitzen!

Diese Einstellung und dieser Stolz waren nicht einmal Erziehungssache. Es wurde darüber nicht einmal geredet. Das war wahrscheinlich die erbliche Verhaltensweise in der Familie und diese stammte vom Vater, der diesen Stolz noch von wohlhabenden und dafür niemandem etwas schuldigen Kolonisten noch mit

der Muttermilch eingesaugt hatte.

Oder auch von beiden Eltern, die es so brutal gelernt hatten, wie wertlos, vergänglich und sogar beschwerlich alles sein kann, was man so um sich herum aufhäuft und dann auf den brennenden Geschichtebahnen mitzuschleppen und zu retten versucht. Das Wertvollste und das Transportabelste, was nicht belastet, immer hilft, nie vergeht und sich sogar immer weiter vermehrt, ist nur das, was man in sich trägt: in seinem Kopf, in seinem Inneren, in seinen Händen und Füßen.

Deswegen wusste der Kleine auch gleich nach diesem Theater mit dem Kind und seinem Spielauto, dass er sich dabei gar nicht ehrenhaft verhalten hatte. Als ob ihm dieses Scheißauto oder sonst noch etwas fehlte! Diesen nicht ausgesprochenen Vorwurf sah er auch in Vaters Augen, als der Vater auf den Hof herauskam. Auch deswegen war der Kleine froh, sich endlich aus dem durch nichts aufgewirbelten Staub zu machen und, sich vor dem Vater schämend, in seinem staubigen Dachboden zu verschwinden.

*

*Wer hat Schwein und wer den Vater im Leben gehabt
oder über den Professor-Kuckuck und den Maurer-Professor*

Diese Sommerarbeiten mit dem Vater brachten dem Kleinen eine Menge Erfahrungen, die er später nicht nur bei seinen Kalymen im Norden, obwohl vor allem dort, sondern auch überall in seinem Leben zu nutzen wusste.

Einst war sein alter Freund, sein Studienkamerad und danach auch sein wissenschaftlicher Kollege, mit ihm zusammen in seiner Brigade im Norden. Der Kamerad war Sohn ihres Physikprofessors an der Uni.

Als der Kleine den Weg aus seinem Dorf bis an die Uni geschafft hatte, war es für ihn angesichts seines langen Weges zu diesem auserlesenen Glück unvorstellbar, dass manche seiner Kommilitonen so einfach um die Ecke von ihrer Uni geboren, aufgewachsen und dann so selbstverständlich zur Uni gegangen

sind, im Elternhaus weiter wohnen bleibend, so wie er zu seiner Dorfschule ging, obwohl auch das nur bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr.

Wenn einer dieser Kommilitonen auch noch ein Kind von ihren Uniprofessoren war, ging es schon über die Grenzen seiner Vorstellungskraft hinaus. Er war manchmal sogar irgendwie neidisch auf so ein Schicksal.

Diesmal stand der Freund hinter dem Vater, der die Putzschäden – Löcher und Kratzer von unterschiedlicher Größe – auf einer der Außenwände beseitigte. Die Arbeit ging zu Ende. Das Bauobjekt, ein von ihnen saniertes Werkstattgebäude, war praktisch fertiggestellt und stand nun kurz vor der Übergabe. Es blieben nur noch einige solche Schönheitsstriche zu erledigen, deswegen gingen die Beiden prüfend herum, sie machten, was zu machen war, und plauderten gut gelaunt zwischendurch.

Der Vater putzte ein kleines Loch über seinem Kopf zu, nahm einen Malerpinsel und strich die weiß gestrichene Wand mit verdünntem Putzmörtel um das Loch herum, sodass ein großer, frischgeputzt aussehender Fleck an der Wand entstand. Gleichzeitig erklärte der Vater seinem Freund auf eine in ihren Verhältnissen immer befürwortete familiär-witzige Weise, dass es nicht der ganze Sinn der Sache gewesen wäre, sich hier im Norden in einer sechszehnstündigen Tagesarbeit umsonst – nur den Einwohnern oder den sowjetischen Kühen zuliebe – abzuschuften. Der ganze Sinn sei es, genug Geld daraus zu machen und durch schwere Arbeit allein hatte es noch niemand geschafft. Dieses Geld wird „geschrieben“ – das ist die Kunst dabei! Und die gemachte Arbeit gibt lediglich nur einen ausreichenden Anlass dazu.

„Siehst du?“ – zeigte der Vater dem Kameraden sein Putzbild – „Jetzt kann ich ruhig schreiben, einen ganzen Quadratmeter und nicht einen Quadratzentimeter zugeputzt zu haben. Und nur derjenige, wer seinen eigenen Augen nicht traut, kann auf die Idee kommen mir nicht zu glauben oder mich gar zu überprüfen.“

„Außerdem musste ich ja auch noch Gerüste aufbauen und abbauen.“ – setzte der Vater seine Ausführungen fort – „Der Kratzer lag ja ziemlich hoch über meinem Kopf. Aber für diese Gerüste muss man noch Baumstämme fällen und Holzbretter anfertigen, denn hier gibt's keine fertigen Gerüستهile. Soll dieser Prüfer mal behaupten gesehen zu haben, dass hier nie ein Gerüst stand – was zu beweisen an sich fast unmöglich gewesen wäre, weil von dem Gerüst nach der Fertigstellung naturgemäß nichts außer hier herum liegenden alten Brettern bliebe, drohe ich ihm mit dem Gefängnis. Es gilt nämlich, den Baunormen entsprechend, alle Arbeiten ab einer Höhe von hundertzwanzig Zentimeter nur von Gerüsten aus auszuführen. Der Bauaufseher, welcher unser Auftrag- und Geldgeber ist sowie auch als Prüfer zur Abnahme kommt, ist dem Gesetz nach fürs Einhalten dieser Baunormen verantwortlich.“

„So sind wir bereits nur während unserer lockeren fünfminütigen Plauderei über diesen heiligen Kratzer im Wandputz um einen beträchtlichen Geldbetrag reicher geworden. Mit puren Lügen allerdings, das heißt einen Quadratmeter schreiben und ihn nicht einmal streichen, kommt man nicht durch. Derjenige landet selbst schnell im Knast.“ – zog der Vater noch seinen Schlusstrich dazu.

„Stimmt das wirklich oder willst du mich wieder auf die Schippe nehmen?“ – konnte der sichtlich beeindruckte Freund dem Vater nicht glauben.

„So schreibt uns das Gesetz vor und ich handle, wie du weißt,“ – lächelte der Vater – „nur nach dem Gesetz! Wer es anders macht, ist arm dran oder sitzt bereits im Knast.“

„Woher weißt und kannst du dies alles?“ – wunderte sich immer noch sein Kamerad.

„Die praktische Basis, gerade die Sache zum Beispiel mit den Putzschäden hatte mir mein Vater beigebracht, als ich noch klein war und mit ihm jahrelang an Fassaden- und Ofenreparaturen zusammenarbeitete.“ – weihte der Vater seinen Kameraden in eigene Geheimnisse gerne ein – „Den theoretischen Rest mit

den Baunormen, Tarifen und sonstigem Kram habe ich mir auf dieser Basis schon selber mit den Jahren der Kalymerfahrung zugelegt.“

Der sich am Anfang noch lustig amüsierende Freund sagte schließlich, überraschend nachdenklich und ernst, wie sie es selten taten:

„Tja, du hast mit deinem Vater Schwein gehabt. Mein Vater hat mir gar nichts beigebracht. Er hatte für uns einfach keine Zeit. Dann hat er uns, die Mutter mit mir und meinem jüngeren Bruder, auch noch verlassen. Er ist zu einer anderen Frau, seiner jüngeren Assistentin, gegangen.“

Jetzt stand der Vater von diesen Offenbarungen überfahren da. Und er wusste dem Freund nichts zu sagen. Es gab dazu nichts zu sagen! Dass er mit seinem Vater viel Glück gehabt hat, wusste er selbst schon immer, aber dass der Sohn eines Professors von eigenem Vater so verraten und so unglücklich gemacht werden konnte, hätte er nie geglaubt! Und er war manchmal auch noch neidisch auf das Schicksal seines Freundes gewesen!

Der Kleine kannte später mehrere Professoren persönlich, arbeitete mit ihnen zusammen, war mit manchen von ihnen befreundet, wenn sie es wert waren. Und er dachte dabei immer an seinen Vater-Maurer, verglich diese Professoren und seine Kollegen mit dem Vater und wusste immer, dass keiner von denen dem Vater an Intelligenz überlegen war. Nur wurde dem Vater ungerechterweise die von seinem Großvater und Vater erarbeitete und ihm gegebene Möglichkeit, ein Professor zu werden, auf einmal und für immer weggenommen. – Vielleicht auch von roten Vätern dieser Professoren. Auch sich selbst betrachtete der Kleine als eine in jeder Beziehung verkleinerte Kopie seines Vaters. Und er war längst nicht der Schlechteste, egal wo er zum Einsatz kam.

Jetzt dachte der Kleine wieder daran und wünschte sich, dass der Vater dieses Gespräch zwischen ihm und seinem Kumpel hören könnte.

*

*Der Tod des Vaters
oder darüber, wie alles sein Ende nimmt*

Der Vater konnte aber nichts mehr hören. Er starb in diesem Winter beim tiefsten sibirischen Frost. – Ein paar Monate vor seinem siebenundsiebzigsten Geburtstag und vor Gorbatschows „Tauwetter“...

Er starb an dem durch eine Grippe erschwerten Asthma, an dem sein Vater sechshundsechzig Jahren zuvor gestorben war

Er starb schnell und ohne großes Leiden.

Eine Krankenschwester aus der Dorfklinik besuchte ihn am Vorabend und verabreichte ihm eine Beruhigungsspritze.

Er schlief ein und wachte nie mehr auf.

Er wurde nicht durch einen Kopfschlag mit einer Brechstange erledigt, wie er immer über die Widerstandsfähigkeit von überlebenden Kolonisten zu scherzen pflegte.

Er wurde durch eine stinknormale Grippe und eine stinkverdächtige Spritze einer stinkblöden Krankenschwester umgebracht.

Vielleicht aber auch durch sein ganzes stinkverdammtes Leben.

Den Schlag mit der Brechstange erlebte viel mehr der Kleine, als er das Telegramm mit der Nachricht über Vaters Tod erhalten hatte.

Er kam zum Vater am nächsten Tag nach seinem Tod.

Die anderen Brüder waren bereits zugegen.

Diesmal hatten sie alle noch weniger einander zu sagen, aber nun verging ihnen auch das Lachen... – Zu groß waren der Schock, die Bestürzung und die Ratlosigkeit. Zu groß war der Verlust!

Das gemeinsame Gefühl erfasste sie, als ob ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen würde und nichts mehr so sein wird wie es immer war.

Der Vater war die Anziehungskraft gewesen, die sie immer zusammengehalten hatte, und der Anziehungspunkt, an dem sie immer wieder zusammengekommen waren.

Ihre geschlossene Zelle, ihre Familie, zerfiel auf einen Schlag und somit zerfiel ihre intelligible Welt.

Der vierunddreißigjährige, abgehärtete und im Leben schlagkräftige Kleine fühlte sich plötzlich wieder klein, verloren und verlassen – allein auf der ganzen Welt...

Das Gefühl, das ihn vor über zwanzig Jahren so krank gemacht hatte, war wieder da.

Nur war es diesmal die Realität und nicht mehr seine kranken Phantasien.

*

*Das Gespräch „unter einem Auge“
oder darüber, wozu Wodka noch gut ist*

Der Kleine saß die ganze Nacht mit den anderen Brüdern in der Küche und betäubte sich mit Wodka.

Der offene Sarg stand im Wohnzimmer.

Die Wohnung wurde nicht beheizt und es war bitterkalt drin.

Der Kleine stand hin und wieder auf und ging zu dem Vater rüber.

Der Vater lag im Sarg mit so einem entspannten und zufriedenen Gesicht, welches der Kleine bei ihm nie im Leben gesehen hatte.

Und auf einmal wurde der Kleine sauer, und er sprach zu seinem Vater, zu seinem Kindheitskumpel und Arbeitskameraden:

„Abgehauen, was? Jetzt bist du zufrieden. Natürlich!“

„...“

„Und was soll ich jetzt? Was hast du dir dabei gedacht?“

„...“

„Du hattest endlich diese von uns allen verdammte Scheiße satt, das ist klar! Aber mich hast du in diese Scheiße hineingeboren, ohne mich allerdings zu fragen, ob ich das nötig hatte!“

„...“

„Jetzt lässt du mich auch noch im Stich, allein mittendrin in dieser Scheiße! Ist das deine Kameradschaft?“

„...“

„Jetzt schweigst du... Endlich hast du nichts mehr zu sagen. Sonst wusstest du doch immer und über alles Bescheid!“

Dabei heulte der Kleine verbittert und verzweifelt.

Dann kam der ältere Bruder, er packte den Kleinen an die Schultern und führte ihn hinaus, unterwegs tröstend:

„Komm. Lass ihn im Frieden ruhen! Die Ruhe hat er nun wirklich verdient. Und er ist uns nun wirklich keine Erklärung schuldig geblieben!“

Und sie gingen wieder in die Küche, und sie trösteten sich, und sie erwärmten sich innig wieder mit Wodka...

*

*Der Trauerzug fährt ab oder über
die Rückkehr an den Rand der Welt und über die Schließbarkeit des Kreises*
Zwei Tage warteten sie auf ihre Schwester, die von weitem zum Vaters Be-
gräbnis anfliegen sollte.

Sie nahmen Abschied von ihrem Vater und machten kein Auge zu.

Indes wurden schon alle Vorbereitungen getroffen.

Die Schwester kam mit ihrem Mann an.

Der Thermometer fror unter minus fünfundvierzig Grad ein.

Ihre Straße war bis zum Dach verschneit.

So war es schon immer in ihrer Kindheit.

Der Weg zu dem für den Kleinen heimischen Friedhofe

Wurde im Schnee mit einem Bulldozer freigestoßen.

Der Weg außerhalb des Dorfes – etwa zwei Kilometer lang –

Dorthin, wo früher ihr "Landgut" lag.

Der Sarg wurde auf einen Pferdeschlitten gestellt:

Die letzte Flucht des Vaters vor dieser Welt,

Die ihn lebenslang versuchte zu killen.

Diesmal flüchtete er aus seiner eigenen Familie,

Für die es ihn noch immer gab.

Der Trauerzug fuhr nunmehr ab.

Am Rande des Dorfes nahmen die vier Söhne den Sarg vom Schlitten,

Und sie trugen ihn weiter auf ihren Schultern.

Sie begriffen jetzt endlich und plötzlich alle,

Warum sie gerade zu viert vom Vater geboren waren.

Und es war unerträglich zu sehen,

Wie der Vater so ganz alleine auf weißem Schnee

Und so ganz unten auf dem Schlitten

Über die todverschneite und todgefrorene Straße glitte.

Nun schwebte und glitt er auf ihren Schultern

*So ganz oben über den Köpfen von allen Leuten.
Sie trugen ihn zwei Kilometer lang
Und kein Fremder kam mehr an ihn heran.
Der Kleine – auf einmal – verstand:
Das war das einzige, was er für ihn noch tun kann.
Mit ihm auf den Schultern durch Schneewehen
Und durch die Menschen zusammenzugehen,
Wie er es früher so kindisch mochte,
Was ihn so stolz auf die Söhne machte.
Nun trugen sie ihn zu ihrem alten Friedhof.
An dem hatte der Vater auf den Kleinen gehofft.
An dem war der Kleine von ihm geboren.
Der war mal zu des Kleinen Spielplatz geworden.
Hier hatte er seinen Horizont ausgewählt.
Der Friedhof war mal seine ganze Welt,
Wo der Vater ihn auf den Schultern trug...
Nun kehrte der Vater auf seinen Schultern zurück.
Auf das von ihm ausgedachte Landgut...
Weil sich alles auf der Welt
In endlosen Kreisen dreht
Und nichts außer menschlicher Aufrichtigkeit so gerade zählt.
Weil jede Gerade, die man sieht,
Nur ein Kreis mit endlosem Radius ist.
Und alles, sogar was verloren zu sein schien,
Kommt irgendwann wieder auf seine Kreise hin.
Und alles, was geschah, geschieht nun wieder
Und wird wieder geschehen und kommt mit den anderen nieder.
Aber dieser Kreis schloss damit ab,
Als ob es nichts dazwischen gab.
Der Kleine verstand an diesem Tag-X
Zwischen Anfang und Ende war alles nichts.
Und nichts wird mehr wie früher sein,*

*So wie der Kleine wird nie wieder klein,
Und es wird schon nichts mehr werden...*

Auf dem Friedhof hatten vier fremde, mit Wodka gut versorgte Männer während des ganzen vorigen Tages das Grab für den Vater in der eisern gefrorenen Erde mit viel Mühe, Feuer und Brecheiseneinsatz Schicht um Schicht ausgescharrt.

Nach einem kurzen Abschied nagelten die Söhne die Sargdecke zu, und sie versenkten den Sarg an Leinen in die Grabtiefe.

Erst dann durften die Fremden wieder heran, um das Grab mit gefrorenen Erdklumpen zuzuschütten.

Es hörte sich so an, als ob sich der Vater aus dem Sarg hinauf rauszuschlagen versuchte. Als ob er sich plötzlich daran erinnerte vergessen zu haben, ihnen das Allerletzte und das Allerwichtigste zu sagen...

Das Verhalten der Söhne war gegen alle Sitten und Bräuche sogar in diesem Gefängnisdorf, wo es überhaupt kaum noch Bräuche und Sitten gab.

Aber es war den Söhnen jetzt auch alles egal.

Und kein Mensch versuchte ihnen Vorwürfe zu machen.

Die Menschen schienen das auch verstanden zu haben.

*

*Die Erbschaft oder wieder über den Wert des Geldes,
über den Preis der Zukunft und über die Verantwortung für den Nächsten*
Nach dem Begräbnis wurden schnell die anderen Sachen erledigt.

Die Mutter musste nun in die Familie des ältesten, von ihr in Sibirien nach dem Vater ungenannten Sohnes. Er wohnte in der nächsten Straße.

Der Haushalt von Eltern wurde aufgelöst, indem fast alles weggesworfen und die dem Schweinebetrieb gehörende Mietwohnung für Schweinebedürfnisse

freigegeben wurde.

Die Mutter durfte wegen des Platzmangels in der Wohnung des Sohnes nur die Kommode; ihre uralte „Singer“-Nähmaschine, welche mal für die Bekleidung der ganzen Familie sorgte, und Vaters alte, aber sehr klangvolle Gitarre mitnehmen.

Eine der Schubladen in dieser Kommode, die dem Vater gehörte und immer allein wegen der Übergriffe von „Rebellen“, wie er liebevoll seine Enkelkinder nannte, abgeschlossen gewesen war, wurde aufgemacht.

Darin lagen die drei schön bemalten und auf Deutsch beschrifteten Blechdosen, zwei nach dem Krieg angefangene Notizbücher, ein Bündel Briefe von der Tante aus Deutschland und etwa neunhundert Rubel, welche der Vater der Mutter nach seinem Abgang hinterlassen wollte und all die letzten Jahre zusammenlegte.

Der Betrag summierte sich aus Gewinnen durch den Tomatenverkauf, welche der Vater in den letzten Jahren sehr erfolgreich gezüchtet und den Dorfeinwohnern verkauft hatte, die es selbst nicht schaffen konnten. Wahrscheinlich waren darunter auch ein paar Rubel, die von den Söhnen und von der Tochter manchmal zugesteckt worden waren.

Diese Sorgfalt und die knappen eintausend Rubel waren zum Heulen da. Der Kleine hatte in diesem Jahr gerade das Doppelte in einem Monat im Norden gemacht. Nur der Wert seines und Vaters Geldes war von ganz verschiedenen Maßstäben.

Das war der Stolz und der Sinn Vaters Lebens in den letzten Jahren gewesen, dieses Geld einzusparen, was er schon immer konnte sonst die Familie ja schon längst verhungert wäre, und für die Mutter damit Sorge zu tragen. Keiner hatte ihm diese Pflicht abnehmen dürfen.

Was das von den Söhnen verdiente „große“ Geld betraf, war er schon froh,

dass sie nicht mehr oder wenigstens nicht so oft zu ihm kamen, um bei ihm Geld zu borgen, und endlich imstande waren, für sich selbst zu sorgen.

Als Vaters Erbe bekam der Kleine eine zweifache Lupe, denn er schien Vaters Augenkrankheit geerbt zu haben. Eine der Blechdosen mit Vaters seit dem Krieg noch dort drin aufbewahrten Soldatenrasiermesser und das alte noch während ihrer Zusammenarbeit in einem der Dachböden gefundene, im Jahre 1955 herausgegebene und „Genozid“ definierende Fremdwörterlexikon.

Das war das einzige Buch, in dem der Vater an seinem Lebensende mithilfe seiner Lupe noch etwas nachschlagen konnte. Der Vater meinte zu seiner Zeit immer, dass der Kleine als Wissenschaftler unbedingt dieses Buch erhalten sollte, aber nur nach seinem Tod eben.

Zum Schluss schrieb der Kleine in sein Notizbuch die Adresse der Tante in der BRD ab – Dinslaken/NR... Einfach so, für alle Fälle.

Der letzte leicht schimmernde Ariadnefaden zum Vater, wer all diese Jahre allein für den Briefwechsel mit Deutschland zuständig gewesen war.

Das war auch das Letzte, was der Vater noch für ihn tun konnte, um sich vor dem Kleinen zu rechtfertigen und die Nachtfragen des Kleinen am Sarg zu beantworten.

Und das war nicht wenig...

*

Die End- und Bodenlosigkeit oder über den Abschied vom Osten und den Drang nach Westen

*„Das deutsche Lotto“ oder darüber,
was es einem Deutschen und was es einem anderen kostet, Deutscher zu sein*

Also, diese Nabelschnur zu seiner Familiengeschichte, welche eine Geschichte von Deutschen war, wurde irgendwo auf dem Weg abgetrennt. Nein, zu der Familiengeschichte ganz gewiss nicht und zu der Geschichte von deutschen Kolonisten in Südrussland auch nicht. Er war stolz, einer von ihnen zu sein!

Er war auch stolz, Deutscher zu sein, nachdem er so unmittelbar und brutal diesen durch den Krieg über allen Deutschen liegenden Fluch wie sein eigenes Kreuz zu tragen hatte und es durchzustehen schaffte. Es blieb ihm auch sonst nicht viel anderes übrig, als diesen Stolz alledem zum Trotz zu entwickeln und eigene Qualitäten alledem entgegenzusetzen.

Nur die Nabelschnur zu Deutschland, die auch zusätzlich hätte diesen Stolz nähren können, wurde abgeschnitten. Die Nabelschnur, welche bei seinen Vorfahren einschließlich seines Vaters noch da gewesen war. Sein Vater war ja in Deutschland gewesen, hatte es gekannt und sogar dafür... – für was eigentlich? – gekämpft.

Die Verbindung zu Deutschland schien irgendwo im Niemandsland zwischen dem Kleinen und dem Vater verlorengegangen zu sein. Sein Vater hatte diese Bindung einfach nicht weitergegeben! Vielleicht weil er dieses neue Deutschland, das er erlebt hatte, zu gut kannte? Vielleicht standen ihm sein ganzes restliches Leben lang die Bilder vom Mai 1945 so unüberwindbar vor Augen? Die Bilder, die er erlebt und vom Dritten Deutschen Reich ins Kartoffelreich Sibirien mitgenommen hatte...

Die Bilder von dem untergegangenen Deutschland, welches jedem dieses Inferno erlebten und diese Bilder gesehenen Deutschen damals schien, nie wieder auferstehen zu können. Sodass der Vater nach seinem misslungenen Heimkehrversuch, durch diese Bilder wie auch alle Deutschen erdrückt, für immer und

ewig ein fettes Kreuz auf „die deutsche Karte“ hatte setzen müssen und nicht mehr so sehr stolz gewesen war, Deutscher zu sein.

Auf die Karte, die heutzutage – der Meinung eines der solch verblödeten Professoren¹ nach – zu einem Lottoschein für die Deutschen aus der UdSSR geworden sei, mit dem der Besitzer dieses dem Vater und den Hunderttausenden anderen deutschen Kolonisten Unheil, Leid und Tod gebrachten Loses – Deutsche zu sein! – etwas zu gewinnen bekommen solle, nämlich sein Mutterland Deutschland!

So etwas könnte bestimmt nur einem der heute auf einmal unglücklich und neidisch gewordenen Nicht-Besitzer dieses Lottoscheines einfallen, die hier unter den Deutschen in neugeborenem und vereintem Deutschland leben.

Dem Nicht-Besitzer, wer zwar nichts dagegen hat, in guten Zeiten das Wohl Deutschlands zu genießen, aber seinen Einbürgerungsantrag – der Antrag aufs Deutschwerden! – wahrscheinlich deswegen in die Gosse abspülen lässt², weil solche „Formalitäten“ sowie Deutsche selbst – wie übrigens auch alle anderen in seinem Bestseller dargestellten Nationalitäten von Russen und Weißrussen bis hin zu Vietnamesen – ihm zu blöd und zu primitiv vorkommen mögen.

Oder vielleicht doch deswegen, was der nächstliegende Grund für die Gosse zu sein scheint, weil diese Einbürgerung diesem jüdischen Entertainer gleich die Pflicht mit sich gebracht hätte, den im zwanzigsten Jahrhundert und für ewige Zeiten auf alle Deutschen auferlegten Fluch heute als ein eingebürgerter Deutscher mit ihnen zu teilen und mitzutragen sowie später in den immer möglichen schlechten Zeiten hätte wieder mal zu verhängnisvoll werden können.

*

¹ Prof. Klaus Hilger „Rußlanddeutsche – aus jeder Diskussion ausgeklammert“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17.11.2000 (<http://www.literatur-viktor-prieb.de/Statistik2000.pdf>)

² *Der deutsche Bestseller „Russens Disko“ von sowjetischem Juden Wladimir Kaminer, Goldman Verlag München 2000, S. 189: „Warum ich immer noch keinen Antrag auf Einbürgerung gestellt habe“*

*Das Grinsen des Schicksals
oder über die Jäger und die Gejagten*

Wie dem auch sei, es passierte so, dass ein russischer Kollege und somit einer der Nicht-Besitzer des deutschen Lottoscheines dem Vater den Tipp mit Deutschland gegeben hatte, der nicht so blöde und wenn, dann hellneidische Professor Valerij. Und nun ging der Vater zu ihm, um das zum Umtausch fehlende Geld bei ihm zu borgen.

In diesen sechs seit dem Herbst und seit ihrer Unterhaltung über das Deutschland vergangenen Monaten schaffte es Valerij doch, seine Moskauer „Gattin-Viehzüchterin“ zu verlassen, nachdem seine beiden Töchter erwachsen worden und aus der Familie fortgegangen waren.

Er zog – ähnlich wie der Vater-Professor des Kalym-Kameraden auch – bei seiner jüngeren Ex-Doktorandin ein, die selbst in der Wohnung ihrer Eltern wohnte. Die Lage des Hauses war für den Vater ganz günstig, nämlich gleich um die Ecke von Belarussischem Bahnhof, von dem aus die Züge über Weißrussland nach Deutschland fahren und in dessen Nähe auch die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland lag.

Das riesige Haus in der privilegierten Zentrallage wurde noch zu Stalins Zeiten großräumig und großzügig für NKWD-Leute in höheren Positionen gebaut und seitdem immer noch von diesen Leuten und deren Erben bewohnt. Der Vater der neuen Freundin von Valerij, der ein NKWD-Major gewesen und dann zum KGB-Oberst geworden war, verstarb vor ein paar Jahren und hinterließ seiner Witwe und seiner einzigen Tochter diese durch Schweiß und Blut der anderen „schwerverdiente“ Wohnung.

Als der Vater kam, war keiner außer seiner Witwe zu Hause, die er vor einigen Tagen bereits kennengelernt hatte.

Nachdem der Vater ihr erzählen musste, warum er Valerij aufsuchen wollte, sagte sie sehr entschlossen:

„Ich finde es sehr richtig, was du vorhast. Das ist das einzig Richtige, was man in diesem Lande noch richtig machen kann – von hier abzuhauen! Und es ist gut, dass du mich hier angetroffen hast. Ich borge dir das nötige Geld. Valerij hat ja sowieso nichts, also musst du auch nicht umsonst auf ihn warten.“ – sie schien ihren neuen Schwiegersohn nicht besonders gut leiden zu können.

„Aber das, übers Abhauen, sollte gerade sie – die Witwe eines brutalen Staatswächters – mir sagen.“ – dachte der Vater. – „Soll dies bei ihr ein Ausbruch der Sehnsucht nach den 'guten alten Zeiten' angesichts der scheinbaren Demokratisierung durch die Perestrojka sein? Oder ist sie wirklich eine sehr offene und intelligente Frau, wie sie es auch zu sein scheint?“ – fragte sich der durch derartige Provokation etwas verunsicherte Vater.

„Ich fahre doch nur in den Urlaub hin und es geht mir dabei nicht ums Abhauen.“ – versuchte er vorsichtig, ihr seine Unschuld zu beteuern.

„Schon gut! Mir musst du nichts vormachen. So blöd siehst du auch nicht aus, dass du diese Gelegenheit verpassen würdest.“

Der Vater musste zugeben, dass die alte Dame nicht nur intelligent, sondern auch stark und aufrichtig war, was ihn in diesen Gemächern vom KGB-Oberst, der ihr Gespräch immer noch zu belauschen schien, wieder beruhigte.

„Was für eine verdammte, ewige Ironie des Schicksals!“ – amüsierte sich der Vater schon im nächsten Moment – „Die Witwe des Jägers hilft vorsätzlich dem Sohn des Gejagten, sich zu retten! In den vergangenen knappen dreiundsiebzig Jahren der sowjetischen Vernichtungsjagd scheinen tödliche Ermüdungs- und Verschleißerscheinungen nicht nur bei dem Staat selbst, sondern auch bei seinen Jägern und Wächtern eingetreten zu sein!“

*

*„Das Schlangenglück“
oder darüber, wie unpassend Feiertage manchmal sind*

Der Vater bekam das Darlehen bar auf die Hand und versprach der ihn beeindruckenden edlen KGB-Witwe das Geld sofort nach seiner Ankunft zu Hause zu überweisen.

Er stand in den nächsten zwei Tagen seine Umtauschwarteschlange an der Zentralbank der UdSSR durch und erwarb für seine viertausend Rubel 1057,- DM in zwei 500 DM Scheinen, einem 50 DM Schein und zwei Münzen von 5 und 2 DM.

Mit dem Visum bei der BRD-Botschaft hatte der Vater auch Glück. Am letzten Tag vor den Feierlichkeiten wegen des Sieges über das faschistische Deutschland, während deren die deutsche Botschaft auch für drei Tage geschlossen bleiben musste, stand der Vater noch in dieser Schlange an. Er rechnete fieberhaft aus, ob er noch heute vor diesen Feiertagen durchkommt oder nicht. Es sah gar nicht danach aus. Das Produkt von den bis zum Feierabend bleibenden Stunden und der in Köpfen pro Stunde ausgedrückten Durchlaufgeschwindigkeit der Schlange war einige Köpfe größer, als die Differenz zwischen seiner Schlangenplatznummer und der gerade aufgerufenen Nummer.

Der Vater entschloss sich trotz seiner aussichtslosen Berechnung, bis zum bitteren Ende dran zu bleiben, und hatte damit Glück: Kurz vor dem Schluss fielen ein paar Nummern aus. Wahrscheinlich von denjenigen, die sich auch wie er keine Chance ausgerechnet und ihr Warten aufgegeben hatten. Er war der Letzte, wer das Einreisevisum der Bundesrepublik Deutschland an diesem Tag in seinen Reisepass und in den der Mutter eingeklebt erhielt.

Somit durfte er den fünfundvierzigsten Jahrestag des Sieges über das faschistische Deutschland zu Hause feiern.

*

*Der Tag des Sieges über Deutschland
oder über die Feierlichkeit mancher Feierlichkeiten*

Diesmal gab es nun für den Vater wirklich was zu feiern. Sonst bekamen ihm diese Siegesfeierlichkeiten nicht besonders gut. Er musste an den Festversammlungen des ganzen Kollektivs teilnehmen, da diese Sitzungen im Institut wie auch in allen anderen Betrieben während der Arbeitszeit stattfanden und die Abwesenheit von Mitarbeitern, welche zu sonstigen Zeiten kaum jemanden interessierte, wurde in diesem Falle als Arbeitsversäumnis betrachtet und bestraft.

Auf die Rednerbühne kamen während dieser Versammlungen die im Betrieb noch vorhandenen Kriegsveteranen mit ihren immer weniger wegen ihrer gefallenen Kameraden traurigen, dafür aber immer mehr wegen ihrer gemeinsamen Heldentaten mit Stolz erfüllten und freudigen Erinnerungen an den Großen Vaterländischen Krieg.

Bei einer solchen Versammlung hörte der Vater, im großen Saal sitzend, wie ein bis zu jenem Tage immer noch wütender Veteran alles Deutsche beschimpfte. Der Veteran und Parteimitglied vergaß jegliche Parteivorschriften über die Brüderlichkeit und Solidarität mit den deutschen DDR-Bürgern und entfesselte sich am Ende seiner Rede fast mit Schaum vor seinem Mund in voller Kraft:

„Ich hasse Deutsche! Es ist mir scheißegal, wenn sie sich heute unsere Brüder nennen und sich so friedlich zu verhalten scheinen! Ich vertraue keinem Deutschen! Sie denken nur daran, wo und wie sie den nächsten Krieg entfesseln können! Sie sind Wölfe im Schafspelz und wie das russische Sprichwort besagt: ‚Soviel du auch den Wolf fütterst, wird er immer nach dem Wald schielen‘. Ich hasse jeden einzelnen Deutschen und sie allesamt!!!“

Der Vater stand auf und ging durch den ganzen Saal zum Ausgang hinaus.

„Wo gehen Sie denn hin?“ – hörte er im Rücken die Frage des Vorsitzenden dieser Versammlung.

„Ich gehe arbeiten.“ – antwortete der Vater, sich kaum umdrehend, – „Ich bin

Deutscher, wie Sie gut wissen, und feiere nie wie jeder von Ihnen bestimmt auch mit Menschen, die *mich* hassen. Und schon gar nicht während der Arbeitszeit!“

Er ging aus dem Saal hinaus und seine Demonstration blieb ohne Folgen. Wie damals im Krieg bei seinem Vater mit der Bajonettattacke und aus ähnlichen Gründen. Den Fehler – angesichts der höheren proletarischen Parteipolitik – beging der hasserfüllte Redner auf der Bühne und nicht der Vater.

Der Redner beleidigte mindestens siebzehn Millionen Deutsche in der DDR. Das, was er sagte, traf schon – wenigstens der Parteiaußenpolitik nach – für die sechzig Millionen BRD-Deutschen als kapitalistische Klassenfeinde und faschistische Revanchisten zu, aber die Partei lechzte ja inzwischen nach jeder währungseinbringenden Partnerschaft auch mit diesem schon längst mächtig und reich, wenn auch immer noch nicht souverän gewordenen Feind.

Schon ganz zu schweigen von der Beleidigung von zwei Millionen hier in der Sowjetunion lebenden Deutschen, welche weder den Redner noch die Partei interessierten. Der Redner ahnte vielleicht gar nicht, dass es irgendwelche Reste von irgendwelchen Deutschen in der UdSSR nach dem auf sie von *seiner* Partei und somit von *seiner* Regierung entfesselten Genozid noch übrig blieben.

*

*Der Weg ist frei oder darüber, wer in einer Warteschlange
der Erste ist, wenn es dafür keinen festen Bezugspunkt gibt*

Also war der Weg nach Deutschland vom Vater in seinen mehreren Schlachten in sowjetischen Warteschlangen freigekämpft. Die Töchter mussten trotzdem ihr Schuljahr noch zu Ende bringen. Dies legte das Ausreisedatum fest, 19. Juni 1990. Für dieses Datum wurden auch die Fahrkarten mit der Platzreservierung bestellt, und zwar am erstmöglichen Tag der Reservierungsfrist.

Es gab nur einen Schnellzug „Moskau-Aachen“, der einmal pro Woche fuhr und auch in Duisburg, ihrem Reiseziel, anhielt. Die Reservierung ging wie alles in diesem Lande nur über Moskau, obwohl die Bestellung selbst auch vor Ort

entgegengenommen wurde.

Der Vater war wahrscheinlich der erste und der letzte in ihrer Stadt, wer die Plätze nach Deutschland in diesem Zug reservierte. Und er machte es in die erster Sekunde nach der Reservierungseröffnung in ihrer Stadt für diesen Tag. Das bedeutete allerdings, dass die Kassen im Fernosten bereits seit sechs Stunden für die Bestellung geöffnet waren. Andererseits blieben die Kassen in Moskau noch zwei Stunden zu.

Stunden hin oder her, als der Vater die bestellten Fahr- und Platzreservierungskarten abholen kam, musste er hinnehmen, dass es für seine Familie keine Plätze in gewünschtem Zug nach Aachen gäbe. Er durfte zwar die Fahrkarten für die ganze Strecke „Moskau-Duisburg“ bezahlen und erhalten, aber vier reservierte Plätze bekam er nur im Zug „Moskau-Berlin“, Ost versteht sich, der einmal täglich die brüderlichen Hauptstädte verband. Um den Zug und um die Plätze von Berlin-Ost nach Duisburg mussten sie sich vor Ort schon selbst kümmern. Eine tolle Perspektive in einer völlig unbekanntem und auch noch geteilten Stadt!

An dieser Stelle ging nun einiges schon schief. Erstens, der Vater hatte bereits nach der Fahrkartenbestellung die Verwandten im Voraus über die Ankunft seiner Familie am 21. Juni, 6 Uhr morgens, mit dem Zug „Moskau-Aachen“ nach Duisburg benachrichtigt, von wo aus seine Familie von ihren Verwandten abgeholt werden sollte. Zweitens, der Vater konnte die mit dieser Fahrplanänderung verbundenen und ihnen aufgezwungenen Schwierigkeiten überhaupt noch nicht richtig einschätzen.

*

*Das Wissenschafts-Kalym oder darüber,
wie man Geld beschafft, mit dem man nach Deutschland schafft*

All diese Ausreisevorbereitungen forderten eine Menge Geld, welches der Vater mit seinem reformgekürzten Gehalt und bei den reformabgeschafften Kalymmöglichkeiten nicht so einfach wieder einbringen konnte. Zum Glück hatte er noch vorher mit einem seiner früheren Kollegen ein Geschäft gemacht.

Der Kollege arbeitete in einem republikanischen Forschungstransferzentrum, das vor kurzem von Partei- und Wissenschaftsfunktionären zwecks einer effektiveren praktischen Umsetzung von innovativen Forschungsergebnissen gegründet worden war. Dessen Direktor, ein guter Manager, kam aus der Industrie und hatte weder einen akademischen Grad noch einen wissenschaftlichen Titel. Das störte ihn bei der Arbeit mit seinen vielen „begradeten“ und „betitelten“ wissenschaftlichen Untertanen. So galt es, diesen Missstand schnellstmöglich zu korrigieren.

Der als wissenschaftlicher Leiter dieses Zentrums angestellte Kollege unterbreitete seinem Chef, dem besagten Direktor, das Angebot des Vaters, ihm den dringend benötigten akademischen Grad durch Promotion zu verschaffen. Der Kollege bekam die Zusage und die dafür benötigte Finanzierung von seinem Chef. In Vaters Schublade lag bereits eine Menge seiner Forschungsergebnisse umsonst, für deren Veröffentlichung er wegen seiner pragmatischen Beschäftigungen mit der Finanzierung seiner Forschungen und mit der Perestrojka seines Instituts keine Zeit fand.

Des Weiteren sollten einige für die Doktorarbeit noch fehlende experimentelle Ergebnisse unter Vaters Leitung von Mitarbeitern dieses Zentrums dazu gewonnen werden. Das für dieses Projekt genehmigte Schwarzgeld betrug zwanzigtausend Rubel auf die Hand ohne Abschläge.

Der Kollege meinte sofort, dass eine Hälfte dieses Geldes rein brüderlich ihm gehören solle, weil er sich für das Ganze engagiert habe und alle organisatorischen Probleme übernehmen werde. Dies war keine Einladung zur Verhandlung,

sondern eine erpresserische Feststellung und der Vater erklärte sich einverstanden, die ganze Arbeit einschließlich die Verfassung der Doktorarbeit für die andere Hälfte des genehmigten Geldes zu leisten.

Der Vater schrieb drei Kapitel der Doktorarbeit fertig und veröffentlichte zwischendurch einige Artikel und Konferenzvorträge, in welche er seinen Kunden als Co-Autor hineinschrieb. Das entsprach den für eine Promotion erforderlichen Voraussetzungen. Er versuchte die Arbeit in diesem Zentrum voranzutreiben, aber diese ging viel zu schlapp, weil sich der Kollege kaum darum bemühte, seine organisatorische, für die erste Betragshälfte versprochene Hilfe in seinem Zentrum zu leisten.

Demzufolge war es vor der Abreise bei diesen drei Kapiteln geblieben, welche der Vater seinem Kollegen auch übergab. Dafür bekam er eintausend Rubel als Vorauszahlung. Mit diesem Geld wurden die Fahrkarten bezahlt.

Für die Rückgabe des bei der KGB-Witwe geborgenen Geldes musste alles abgeräumt werden: Die Gehälter vom Vater und von der Mutter für den vergangenen Monat und für den kommenden Urlaubsmonat wurden zusammengelegt; die für die beiden Töchter bis zu ihrer Hochzeit laufenden Prämienversicherungen – je eintausend Rubel – wurden aufgelöst und die bereits ausgezahlten Beiträge mit Verlusten zurückgeholt; das dünne Sparbuch wurde ebenfalls abgeräumt. Die zusammengekommene Summe reichte gerade noch so für die Überweisung an die hilfsbereite KGB-Witwe.

*

*Nützliche Ratschläge und Instruktionen des KGBs
oder darüber, wie nützlich es manchmal doch ist, ein offener Mensch zu sein*

Am Freitag – am letzten Arbeitstag vor dem Urlaubsbeginn und am Abreisetag nach Moskau – kamen der Vater und die Mutter, die in einem und demselben Institut arbeiteten, mit drei Arbeitskollegen und Freunden zum Mittagessen nach Hause. Deren Frauen und noch ein auswärtiger Freund mit seiner Familie kamen auch dazu. Die fünf Familien bildeten den engsten und vertrautesten

Freundeskreis. Sie feierten immer zusammen und trafen sich immer zu den gemeinsamen Wochenendausflügen zusammen.

Im Institut wusste wahrscheinlich jeder, dass sie in den Urlaub nach Deutschland fahren. So etwas passierte ja hier auch nicht jeden Tag. Die Einreisevisum-Aufkleber mit wunderschönen und nie gesehenen Hologrammen sowie die DM-Geldscheine wurden von Arbeitskollegen von allen Seiten betrachtet und bewundert und so ähnliches mehr.

In die wirklichen Pläne des Vaters wurde aber nach seinem Willen keiner außerhalb dieses Freundeskreises eingeweiht. Und das war auch gut so! Denn eines Tages, kurz vor dem Abreisetermin, rief der Chef der 1. Abteilung den Vater an und verkündete:

„Sie sollen zu mir runterkommen. Ein Mann von unseren Staatssicherheitsorganen möchte gerne Sie persönlich sprechen.“

Die 1. Abteilung war in jedem einigermaßen großen sowjetischen Betrieb in jeder Stadt für Staatsgeheimnisse zuständig. Diese war der KGB-Zentrale direkt untergeordnet und wurde meistens von pensionierten KGB-Leuten besetzt.

„Komme sofort!“ – rapportierte ihm der Vater seine Hilfsbereitschaft. Er ging beunruhigt hinunter. Der Alte, der ihn angerufen hatte, verließ sein Zimmer, gleich als der Vater hineinkam, und der Vater blieb *vis-a-vis* mit einem jungen, zivil gekleideten, sehr sympathischen und netten Mann.

Der Mann lächelte den Vater ständig an, war Herz Jesu an sich und strahlte buchstäblich außergewöhnliche Nächstenliebe, Gutmütigkeit und Einfalt aus. Einem ihm Gegenüberstehenden fiel es nicht so leicht, sich davon abzuhalten, dem Mann auf der Stelle in die Arme zu fallen und all seine Sorgen und Probleme an seiner Brust auszuweinen.

Der Vater hielt sich doch davon ab und der Mann war gezwungen selbst anzufangen:

„Sie ahnen bestimmt schon, warum ich mit Ihnen reden möchte?“

„Na ja-a...“ – meinte der Vater dazu.

„Richtig!“ – schrie fast der junge KGB-Mann begeistert und vertrauensvoll – „Weil ich gehört habe, dass Sie nach Deutschland in den Urlaub fahren! Wie kamen Sie zu der Ehre?“

„Ach, das ist eine lange Geschichte...“

„Macht nichts! Erzählen Sie nur! Nehmen Sie sich Zeit. Ich habe sie mir auch genommen.“

„Mein Vater hatte nach dem Krieg seine Schwester in West-Deutschland gefunden, meine Tante also. Aber das wissen Sie ja bereits aus meinen Papieren. Die Tante habe ich nie im Leben gesehen und jetzt, nachdem mein Vater gestorben ist und es dank der Perestrojka möglich geworden ist, sie zu besuchen, habe ich sie angeschrieben und von ihr die Einladung für meine ganze Familie erhalten. So war es und so ist es dazu gekommen.“

„Das ist eine rührende Geschichte! Ich finde es toll und freue mich von ganzem Herzen für Sie und für ihre Tante! Die nie gesehene Tante endlich sehen zu dürfen!“ – der Kerl war so begeistert und übergücklich, als ob es um sein Treffen mit seiner eigenen nie gesehenen Mutter und nicht um Vaters Tante ging – „Trotzdem muss ich Sie über mögliche Unannehmlichkeiten in der Bundesrepublik Deutschland instruieren, die zu vermeiden sind.“

„Ich verstehe.“ – ermutigte ihn der Vater – „Außerdem weiß ich ja über die Bundesrepublik Deutschland überhaupt nichts und ich freue mich vor der Abreise über jede Information und jeden Tipp.“

„Was Sie aber wissen sollen, die Bundesrepublik war und bleibt eins der uns kapitalistisch-feindlich gegenüberstehenden Länder. Und Sie arbeiten in einem Institut, in dem es mehrere Forschungsthemen gibt, die als Staatsgeheimnisse gelten.“

„Aber Sie wissen doch, dass ich persönlich mit solchen Themen nichts zu tun habe. Mir ist jeder Zugang zu solchen Forschungen und den dazu gehörenden Informationen von Ihnen untersagt worden“ – erwiderte der Vater im Klartext, immer wieder betonend, dass er sich im Klaren ist, wer und von welcher Behörde vor ihm sitzt.

„Man muss auch nicht direkt daran arbeiten. Sie verkehren in diesem Institut, unterhalten sich mit Ihren Kollegen, die an diesen Themen arbeiten, und haben bestimmt von ihnen schon etwas gehört.“

„Gott bewahre! Ich bin doch noch nicht lebensmüde! Sollte mir sogar einer dieser Kollegen – die allerdings auch ihre Schweigepflicht bei Ihnen unterschrieben hatten, bevor sie zugelassen worden waren, und dies ist das Einzige, was ich von ihnen gehört habe – etwas ganz blöd und freiwillig erzählen wollen, wäre ich mit zugestopften Ohren weggelaufen. Ich habe schließlich die für meine Zulassungsstufe vorgesehenen Pflichten, sich von allen Geheimdokumenten und Informationen fernzuhalten, auch bei Ihnen unterschrieben.“

„Wie dem auch sei, es wäre trotzdem schon ein Anlass für die Kollegen von feindlichen Nachrichtendiensten, Sie dazu zu befragen.“ – gab der nette, aber sture Junge nicht auf.

„Können sie ruhig machen! Ich erzähle denen das Gleiche, was ich Ihnen gerade erzählt habe, dass ich kein Geheimnisträger bin und mich nur mit denen von meinen Freunden unterhalte, die ebenfalls keine Geheimnisträger sind, und auch das nur beim Wodka trinken außerhalb des Instituts. Die anderen Kollegen stehen mir außerdem wegen meiner Perestrojkaaktivitäten ziemlich feindlich gegenüber, wie Sie es auch vielleicht schon gehört haben. Also wie gesagt, ich verfüge keinesfalls über die auch noch so winzigen Staatsgeheimnisse und bin im Moment sogar sehr froh darüber. Sonst hätte ich jetzt Schwierigkeiten mit der Ausreisegenehmigung gehabt, wie ich es auch von Geheimnistägern gehört habe.“

In Wirklichkeit aber freute sich der Vater in diesem Moment darüber nicht. Der KGB-Mann hatte ihn gerade auf eine neue Bleibemöglichkeit hingewiesen.

„Wenn seine Kollegen dort drüben wirklich auf hiesige Geheimnisse so scharf sind, wie der Kerl behauptet,“ – dachte der Vater – „wäre es noch eine Chance für mich, dort gleich beim Eintritt fester Fuß zu fassen.“

Nun verfügte der Vater tatsächlich über keine Geheimnisse. Er selbst glaubte eigentlich nie, dass diese Geheimnisspielereien noch jemanden ernsthaft interessieren könnten. Er wusste zu genau, was für ein wissenschaftlicher Blödsinn von seinen zugelassenen Kollegen zum Geheimnis erklärt wurde. Deswegen eben, weil es ein Blödsinn war, und so eine Erklärung machte diesen wichtig und schwer überprüfbar. Dadurch sicherte sich der Erklärer eine jahrelange, sorgenfreie Finanzierung seines Projektes.

Andererseits, die Geheimnisse, die als Know-hows für die Gegenseite ein wirkliches Interesse dargestellt hatten, wie zum Beispiel der Raketentreibstoff und noch vieles mehr, waren von den Ranghöchsten unter diesen Geheimniswächtern selbst schon längst für die „Grünlappen“¹ verkauft worden.

„Außerdem fahre ich in eine kleine Provinzstadt irgendwo in einer ganz entlegenen Ecke im Ruhrgebiet, wo vermutlich gar keine Nachrichtendienste ansässig sind.“ – setzte der Vater seine laute Ahnungslosigkeit fort – „Dort merkt ja gar keiner meine Ankunft!“

„Oh, da irren Sie sich!“ – reagierte der Staatswächter sofort – „Wenn Sie ankommen, werden Sie sich sofort bei der Polizei anmelden müssen und diese arbeitet mit Geheimdiensten eng zusammen. Bei der Anmeldung werden Ihnen allerlei auf den ersten Blick bedeutungslose, trotzdem aber ganz gezielte Fragen gestellt und bereits an dieser Stelle müssen Sie gut aufpassen nicht zu viel zu sagen.“

¹ *Greenback –Umgangsbezeichnung für die US-Dollar Banknoten*

„Das ist schon mal eine gute Nachricht, dass jemand sich dort für mich doch interessieren würde!“ – dachte der Vater, sagte aber etwas Anderes:

„Ich sag’ ja, dass ich nichts zu verplappern habe. Trotzdem danke ich Ihnen für diese Warnung. Ich weiß jetzt Bescheid und werde schon darauf besser aufpassen können.“

Dann, nach noch ein paar netten Sätzen über nichts, wurde das Gespräch von dem Jüngling unauffällig auf ein anderes Thema umgeleitet:

„Sie haben bestimmt schon über Geschenke für Ihre geliebte und nie gesehene Tante nachgedacht und nehmen irgendwelche wertvollen Sachen mit.“ – fragte nicht, sondern behauptete es als etwas Selbstverständliches der teilnahmsvolle Plauderer – „Es tut doch jeder, um sie dort zu verkaufen und etwas Währung dazu zu holen. Alle wissen ja, dass es kein großes Geld ist, was Sie offiziell umtauschen und mitnehmen dürfen. Stellen Sie sich nur vor, was Sie dort alles kaufen können: Musikanlagen, Videokameras, Videorekorder und vieles mehr.“

„Nein, leider habe ich keine Wertsachen und auch kein Geld mehr. Ich habe es nur knapp geschafft, die Umtauschsumme zusammenzukratzen und bin jetzt total pleite. Außerdem habe ich nie daran gedacht, etwas von dort mitzubringen, und ich wusste sogar bis jetzt gar nicht, dass es so etwas dort überhaupt zu kaufen gibt. Mein Reiseziel ist ja meine unbekannte Tante kennenzulernen, besonders jetzt, wo sie nach Vaters Tod für mich die einzige Verbindung zu ihm bleibt. Dieses Ziel ist nun unabdingbar für mich und ich würde es nie einem Risiko aussetzen, irgendwelche Sachen über die Grenze zu schmuggeln, um dabei erwischt zu werden.“ – überlegte der Vater laut, wahrhaftig und überzeugend.

„Das ist doch Quatsch! Welches Risiko denn?“ – der Kerl wurde wieder zur Nächstenliebe an sich und wurde immer vertraulicher – „Es ist gar kein Risiko! Sie fahren doch mit dem Zug? Da drin gibt es genug Versteckplätze für manche Kleinigkeiten wie Goldschmuckstücke, kleine Bildchen oder Ikonen, wo sie keiner findet.“

„Danke für Ihre Tipps, aber ich habe nichts zu verstecken! Und wenn ich es sogar hätte, wäre das alles für mich zu kriminell! Das ist nicht mein Ding.“ – reagierte der Vater ziemlich trocken.

„Wie Sie meinen. Schließlich ist das Ihre Reise und Ihre Tante.“ – gab der hilfsbereite Kerl seine Überzeugungsarbeit auf einmal auf – „Ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie viel Spaß bei der Fahrt und im Urlaub.“ – schloss er ab, sich fast verabschiedend, und fragte plötzlich:

„Wann kommen Sie denn zurück?“

„Am 1. September.“ – reagierte der Vater sofort auf diese überraschende und seinen Geheimplan direkt treffende Frage.

Der Vater konnte nur sehr schlecht und nur in der größten und grundsätzlich begründeten Not lügen. Nach seiner Ethik bedeutete es: Nur derjenige lügt, der etwas Hinterhältiges tut und Angst hat, dabei erwischt zu werden. Sei es eine Frau, ist sie eine Hure, die diese Kunst am meisten braucht, um ihren Mann erfolgreich zu betrügen. Sei es ein Mann, ist er ein Schuft und ein Feigling, welcher keinen Mut hat, für seine Taten grade zu stehen.

Bei begründeten Notlügen wie diesmal geriet der diese Kunst nicht beherrschende Vater immer in Verlegenheit. Und er war dabei nicht so überzeugend wie sonst in seiner offenen Haltung. Um diese Verlegenheit zu überwinden, erzählte er jetzt pausenlos und detailliert die zu dieser Lüge gehörende Wahrheit:

„Die Reise ist für uns wirklich einmalig und auch sehr kostspielig. Deswegen nehmen wir unseren regulären bezahlten und dazu noch einen unbezahlten Urlaub auf eigene Kosten, damit sich das Ganze wenigstens lohnt. Deshalb so lange, bis zum 1. September.“

„Ist ja auch richtig so! Dann sehen wir uns im Herbst also wieder. Ich melde mich im September bei Ihnen und Sie erzählen mir, wie es dort alles so gewesen war.“

„Sehr gerne!“ – antwortete der Vater erleichtert und dachte höhnisch dabei, die Hand des KGB-Mannes schüttelnd: „Darauf kannst du lange warten! Das will ich wenigstens sehr hoffen...“

Dieses Gespräch, welches an sich einem belanglosen Gequatsche zwischen zwei Stockbesoffenen in einer Kneipe sehr ähnelte, analysierte der Vater am selben Abend sorgfältig noch einmal durch.

Aus lustigem Lächeln, blödem Witz, merkwürdigen Tipps und sonstigem Unsinn kristallisierten sich jetzt drei deutlich gezielte Loyalitätsfragen heraus. Als ob der Mann diese vorher auf einen Zettel aufgelistet hätte und diese gerne klären wollte:

- bezüglich Geheimhaltung
- bezüglich Schmuggeln
- bezüglich Heimkehr

„Gott sei Dank!“ – dachte der Vater erleichtert – „Bei den ersten zwei Fragen durfte ich so wahrgemäß ehrlich und überzeugend gewesen sein, dass er die dritte, in meinem Fall die wichtigste Frage nur so routinemäßig, weil diese eben auf seiner Liste stand, gestellt hat. Oder gerade diese unbezahlte Verlängerung unseres Urlaubs, von der er bestimmt noch vor unserem Gespräch erfahren hatte, hat ihn am meisten überzeugt. Wer tut so etwas schon, falls er sowieso nicht beabsichtigt zurückzukehren! Dieser den 'Iwan den Dummen' aus russischen Märchen spielende KGB-Junge war gar nicht so blöd, wie er sich gerne verkaufen wollte!“

Jetzt erschien er vor Vaters Augen wieder, aber ohne seine lächelnde Maske – ein hinterhältiger Geheimdienstprofi mit Kalkül und einem eisernen Bulldoggenbiss.

„Umso mehr kann ich stolz sein, ihn mit meiner Offenheit und Naivität, die gar keine Maske brauchen und mit denen er wahrscheinlich nie zuvor in seinem

KGB-Berufsleben zu tun gehabt hatte, überzeugt zu haben, mich auf unser Treffen im Herbst zu freuen. Immerhin! Das hätte ich mir vorher nie zugetraut.“ – freute sich der Vater, wohl verstehend, dass dieses Gespräch für ihn überraschend kam, dass er improvisieren musste und dass es ziemlich knapp war.

Vielleicht so knapp, wie bei seinem Vater im Mai 1945, als er mit seiner Lege nach Osten ging.

*

*Die letzte Abfahrt und das letzte Adieu
oder über die letzten Anweisungen zu den letzten Lebensmittelmarken
für Wodka und die letzte Dienstleistung des Kommunismus*

Jedenfalls war es wirklich gut so, dass der Vater bei all seiner Offenheit seinem Vorhaben nicht so weit und breit preisgegeben hatte. Es war auch gut zu wissen, dass seine vier Freunde, die er in seine Pläne einweihte, ihm gegenüber loyal geblieben sind und ihn nicht verraten haben. Der KGB-Mann hatte sich bestimmt umgehört, bevor er das Gespräch veranlasste.

Nun nahmen sie Abschied von diesen Freunden. Sie aßen zusammen zu Mittag und tranken etwas Wodka zum Abschied:

„Auf den Erfolg eurer Unternehmung!“ – meinten drei von den Freunden.

Der vierte, der „dienstälteste“ und nicht aus seinem Fachbereich stammende Kumpel des Vaters, der promovierte Sportdozent an der Uni, welcher mit seiner Familie vor vier Jahren dem Vater aus Sibirien in diese Stadt gefolgt hatte, wollte vom Bleiben nichts wissen und nicht daran glauben. Er hielt es irgendwie auch für Vaters Phantasien und war fest wie der KGB-Gesprächspartner auch davon überzeugt, dass sie sich hier im Herbst wiedersehen werden.

Nach der ausgiebigen Mahlzeit wurden die letzten Anweisungen gegeben und Pflichten verteilt. Einer bekam den Schlüsselbund und sollte auf die Zweizimmerwohnung aufpassen, bis die Familie – möglicherweise – selbst oder – beim Erfolg – ihre Meldung zurückkommt. Falls es mit dem Bleiben klappt,

sollte einer von ihnen, der immer noch mit seiner Frau und zwei Töchtern in einem Heim wohnte, versuchen die Wohnung an sich zu reißen.

Die monatlichen Lebensmittelmarken für Fleisch, Wodka, Zucker und vieles mehr – es gab kaum noch etwas ohne solche Lebensmittelmarken zu kaufen, nicht einmal Waschpulver und Seife – sollten unter den Freunden gerecht verteilt und verbraucht werden. Daraufhin versprachen die Freunde hoch und heilig, diese Sachen zunächst – ebenfalls bis zu ihrer Meldung – aufzubewahren und nur Zucker zu verbrauchen, um Konfitüre für die Familie zu kochen, denn – sollten sie doch zurückkehren – blieben sie ganz ohne Vorräte für den kommenden Winter.

Also, es war schon kompliziert unter all diesen Wenn-, Soll- und Falls-Doch-Bedingungen und *нуш* der vollen Ungewissheit endgültig und anständig Abschied zu nehmen. Nur eine Menge fromme Hoffnungen und die Entschlossenheit des Vaters sorgten für einen Schatten der Ernsthaftigkeit dieses unbekümmerten Abschieds.

Dann gingen sie hinaus mit ihren zwei von Freunden getragenen Koffern, zwei Aktentaschen vom Typ „Diplomat“ und einer großen Tasche mit Essen und Trinken für unterwegs. Sie wollten ein Taxi bis zum Flughafen nehmen. Die letzten paar Rubel brauchten sie rein theoretisch auch nie mehr, dann sollten sie wenigstens für etwas Komfort und für ein schickes Abdüsen verbraucht werden.

Sie standen an der Ecke ihres mehrstöckigen Plattenbaus und warteten auf ein Taxi. Plötzlich überkam sie alle das Gefühl, dass sie sich wirklich zum letzten Mal sehen könnten. Den Frauen kamen Tränen in die Augen, die Männer und die aufgeregten Kinder wurden auf einmal still.

Kein Taxi war weit und breit zu sehen. Die Freunde schwärmten sich auf beiden Straßenseiten aus und versuchten schon jeden vorbeifahrenden Pkw zu stoppen – die Zeit drängte. Und in diesem Moment kam aus dem Straßenbogen

direkt in ihr Fangnetz eine schwarze „Wolga“-Limousine¹ hinein, und zwar auf der anderen Straßenseiten, wo der Vater am Fangen dran war. Solche Autos fuhren meistens nur Parteifunktionäre. Dieses auch, aber im Moment saß darin nur der Chauffeur, der immer dann frei hatte, wenn sein Chef in zahllosen Sitzungen seine Macht ausübte.

Der Chauffeur wendete das Auto und parkte an der Ecke, wo die anderen mit dem Gepäck standen. Die Koffer wurden vom Chauffeur persönlich im Kofferraum verstaut – ein Dienstleistungsprofi im Unterschied sogar zu echten sowjetischen Taxifahrern und sonstigen Dienstleistenden der UdSSR. Die letzten Umarmungen, Worte und Tränen.

Die schwarze Karosse fuhr ab.

An der nächsten Ecke verschwanden der Plattenbau, die klein gewordene Freundesgruppe und alles, was vorher ihr Leben gewesen war.

Und der Vater, der diesen Plan geschmiedet hatte und dieses kommunistische Irrenhaus und Gefängnis für ihn und seine Familie – dieses von Gott schon längst verlassene und vergessene Land, in dem nie Ordnung herrschte und nie herrschen wird! – verdammt, verstand plötzlich, dass er auf seiner Flucht über die Grenze dieses Landes nie über seine Schulter spucken wird. – Zu viele Freunde, zu viele seine Gefühle und unerfüllte Träume, zu viele verlorene Jahre und Kräfte, zu viele seine Spuren und zu viele Gräber blieben zurück und werden weiter bleiben und verdienen es nicht, von jemandem bespuckt zu werden.

¹ Eine Automarke sowjetischer Herstellung, die – trotz ihrer miserablen Qualität – in der UdSSR als Limousine galt und eine gesellschaftliche Stellung wie die von „Mercedes“ in Deutschland hatte

Im nächsten Moment dachten aber die Flüchtlinge schon nicht mehr an ihre Vergangenheit, sondern daran, was wohl auf sie zukommen wird. – So sind nun die Menschen von der Natur aus veranlagt.

Die schwarze Partei-Limousine – noch ein schwarzes Lächeln des Schicksals und eine letzte schwarze Ehre – glitt wie ein Katafalk auf Rädern über die Straße und brachte sie aus der Stadt in Richtung Flughafen hinaus.

Das schicke, aber auch irgendwie schwarz-traurige Adieu gelang doch...

*

*Die letzten Stunden oder darüber,
wie man Probleme in die Hosentasche verschwinden lässt*

Es ging zunächst nach Moskau, wo der Zug „Moskau-Berlin“ statt „Moskau-Aachen“ auf sie wartete. Und jetzt fuhren sie schon seit ein paar Stunden mit diesem Zug aus Moskau in dem zu ihrem Zuhause gewordenen Abteil und beschäftigten sich immer noch mit diesen verdammten Zollerklärungen für die morgige Zollkontrolle an dem Grenzübergang in Brest.

Also, mit der Währung gab es nichts zu erklären – alles legal: Die höchstmögliche bis zur höchsten Ebene in Moskau bekannte Summe in Höhe von 1057, - DM.

Mit dem Schmuck der Mutter stellten sich jedoch manche Probleme heraus. Man durfte einen Ehering und noch einen anderen Ring, ein Paar Ohringe beziehungsweise Ohrklipps und eine Brosche beliebiger Sorte mitnehmen, musste diese deklarieren und bei der Rückkehr wieder ins Land zurückbringen.

Ein Ring und ein Paar Ohrklipps waren aber bei der Mutter zu viel. Zunächst versteckte sie die illegalen Goldschmuckstücke zwischen Unterwäschen in einem Koffer. In fünf Minuten waren diese in ihrer Damentasche unter dem Kosmetikkram vergraben. Noch fünf Minuten später steckten dieselbigen in ihrer kleinen Hosentasche. Im Endeffekt lagen die Teufelsdinge wieder auf dem Tisch und die Mutter jammerte verzweifelt:

„Ich kann's nicht mehr! Ich werde nicht schlafen können. Ich schmeiße sie einfach aus dem Fenster raus!“

„Was? Meine Geschenke willst du wegschmeißen? Was soll der Blödsinn?“ – mischte sich der selbst etwas verunsicherte Vater ein – „Gib sie einfach der älteren Tochter. Sie ist ja mit ihren vierzehn Jahren fast eine erwachsene Frau und dürfte schließlich selbst ihren Schmuck haben und tragen.“

„Nein!“ – reagierte panisch, aber überraschend entschlossen die Tochter von oberem Schlafregal – „Da mache ich's nicht mit! Wollt ihr mich zu einer Kriminellen machen?“

Das wollte der Vater bestimmt nicht. Er hielt es auch für einen falschen Moment mit ihr über ihre extra für die Jungpioniere vereinfachten Vorstellungen von Kriminalität, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Anständigkeit zu diskutieren. Er steckte diesen verdammten Schmuck einfach in seine Hosentasche und somit war die Sache fürs Erste erledigt.

Jetzt konnten sie schlafen. Morgen erwartete sie Brest, der äußerste westliche Grenzübergang des damaligen sowjetischen Reiches, mit der Pass- und Zollkontrollen auf dieser Grenzseite und dann wiederum das Gleiche auf der polnischen Seite.

*

*Der Begriff „Grenze“ oder darüber,
wo die Macht von Diktatoren endet und wo schwarze Löcher beginnen*

Die Töchter und die Mutter schliefen bereits. Nur der Vater konnte es immer noch nicht. Und das nicht wegen dieser Schmuckstücke in seiner Hosentasche. Zuerst dachte er an die sie an der Grenze erwartenden und völlig ungewöhnlichen Strapazen und an die Grenze an sich. Über den Begriff „Grenze“ und seine Bedeutung dachte er auch nach.

Er war gespannt, diese abstrakte Linie mal zu sehen und zu erleben, durch welche sich die Nationen und die Mächte trennen. An welcher die Macht eines scheinbar grenzenlos allmächtigen Diktators doch endet und die Macht eines anderen beginnt. An welcher die eisernen Vorhänge gezogen werden, die einen Teil der Welt für einige ganze oder auch partielle Völker wie die Ostdeutschen zu einer Gefängniszelle machen.

Dann dachte er immer wieder an seinen lebenslangen Weg zu dieser Grenze. Wie vor dem Tod, wo es behauptet wird, dass das ganze Leben des Sterbenden in einem Blitzdurchlauf vor seinen Augen passieren solle.

Er versuchte es sich auch vorzustellen, was sie dort hinter dieser Grenze erwartet. Er musste sich das vorstellen, denn jenseits von dieser Grenzen wäre er ganz allein für das Leben, das Wohl und die Zukunft seiner Familie zuständig und verantwortlich. Wie ein Kundschafter hinter der Frontlinie.

Seine Töchter hatten einen Vater, auf den sie sich verlassen konnten. Er aber nicht mehr und auch sonst niemanden, der seinen Vater vertreten könnte. Und er konnte sich auch sonst nichts vorstellen, was ihm helfen könnte. Hinter dieser Linie endete alles und dort endete auch seine Vorstellungskraft. Ein schwarzes Informationsloch begann hinter dieser Linie.

*

*Woher stammen treue Frauen und Mütter oder über
den Nachtigallenschlag und über die anderen Zug- und Nicht-Zugwesen*

Der Zug hielt in Smolensk an. Als der Zug aus der Stadt hinausfuhr, ging der Vater in den Korridor, machte das Fenster auf und rauchte.

Hier in dieser Gegend war seine Mutter geboren und von hier ging sie noch als junges Mädchen in die Kohlengruben von Donbass, um dort in Stalino seinen Vater kennenzulernen. Und jetzt fuhr er an dem Ort vorbei, wo er noch nie gewesen war. Und somit schloss sich noch ein Kreis des ewigen Drehens.

Und ein anderer Kreis fing gleich wieder an, denn hier – gleich hinter der weißrussischen Grenze und vielleicht nur fünfzig Kilometer vom Geburtsort seiner Mutter entfernt – war die Mutter seiner Töchter und seine Frau geboren. – Seinetwegen dürften ruhig alle Mütter und Frauen der Welt zugunsten ihrer Kinder und ihrer Ehemänner auch hier geboren werden!

Seine Frau schlief jetzt sorglos nebenan, weil er ihr ihre Sorgen weggenommen und diese in seine Hosentasche gesteckt hat. Ob es ihm dort drüben mit der gleichen Leichtigkeit gelingt?

Hinter dem Fenster des Zuges wurde etwas heller – der Morgen ergraute nach der kürzesten Nacht des Jahres. Die vom an die Gräser gefallenem Tau feuchten Felder und Wiesen schimmerten im Lichte des Morgenrots. Und gleich wurde es immer lauter in den vorbei schwebenden und immer noch dunklen Wäldern – die Nachtigallen! Das gehörte auch einmal zum Repertoire seines Vaters zum Thema, wie schön es in der Ukraine war, wo der Nachtigallenschlag – wie der Duft von Veilchen in der Nacht – hätte einen ebenfalls verrückt machen können.

In Sibirien gab es keine Nachtigallen und überhaupt keine Singvögel. In Sibirien war es sogar den Vögeln nicht nach Singen zumute. Und mit Menschen dort zu überwintern, wagten es nur kleine wie Nachtigallen auch unscheinbare graue Spatzen.

Sie zahlten aber auch ihren Tribut für ihre Treue den Sibiriern. Wenn die Lufttemperatur draußen unter minus vierzig Grad sank, saßen sie regungslos auf den Stromleitungen und nackten Ästen, zerzausten ihr Gefieder soweit es ging, um etwas länger ihre Körperwärme durch ein dickeres Luftpolster aufzubewahren, und fielen hin und wieder wie kleine Steinchen totgefroren auf die verschneite Erde nieder.

Die Überlebenden fühlten sich aber dann im Sommer dort in Sibirien zurecht zu Hause, legten sich für jedes Körnchen oder Brotkrümelchen mit jedem der Zugvögel an und sahen dabei von deren Größe ganz ab.

In Sibirien nannte man abwertend Menschen, welche ihren Wohnsitz öfter wechselten – freiwillig wohlgemerkt – auch „Zugvögel“ ...

Der Vater traf danach Spatzen auf seinen Reisen überall – wie im Norden, so auch im Süden. Und überall betrachtete er diese Spatzen als seine Landsleute... – was soll man da sagen? – als seine Landsvögel oder besser als seine treuen Landskumpel und freute sich auf ein Wiedersehen mit ihnen in der Fremde.

Zu diesem Treubild gehörten bei dem Vater auch die Wölfe. Diese klugen, familientreuen, alle gegen sie organisierten Jagden überstandenen, durch die sibirischen Winter ebenso abgehärteten und ebenso grauen Geschöpfe der wilden Natur!

Die Nachtigallen sangen das Abschiedslied und machten den Vater, wenn nicht ganz verrückt, dann mächtig sentimental! Er lief ins Abteil und weckte die Mutter. Sie standen dann lange vor dem geöffneten Wagenfenster, einander umarmend, hörten sich diese Liebeslieder an, fühlten sich ganz wie ein junges Pärchen und verspürten dadurch neue Hoffnung und einen Schimmer Freude auf ihr neues künftiges Leben! Dann kehrten sie wieder ins Abteil zurück, um sich doch etwas auszuschlafen.

*

*Die Grenzkontrolle menschlicher Würde
oder noch einmal über die Macht des KGBs und der polnischen Grenzwache*

Sie wachten auf, weil der Zug stillstand und es im Korridor immer lauter wurde. Als die Ersten kamen die sowjetischen Grenzschutzsoldaten. Sie prüften ihre Reisepässe mit Visen und suchten das Abteil nach möglichen illegalen, womöglich in Gepäckräumen versteckten Fahrgästen durch, während die legalen

Fahrgäste draußen im Korridor auf das Durchsuchungsergebnis gespannt warten durften.

Danach kamen die Zöllner. Diese sammelten ihre Zolldeklarationen, blickten die kurz an und gingen weiter, ohne sie etwas zu fragen. In einem anderen Abteil blieben die schwarzuniformierten Zollbeamten aber viel länger. Sie filzten alle Koffer und sonstige Gepäckstücke, wie es der vorbeigehende Vater durch die halbgeöffnete Tür merken konnte. Es gab Probleme, denn einer der Fahrgäste aus diesem Abteil musste mit den Zöllnern aussteigen.

Da war bei dem Vater der Groschen gefallen! Das ist es, warum ihn sein KGB-Gesprächspartner auf die Schmuggelidee so aufdringlich hatte bringen wollen. Und der Vater freute sich jetzt umso mehr dafür, dass es ihm gelungen war, den KGB-Mann von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, was dem Ausgestiegenen offensichtlich nicht gelungen war.

Es war auch eine Entdeckung für den Vater, dass der KGB-Junge diese Schmuggelmöglichkeiten nicht für ihre internen Angelegenheiten vor Ort klärte, sondern offensichtlich verpflichtet war, seine psychologisch erkundeten Schlussfolgerungen den Zollbehörden bis an die Grenze weiterzuleiten. Hier, in Brest, sammelten sich die Listen von in Verdacht geratenen Ausreisenden mit ihren Namen, Zugnummern und Durchfahrtsdaten, was die Arbeit der Zöllner natürlich immens erleichterte. Sie mussten sich dann nur noch den Namen auf der Zolldeklaration anschauen, um zu wissen, was sie mit dem Reisenden zu machen haben.

Aber was für ein Netz und Datentransfer musste dabei der KGB aufbauen und meistern, um jeden Ausreisenden in jedem Städtchen dieses Riesenreiches so einem zeitaufwendigen, psychologischen Filzen zu unterziehen, die Ergebnisse zu analysieren, zu erfassen und an einer Stelle zu sammeln! – Das war zu staunen.

Dies alles sollte auch noch ohne großartige Computerunterstützung geleistet

werden. Oder doch? In Vaters Forschungsinstitut waren Computer jedenfalls Mangelware: Nur für die Physiker-Theoretiker, welche damit etwas zu berechnen oder zu modellieren versuchten, dabei lange Warteschlangen anstehen mussten, um ihre Computerzeit zu erwerben und sich im Endeffekt mehr mit den Computerkapazitätsproblemen als mit den von ihnen ursprünglich gestellten Physikfragen beschäftigten. Der KGB stand aber natürlich viel höher auf der Prioritätenliste des Regimes als jedes Forschungsinstitut.

Nach der Umstellung aller Wagen des Zuges auf die engeren europäischen Eisenbahnschienen durch Wechsel von Laufwerken – nach etwa vier Stunden – ging die Fahrt weiter. Der Vater ging heißes abgekochtes Wasser aus dem Boiler am Anfang des Korridors zum Frühstück holen. Er machte kaum drei Schritte, als ihn eine böse auf dem schlechtesten Russisch schreiende Stimme in seinem Rücken überraschte:

„Wo gehen? Marsch in dein Kupee!“ – das war ein polnischer Grenzsoldat, der aus dem benachbarten Abteil herauskam und den Vater „erwischte“. Das polnische Grenzschutzkommando war in Brest eingestiegen und führte die Passkontrolle unterwegs durch.

„Wieso schreien Sie mich so an?“ – reagierte aufgeregt der stehen gebliebene Vater – „Ich wollte nur Wasser holen und habe dabei nichts verbochen!“

„Ach ja? Psja Krev! Du also bei *Deinen* nichts lernen! Dann bringe ich dir Ordnung! Wie lange wir Kontrolle hier, müssen alle und du auf ihre Platz und nicht herum.“

„Woher sollte ich es wissen, dass ihre Truppe bereits im Zug ist? Ihre Kontrolle ist nicht mal angekündigt worden“.

Der Vater kehrte leer ins Abteil zurück.

„Die Brüderchen hassen sowjetische Bürger aber mächtig!“ – teilte er der Mutter im Abteil seine aufgewühlten Gefühle mit – „Ich verstehe ja auch, dass

sie allen Grund dafür haben. Aber was habe ich – zum Teufel! – damit zu tun? Schon wieder die Ironie des Schicksals! Ich war von meiner Geburt an von sowjetischen Machthabern gedemütigt, erniedrigt und angeschissen worden und jetzt bin ich der Vertreter dieser sowjetischen, auch sein Land angeschissenen Machthaber für diesen polnischen Affen, sodass er mich endlich demütigen und anschreien darf!“

„Reg dich schon ab!“ – versuchte die Mutter den Vater zu beruhigen – „Sonst kommen wir überhaupt nicht weiter. Hast du noch nicht genug durch den Umgang der sowjetischen Milizionäre mit dir gelernt? Das hat er soeben mit ‚*Deinen*‘ gemeint!“

„Das ist ja genauso, wie mein Vater es erzählte!“ – ließ sich der Vater nicht gleich beruhigen – „Jahrelang hielten sie im Unterschied zu Deutschen, Ungarn, Tschechoslowaken ihre Mäuler aus Angst vor sowjetischen Panzern und jetzt lassen sie ihren Zorn an mir aus. An dem Ersten, der ihnen über den Weg läuft und ihrer kleinen Macht ausgeliefert ist! Wie damals im Krieg an meiner Mutter und anderen deutschen Frauen und Kindern! Ich hätte gerne diese Fresse ohne seine Uniform auf der Straße oder in einer Kneipe vor mir sehen wollen! Ob er dann immer noch die Frechheit und den Mut hätte, mich so anzubrüllen?“

Der Vater erlebte einen seiner Wutanfälle, welche ihm passieren konnten, wenn jemand ihn provozierte und besonders seine Würde antastete und somit an seine besagte innerste Verteidigungslinie ging. Es kam, als er erwachsen wurde und sich nun wehren konnte. Er vergaß in solchen Situationen alles und war ein richtiger Draufgänger. Die jahrelang gestaute Wut darauf, dass jedes noch so blöde Miststück über sein Leben, sein Schicksal, über alles Seine verfügen wollte. Das war eine wilde Gegenreaktion.

Manche oder sogar mehrere gaben ihren Widerstand gegen diese Demütigungen auf, um sich zu retten. Der Vater wurde zum rücksichtslosen Draufgänger. So erlernt ein Mensch die Demokratie am besten, indem er selbst seine

Würde verspürt und versteht und von klein auf erfährt, wie sie angetastet und mit Füßen getreten wird, um diese dann bis zuletzt zu verteidigen.

*

*Zwischen den Grenzen oder darüber,
wozu Windmühlen Wind brauchen, wenn kein Korn da ist*

Die polnische Einfahrtgrenzkontrolle ging ohne weitere Zwischenfälle vorüber. Der Zug rollte durch die flachen und langweiligen polnischen Landschaften mit heruntergekommenen Dörfchen und Städtchen. Im Abteil kehrte so eine Art des normalen Familienlebens ein.

Es wurde endlich gefrühstückt, noch eine Runde geschlafen, zu Mittag gegessen, gelesen, gespielt – fast wie an einem normalen Wochenende zu Hause. Nur mussten sie sich mit langem Aus-dem-Fenster-gucken vergnügen, statt spazieren zu gehen. Allein der Vater war sichtlich angespannt und reagierte nervös, wenn die Kinder zu laut oder seines Erachtens zu locker wurden.

Ihn bedrückte immer mehr Ungewissheit und Gedanken, welche er zu Hause immer verdrängt hatte. Er hatte das Wohlergehen seiner Familie zu verantworten, ohne zu wissen, was konkret auf sie zukommt! – Eine für ihn seltene und unerträgliche Situation. Der erste Teil seines Plans, den er aktiv gestaltet hatte, ging zu Ende. Der zweite Teil, der immer in die Ferne verdrängt worden war, stand unmittelbar bevor.

Sie fuhren direkt ins schwarze Informationsloch namens „Deutschland“. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren an der ewigen, nun auch für ihn qualvoll gewordenen Frage: „*Ob es hinterm Polen, noch 'ne Stadt* – wenigstens für seine Familie – *gibt?*“. Aber nichts kam dabei heraus! – Die Mühlsteine einer Windmühle beim vollen Wind, die aber kein Korn zum Zermahlen gekriegt haben. Am besten wäre es, die Mühlsteine abzukoppeln und ganz abzuschalten, bis das zu zermahlende Korn geliefert wird. Es war aber leichter gesagt als getan – seine Mühlsteine drehten sich und mahlten die Leere schwer und unaufhaltsam weiter.

*

*Das flüchtige Lächeln des Westens oder über die Breite und „Taschengeld“
der russischen Seele und darüber, wo der Bahnhof in Deutschland ist*

Spätnachmittags kam die polnische Ausreisegrenzkontrolle, die viel unauffälliger als die bei der Einreise war. Der Zug donnerte über die Oderbrücke – die DDR-Grenze und ihre Grenzkontrolle. Die DDR-Grenzschutzsoldaten übten ihre Pflicht ordentlich und ohne jede Feindseligkeit aus. Sie wirkten zwar etwas verunsichert, zeigten aber immer noch ihren brüderlichen Respekt vor den sowjetischen von ihnen zu bestempelnden Reisepässen.

Gleich danach liefen schon die Schaffner durch die Abteile. Sie verteilten die am Reisebeginn von ihnen eingesammelten Fahrkarten zurück und kündigten ihre baldige Ankunft in Berlin an, damit die Fahrgäste noch genug Zeit hätten, die noch vor Berlin abzuschließenden Toiletten zu benutzen, die Bettwäsche abzugeben und ihre Sachen einzupacken.

Als sich auch diese Hektik legte, dämmerte es bereits draußen. Hinter den Wagenfenstern erschienen immer mehr Häuser und Gärten in Vororten von Berlin. Immer mehr Lichter in Fenstern dieser Häuser gingen an und der Vater stellte sich mit etwas Heimweh vor, wie Familien hinter diesen Fenstern und Gemäuern zum feierabendlichen Abendmahl zusammenkommen. Jedes Häuschen und jedes Fenster beherbergten die eigenartige, jahrelang aufgebaute und aufbewahrte Gemütlichkeit jeder darin wohnenden Familie.

Noch gestern Abend hatten sie auch ein, wenn auch provisorisches, rollendes Zuhause, wo sie zusammen waren und ein Dach über dem Kopf hatten.

„In welches Bett gehen heute unsere Kinder, wenn wir jetzt spätabends aus dem Zug aussteigen müssen?“ – ging in Vaters Kopf durch, während der Zug durch Ost-Berlin fuhr und allmählich zu bremsen begann – „Na ja! Zusammen werden wir doch immer noch sein. Das ist das Wichtigste! Irgendein Dach über unsere Köpfe ergibt sich schon irgendwie.“

Aus dem Wagen ausgestiegen, stand die Familie dicht an der Wagentür ihres leer und dunkel gewordenen Zuges auf dem Bahnsteig unter einer Riesenkuppel. – Eine kleine, verlorene Menschengruppe um ihre vier Gepäckstücke herum.

Sie standen unter dieser hohen, verglasten Kuppel und hörten die von dort oben auf sie herabbellende Frauenstimme, ohne zu verstehen, worüber diese Stimme sie so laut zu informieren versucht. Der Bahnsteig wurde bereits leer und sie standen immer noch unbeweglich da, ohne sich vom Fleck zu rühren und sich von diesem Zug zu entfernen, von keinem begrüßt oder abgeholt.

Das war nicht geplant! Erst jetzt spürten sie die Folgen der misslungenen Platzreservierung nach Duisburg. In Duisburg sollten sie abgeholt werden. Jetzt mussten sie selbst noch bis dorthin durch. Nach einiger Adaptionszeit konnten sie schon einzige Worte aus dem sich immer wiederholenden und widerhallenden Stimmengebüll unterscheiden:

„Der Zug ... fährt ab“, „der Zug ... fährt ein“.

Dazwischen waren wahrscheinlich irgendwelche ihnen voll unbekanntenen Ortsnamen, aber kein Wort, das dem Namen „Duisburg“ ähnelte.

Also, von Dortoben war keine Hilfe mehr zu erwarten. Sie mussten in den Bahnhof hinein. Und bereits hier lag das erste Problem. Außer dieser Glaskuppel mit den Aus- und Einfahrtöffnungen war kein Bahnhofsgebäude zu sehen.

In der UdSSR stieg man irgendwo draußen aus in die Dunkelheit, in den Schnee oder Regen hinein, und gleich sah man irgendwo beiseite so ein leuchtendes, anziehendes, eine Unterkunft bietendes Gebäude – den Bahnhof eben! In Moskau sahen sie zwar auch ähnliche Kuppeln, aber dann stand der Bahnhof am Anfang des Zuges vor der Lokomotive. Unter dieser Kuppel waren nur mehrere Bahnsteige, Gleise und manche stehenden oder in beide Richtungen ein- und ausfahrenden Züge zu sehen.

Verzweifelt standen sie noch eine Weile an ihrem Zug – womöglich ihre letz-

te Rettung und im Moment das letzte Bodenfeste, was sie noch hatten. Ihr Schaffner stand immer noch in der schwach beleuchteten Türöffnung und wartete darauf, dass der Zug abgezogen wird.

„Wo ist denn hier der Bahnhof?“ – fragte ihn der Vater.

„Sie müssen hier, auf dem Bahnsteig, die Treppe hinunter gehen und dann kommen sie durch einen Tunnel hindurch direkt ins Bahnhofsgebäude.“ – antwortete dieser, über ihre alles sagende Unentschlossenheit lächelnd.

Als kurz danach der Zug abgezogen wurde, gerieten sie fast in Panik. Dann übernahm der Vater endlich die Führung wieder:

„Also los! Wir müssen jetzt diese verdammte Treppe und diesen verdammten Bahnhof finden. Mir nach!“

Und in der Tat, fünf Minuten später standen sie schon in einem riesigen, reichlich beleuchteten und fast bekannt erscheinenden oder wenigstens aus der russischen Erfahrung vertrauten Raum des Bahnhofs. Ungewöhnlich war es nur, dass der Raum fast menschenleer war und keine Sitzbankfelder zu sehen waren, auf denen die Fahrgäste in der UdSSR tage- und nächtelang in Erwartung ihrer Züge hatten hausen müssen.

Es waren auch keine riesigen Warteschlangen an den Fahrscheinschaltern zu entdecken, in denen ewig fehlende Platzkarten erkämpft werden mussten. Also, es stimmte hier etwas doch nicht, um sich mit der sowjetischen Erfahrung so richtig sicher zu fühlen.

Dann erkundeten sie das Schild „Information“, welche eine sie jetzt am dringendsten nötig hatten. Sie begaben sich dorthin. Unterwegs kam es zu einigen Streitigkeiten:

“Du hast ja in der Schule immer gute Noten in Deutsch gehabt.“ – wendete sich der Vater an die ältere Tochter – „Du gehst jetzt zu diesem Schalter und fragst den Mann dort, wie wir von hier nach Duisburg kommen.“

„Ach nein Papa!“ – widersetzte sich energisch die Vierzehnjährige – „Dort draußen habe ich kein Wort verstanden. Du hast doch an der Uni Englisch studiert. Mit etwas Deutsch und etwas Englisch kommst du schon selbst zurecht.“ – ermutigte sie den Vater weiter.

„Studiert, studiert! So wie es jeder in der UdSSR studiert hat und es gezielt so unterrichtet bekommen hat, dass keiner einer fremden Sprache mächtig wäre und damit in die Fremde abhauen könnte. Ich lese zwar wissenschaftliche englische Artikel und kann sogar meine eigenen in englischer Sprache verfassen, aber ich habe ja Englisch nie gehört, geschweige denn gesprochen!“ – jammerte der Vater, um seinen vorigen Feigheitsanfall zu vertuschen.

„Siehst du! Und was erwartest du dann von mir?“ – seufzte erleichtert die Tochter.

„Na schon gut! Aber du bleibst gefälligst in meinem Rücken und stehst mir bei Not zur Verfügung. Zu zweit schaffen wir das schon irgendwie.“

Der Vater begriff bereits unter diesen armseligen Umständen eine richtige Vorgehensweise: Nicht viel reden, wenn du es schon nicht kannst, sondern mehr zeigen. Er holte deswegen ihre Fahrkarten nach Duisburg sowie ihre Platzkarten bis nach Berlin heraus und legte das alles dem Mann am Informationsschalter vor.

Es funktionierte und der Mann erkannte schnell ihr Problem. Viel schwieriger war es, dem Vater die Lösung ihres Problems zu vermitteln. Der Mann versuchte sogar einige russische Worte aus seinen DDR-Schuljahren heraufzubeziehen, aber sie irritierten nur den Vater. – Die Politik mit Fremdsprachen schien doch in allen Brüderländern ähnlich gewesen zu sein.

Schließlich schrieb der Informationsdiener alles auf einen Zettel, und er zeigte ihnen, wohin sie jetzt gehen sollen. Auf dem Zettel stand geschrieben, mit welcher S-Bahn und bis zu welchem Bahnhof sie weiterfahren sollen, um den Zug nach Duisburg zu finden.

Sie begaben sich zurück zu den Bahnsteigen, fanden ihren und warteten auf den auf dem Zettel bezeichneten S-Zug. Dabei musste der Vater immer wieder den Zettel mehreren Passanten vorzeigen, um sich zu vergewissern, dass sie immer noch auf dem richtigen Wege blieben. Sie stiegen in die richtige S-Bahn ein und fuhren durch Berlin.

Über Berlin brach bereits nächtliche Dunkelheit aus und es war hinter dem Wagenfenster kaum etwas zu erkennen, außer einem Meer von Lichtern in mehrstöckigen Häusern der Hochbahn entlang. Ab und zu überquerten sie, mit ihrem Schnellzug hoch in der Luft schwebend, breite und hell beleuchtete Straßenflüsse mit vielen in ihnen schwimmenden Autos und Menschen. Sie fühlten sich immer mehr verloren in diesem Riesennameisengeflecht.

Die Berliner stiegen ein und aus. Die Familie saß in einem kleinen Abteil des Wagens und blockierte mit ihren Gepäckstücken den Durchgang. Die übrigen Fahrgäste, welche darüber stolpern mussten, nahmen es aber ungewöhnlich gelassen. Sie waren die einzigen unter den Fahrgästen, die so schwer beladen waren, sodass sogar dieses für ihr Anliegen recht mageres Gepäck jetzt auch für sie selbst zu groß und unpassend zu sein schien.

Der Vater zeigte nach einer Weile einem der Fahrgäste seinen Zettel und fragte:

„Wann?“.

„Zweite Station“ – antwortete der Gefragte und zeigte dem Vater noch zwei Finger dazu.

Sie zählten zwei Stationen mit und stiegen in die Dunkelheit aus. Dieselbe Geschichte – ein sehr spärlich beleuchteter Bahnsteig, der sich sehr schnell von den Ausgestiegenen leerte, aber kein Bahnhof weit und breit zu sehen, den sie jetzt nun mit Sicherheit erwarteten, um weiter nach Duisburg zu fahren.

Nicht einmal eine Kuppel oder ein Dach war zu sehen, nur noch der dunkle

Himmel über dem Kopf. Der Vater stellte dem letzten an ihm vorbeilaufenden Ausgestiegenen auf dem Bahnsteig seine fast krankhaft gewordene Existenzfrage, wo der Bahnhof sei. Der verwunderte Passant machte nur eine Handbewegung in die Richtung, aus welcher sie gerade angefahren kamen, und lief weiter. Es war offensichtlich, dass die Frage entweder falsch verstanden oder falsch gestellt worden war.

Vom Bahnsteig führte nur eine Holzterrasse zu der Straße hinunter, durch welche früher auch die anderen Ausgestiegenen verschwanden. Da wäre es schwer etwas falsch zu machen, und sie gingen mutig die Treppe hinunter, die am Ende in einen Pfad überging. Unter all diesen Umständen ergriff den Vater ein sehr unangenehm mulmiges Gefühl, als ob sie sich mächtig verfahren hätten und auf einer fernen sibirischen Station angelangt wären.

Zum Glück hörten sie auf dem Pfad ein paar Meter vor ihnen zwei Jungs untereinander Russisch sprechen. Der Vater sprach sie auf Russisch an und erklärte ihnen detailliert, was sie wollen und wonach sie suchen.

Die zwei erwiesen sich als sowjetische, in der DDR studierende und sich hier bestens auskennende Bürger aus Moskau. Sie zeigten auf ein weißes, hohes Gebäude mit mehreren riesigen Eingangstoren auf der Straße ihnen gegenüber und sagten, dass der Weg nach Westen über dieses Gebäude führe und dass dies ein Grenzübergang sei.

Erst jetzt kapierte der Vater richtig, dass es kein Deutschland gab. Dass es nur die durch die Mauern, Grenzen und Grenzübergänge getrennten DDR und BRD sowie Ost- und West-Berlin gibt. Erst jetzt begriff er auch richtig, was für Schwierigkeiten und Umstände ihnen die Platzkarten „Moskau-Berlin“ schon bereitet haben und noch bereiten werden.

Die Zwei begleiteten sie sicherheitshalber noch bis zu einem der Eingangstore. Die Vier bedankten sich und gingen hinein. Innerhalb des Gebäudes sahen sie eine Reihe von Durchgängen und viele Menschen in Warteschlangen vor je-

dem Durchgang. Sie stellten sich in eine Schlange an – vorne der Vater mit zwei Koffern und zwei bereitgehaltenen Reisepässen. Es ging sehr zügig voran und plötzlich stand der Vater wieder vor einem DDR-Grenzschutzpolizisten.

Der Vater stellte seine zwei Koffer ab und zeigte ihre Reisepässe dem Polizisten. Der Polizist erwies aber kein großes Interesse an ihren Reisepässen, blickte nur flüchtig hinein und machte eine eindeutige Handbewegung:

„Schnell, weiter durch!“

Hinter dem Durchgang gelangten sie zuerst auf einen langen Rollsteig und an seinem Ende auf eine hochfahrende Rolltreppe, die sie plötzlich auf einen breiten, sauberen und hell beleuchteten Bahnsteig ausspuckte. Endlich überlief sie das längst ersehnte Gefühl von einer anderen Welt. Alles war anders und ungewöhnlich hier, sodass man nicht im Einzelnen sagen konnte, woran es lag.

Vor allem wunderte sie diese blendende Helligkeit, die auf einmal alle in dunklen Ecken lauernden Ängste und Unsicherheiten wegpustete. Dann die Sauberkeit, der Bahnsteig glänzte davon besser als der Fußboden mancher Wohnzimmer: keine Zigarettenskippen, kein Papierchen, keine Spucke, kein Fleckchen – rein gar nichts! Oben drein herrschte absolute Ruhe auf diesem Bahnsteig: keine Hektik, keine in Scharen hin und her laufenden, verärgerten Fahrgäste.

Einige Anwesenden saßen auf breiten Bänken und warteten offensichtlich auf ihre Züge. Die Familie kam auf so ein auf einer Bank sitzendes Pärchen zu und der Vater fragte auf seinem Deutsch, wie sie nach Duisburg kommen sollen. Der Mann und die Frau lächelten ihnen bereits bei ihrer Annäherung sehr freundlich zu.

Nach Vaters Frage wurden sie jedoch unruhig. Sie fragten etwas auf Englisch zurück, was wiederum den Englisch studierenden, aber englische Rede nie hörenden Vater eher in Panik versetzte, statt ihm weiterzuhelfen. Der Vater gab

auf, lächelte dem Pärchen schief zurück und ging weiter nach einer Antwort suchen.

Das Pärchen dachte aber gar nicht daran aufzugeben. Die Frau lief über den Bahnsteig, kam bald zurück mit einem Wörterbuch in der Hand und sprach nun den Vater auf ihrem Wörterbuch-Deutsch selbst an. Die Atmosphäre war so locker, dass auch die beiden Töchter ihre Ängste überwand und dem Vater – die ältere mit ihrem bereits erprobten Schuldeutsch, die jüngere mit ihrem Schulenglisch – zu Hilfe kamen. Der Vater überwand auch den ersten Schock vom lebendigen Englisch, entspannte sich und versuchte selbst sogar einige englische Sätze zu konstruieren.

So stellten sie gemeinsam auf einem Gemisch aus dem beiderseitig schlechten Deutsch und dem seitens der Familie schlechten Englisch schnell fest, dass der gefragte Zug in einer halben Stunde auf diesem Gleis ankommt, was allerdings auf einem über ihrem Kopf leuchtenden Informationsmonitor bereits angezeigt stand, und von ihnen abgelesen wurde. Dort konnten sie endlich das ersehnte Wort „Duisburg“ ersehen und sich – zu ihrer größten Erleichterung¹ – überzeugen, dass es in Deutschland so eine Station namens „Duisburg“ überhaupt gibt.

In dem weiteren, sich nicht abbrechen wollenden Gespräch stellten sie ebenfalls fest, dass das Pärchen extra aus Belgien hergekommen war, um Berlin zu besuchen und ein Stück Berliner Mauer zu ergattern. Die Belgier zeigten auch gleich ihre Beute, die aus mehreren kleineren und größeren Betonstücken – manche noch mit dem bunt bemalten Putz drauf – bestand.

Als die Belgier hörten, dass die Familie aus der UdSSR kommt, waren sie durch solche historischen Ereignisse überwältigt. Sie schenkten den beiden Töchtern je ein kleines, graues Betonstück als Zeichen dieser internationalen, hier an der Grenzlinie geteilten Deutschlands gerade entstandenen Freundschaft zwischen einer belgischen und einer russischen Familien. Die beiden Betonstücke

waren allerdings ohne den bemalten Putz. Dieses Erlebnis war noch ungewöhnlicher als die Helligkeit und die Sauberkeit dieses Bahnsteigs und wurde gleich von der Familie als „das lächelnde Antlitz des Westens“ und als nichts anderes wahrgenommen.

Also, bei aller angeblichen Breite und Tiefe der russischen Seele und bei aller russischen Gastfreundlichkeit galt solche Offenheit und Freundlichkeit – wenn überhaupt! – nur innerhalb des engsten Kreises von nächsten Freunden zu Hause. Draußen war es meistens gefährlich in sowjetischem Staat! Keiner dürfte sich auf der Straße sicher fühlen. Wenn ein Bürger von Kriminellen gerade nicht beraubt, von besoffenen Kumpanen nicht angemacht und zu ihrem Spaß nicht niedergeprügelt wurde, wurde er der Willkür der Miliz ausgesetzt.

Beim kleinsten Verdacht auf Alkohol – der Geruch von einem Schluck Bier genügte! – könnte dieser Bürger in einer Ausnüchterungszelle landen. Dabei spielten sowjetische Bürger, die den ihnen gern und offiziell verkauften Alkohol trotz immer häufigeren Preiserhöhungen gern konsumierten, für die sowjetischen Staatskassen die gleiche Rolle, welche deutsche Autofahrer, die Benzin trotz immer häufigeren Preiserhöhungen gern verbrauchen, für die Staatskassen Deutschlands spielen. In Deutschland wäre es aber kaum vorzustellen, einen Autofahrer dafür zu bestrafen, dass er zu viel Auto fährt und zu viel Benzin verbraucht, sei denn die Grünen an die Macht kommen und diese absurden sowjetischen Verhältnisse auch in Deutschland etablieren.

In der UdSSR wurde nämlich ein Mensch für seinen „Benzinverbrauch“ für die ganze Nacht in einer Ernüchterungszelle festgehalten! Er musste dann noch diese Übernachtung zum Preis eines Fünfsternehotels bezahlen. Zu diesen Verlusten kam dann auch noch das von den Milizionären aus den Taschen weggenommene Geld hinzu.

Besonders streng war die Miliz in dieser Frage am Ende eines Monats oder eines Jahresquartals, denn die Miliz gehörte auch zur Planwirtschaft dazu und

diese musste zu diesen Terminen auch ihre Berichte und Einnahmen aufpolieren. Aber auch in der übrigen Zeit war solche Festnahme sehr wahrscheinlich, denn es mangelte Milizionären ständig am „Taschengeld“, welches aus den Taschen von auszunüchternden sowjetischen Trinkern – als „Melkkühe“ des Kommunismus – aufgestockt werden „dürfte“.

*

*Die nächste Abfahrt
oder darüber, was ein Platz an der Sonne kostet*

Mit dieser angenehmen Erfahrung stieg die Familie in den inzwischen eingefahrenen Zug ein. Der Zug war völlig leer und sie nahmen ihre Plätze im ersten Abteil gleich am Eingang, damit sie mit ihrem massiven Gepäck auch beim Aussteigen nicht so weit durch den schmalen Korridor würden laufen müssen.

Das Abteil hatte im Unterschied zu sowjetischen, obwohl in der DDR gebauten Eisenbahnwagen keine Schlafplätze. Zwei obere Liegeregele auf beiden Seiten gab es auch nicht, nur enge Gitterregale fürs leichte Gepäck und zwei untere Bänke je vier Sitzplätze für die Fahrgäste. Die Koffer wurden ins Gepäckregal gesteckt. Die Familie machte es sich wie gewohnt im Abteil gemütlich. Das restliche Essen wurde zum Abendmahl aus der hier bereits mehrmals erwähnten Tasche ausgepackt.

Der Zug fuhr ab.

Sie waren gerade mit dem Essen fertig und träumten von einem erholsamen Schlaf zu zweit auf jeder Bank, als der Zug seinen ersten Halt in Potsdam machte. In Potsdam stieg so eine Menge Leute ein, dass der Zug auf einmal randvoll wurde. In ihr Abteil kamen zwei ziemlich junge Mütter mit kleinen Kindern herein. Als die erste kam, musste die Mutter zu ihren Töchtern rüber. Als die zweite kam, ging auch der Vater zu seiner Familie hinüber.

Problematisch wurde es, als die dritte Mutter mit ihrem Baby versuchte sich auch noch zu ihnen zu setzen. Diese regte sich auf und verlangte ziemlich laut

etwas vom Vater. Er wollte die sich inzwischen unter allen drei Müttern verbreitete Aufregung nicht verstehen und schon gar nicht teilen. Er versuchte sich sehr freundlich zu zeigen, immer noch unter dem Schock der frischen Freundlichkeitserfahrung stehend, und war sogar bereit, das Abteil zu Gunsten der Eindringlinge zu wechseln.

Er ging den Korridor entlang und guckte durch die Glastüren in die Abteile hinein, ob irgendwo noch freie Plätze zu finden wären. Es gab keinen einzigen, von den vier zusammen für die Familie benötigten Plätzen ganz zu schweigen! Im Unterschied zu Berlin, wo sie Qual der Wahl von freien Plätzen gehabt hatten, war der Zug jetzt überfüllt. Der Vater kehrte in sein Abteil zurück, zuckte den feindgesinnten Müttern hinüber mit den Schultern „Es tut mir leid!“ und blieb bei seiner Familie.

Diese Entschuldigungsgeste befriedigte und beruhigte die zuletzt eingestiegene Mutter jedoch am wenigsten. Eher umgekehrt, sie verlangte von ihnen immer heftiger nach dasselbe Irgendetwas. Der von ihnen vor kurzem verspürte Hauch des lächelnden Westens verflog schnell und sie fühlten sich wieder wie in ihrem sowjetischen „Irrenhaus“, aus welchem sie geflüchtet zu sein gehofft hatten. Wieder waren sie in einer Warteschlange unter den gut bekannten, für ein Stück knapp normierter Wurst kämpfenden Menschenschwestern und -brüdern.

Demzufolge war dem Vater auch die Verhaltensweise in solchen Situationen sehr vertraut und er schaffte es irgendwie mit seinem Deutsch die fremde wütende Mutter zu belehren, dass sie aussteigen und auf den nächsten Zug warten solle, wenn sie so gerne mehr Platz haben wolle. Die wütende Dritte verschwand daraufhin kurz und erschien bald mit dem Schaffner wieder.

„Das Abteil ist für die Fahrgäste mit Kindern.“ – erklärte dem Vater der nicht besonders motivierte und auf die Decke schielende Schaffner.

„Ach so ist das!“ – dachte der Vater, der erst nach dieser Erklärung verstand, warum all diese wütenden Mütter ausgerechnet auf ihre Plätze so scharf waren.

„Woher sollten wir – zum Teufel! – das wissen, als wir in Berlin eingestiegen sind und alle Plätze zu unserer Verfügung gestanden haben. Derselbe Schaffner hat uns auch kein Wort darüber gesagt, als er nach der Abfahrt unsere Fahrkarten kontrolliert hat, und der Zug noch mutterseelenleer war.“ – ärgerte sich innerlich der Vater über diese blöde Situation.

Für ihn ging es nicht mehr um die Sitzplätze, sondern wie immer um die Gerechtigkeit. Allerdings konnte er dem Schaffner seine Gedanken und Gefühle in allem in ihm brühenden Ausmaß nicht rüberbringen, deswegen beschränkte er sich auf eine kurze und schlüssige Bemerkung:

„Sie sind auch Kinder.“ – sagte er, und zeigte dabei auf ihre beiden Töchter, die sich wieder ängstlich in die Ecke verdrückten.

Dagegen hatte auch der Schaffner nicht viel einzuwenden. – Er hatte wahrscheinlich bei der Fahrscheinkontrolle in Berlin dasselbe gedacht und ihnen auch deswegen nichts gesagt. Er murmelte etwas über das Alter der Töchter, zuckte den Müttern-Bewerberinnen ebenfalls mit den Schultern „Nichts zu machen!“ und verschwand mit einem Ausdruck:

„Sehen sie selbst, da kann ich ihnen auch nicht weiterhelfen.“

Die drei Mütter mit ihren so kleinen Babys, dass diese eigentlich gar keinen Extraplatz brauchten und gern auf Mutters Schoß zu sitzen bevorzugten, begnügten sich mit vier Plätzen und warfen der Familie noch einige Zeit feindliche Blicke rüber.

Der Vater versuchte die zwei so unterschiedlichen Erfahrungen, welche sie in einer knappen Stunde erlebt haben, zu verdauen und einzuordnen. Die Antwort lag nahe. Seine Ex-Schwestern und -Brüder aus der DDR, welche früher genauso wie er eingesperrt gewesen waren und jetzt plötzlich ihre Freiheit erlangten, machten nun ihren Anspruch auf West-Deutschland geltend und fuhren in Scharen dorthin.

Dabei waren keine Fremdlinge und Eindringlinge von der Seite erwünscht, wie es sich schon immer nach allen Regeln der Schlangensteher gehörte. Diese Regeln hatten sie doch gemeinsam in der gleichen Schlangensteherschule des Kommunismus gelernt, und jetzt konnten sie sich diesbezüglich sehr gut verstehen.

„Was ein Mensch versteht, kann ihn auch nicht mehr kränken.“ – meinte der alles zu verstehen suchende Vater schon immer und gab sich mit dieser Erklärung des vorigen Zwischenfalls zufrieden.

Nur in philosophischer Hinsicht blieb beim Vater etwas Bitterkeit in der Seele, denn für ihn war es sein persönliches, privates Abenteuer, wie es viele Jahre früher für seinen Ururgroßvater gewesen sein sollte, der sein Heimatland Württemberg verlassen und nach Russland auswandern musste. Er hatte seinen Platz an der Sonne finden wollen, denn es war in seinem Lande zu eng geworden. Und er hatte mit seinen Nächsten um diese Enge nicht ringen wollen!

Es gibt ja immer noch genug Platz woanders auf der Welt! Ein Mensch soll nur danach suchen, dahin gehen und dies versuchen. Das Allerletzte, was einem Menschen passieren darf, einander für ein Brotkrümelchen oder für ein Sitzplätzchen zu bekämpfen. Das war unter jeglicher menschlicher Würde und passte gar nicht zu den Maßstäben, welche der Vater in seinem Vorhaben gesetzt hatte.

Er mit seiner Familie flüchtete mit nur zwei Koffern, nur mit den notwendigsten Sachen, hatte aber ein weit größeres Gepäck am Buckel dabei. Er betrachtete das als das Ende der noch von seinem Ururgroßvater begonnenen Reise. Er musste einen Schlussstrich unter dieses lange, viele Opfer abverlangte und in eine Sackgasse geratene Abenteuer ziehen und die wenigen Überlebenden aus Vaters Familie daheim bringen!

Hinter ihm lagen ein Zeitweg von knapp zweihundert Jahren und ein Raum-

weg von über sechstausend Kilometer aus Sibirien nach Deutschland. Wenn man diese geschwisterlichen und bis es wehtut bekannten Gesichter am Ende solches Weges schon wieder sieht, welche bereit wären, seine Familie für rein gar nichts zu bekämpfen, und vor allem von denen er weg wollte, fragt man sich schon, ob so ein langer Weg nicht ganz umsonst gewesen war.

Und diese Frage war sehr bitter! Es half ein wenig dabei zu verstehen, dass es nicht an Tausenden von Kilometern lag – zwischen den Bahnsteigen in Berlin und in Potsdam waren ja nur knappe dreißig oder vierzig Kilometer Entfernung und eine halbe Stunde Zugfahrt –, sondern daran, dass es immer noch dasselbe kommunistische Reich blieb und dass der Weg hinaus noch nicht vorüber war.

Die DDR-Bürger hatten es viel leichter als seine Familie gehabt, in den Westen zu gelangen. Sie mussten nicht einmal ihre zwei Koffer, zwei Aktentaschen vom Typ „Diplomat“ und eine große Tasche mit Essen und Trinken fürs unterwegs packen. – Sie gelangten in die Bundesrepublik samt ihrer Plattenwohnungen, Hab und Gut, ohne einmal ihre Hintern hochzuheben. Woher sollten sie dann das den Vater überwältigende Gefühl und seine höchste und schwer erlittene und erlernte Philosophie begreifen? All dies, was ihm selbst dazu verholfen hatte, den Maßstab des Unterschieds zwischen dem nicht einmal besonders mangelnden Sitzplatz in diesem Zuge und der Bedeutung dieser Zugreise an sich zu verstehen.

*

Auf der Fährte des Vaters oder darüber, wie man zu viert auf einer Bank bei einem nachtragenden Schaffner und bei sonstigen ungewöhnlichen Besonderheiten der kürzesten Nacht ausschlafen soll

Der Zug rollte jetzt über die allerletzten Kilometer dieses absterbenden kommunistischen Reiches, dessen westlichste Weiten auch schon die dunkle Nacht verschluckte, während dort, wo der Vater geboren worden war, bereits der neue Tag anbrach.

Irgendwo hier sollte das Örtchen Brettin liegen, einer der Einsatzorte seines Vaters, an welchem er, von Süden nach Norden des so verdammt eng gewordenen Dritten Reiches wandernd, es versuchen musste, Berlin und somit das Dritte Deutsche Reich zu retten. So kreuzten sich nun ihre Wege und hier, auf den Spuren seines Vaters, überfiel ihn plötzlich das Gefühl eines etwas witternden Spürhundes. Dies lenkte den Vater ab und machte letztendlich seine Freude des Abschieds von kommunistischem Siegesreich doch vollkommen.

Die müden Töchter konnten endlich etwas schlafen. Die Mutter lehnte sich dicht an den sehr platzsparend in der Ecke sitzenden Vater, die ältere Tochter legte den Kopf auf ihren Schoß und zog ihre langen Beine hoch, sodass die jüngere und viel kleinere Tochter hinter den Beinen der Schwester auch etwas Platz bekam.

Nach jedem Halt marschierte der Schaffner in das Abteil hinein. Er schaltete das Licht ein und fragte laut:

“Ist noch jemand zugestiegen?“.

Es war für den Vater – auch ohne gutes Deutsch – klar, dass er um Fahrkarten ersuchte. Der Vater war sehr kooperativ und zeigte ihm jedes Mal ihre sowjetischen, in zwei dicken Heften gebundenen Fahrkarten.

Trotz seiner Kooperationsbereitschaft wunderte sich der Vater schon darüber, dass der sie bereits durch den Streit um die Plätze gut kennende Schaffner so blöd oder vielleicht nachtragend war, ihre Fahrkarten immer wieder zu kontrollieren und somit den ohnehin unbequemen und unruhigen Schlaf seiner Familie zu stören.

Der Vater schlief gar nicht, so überwältigt war er. – So tief in Deutschland, in diesem ungewöhnlichen deutschen Zug, welcher durch die nächstfolgende kürzeste Nacht des Jahres sauste, wie eine Schlange zischte und nicht einmal ratterte. Er war überwältigt von seinen immer surrealistischer werdenden Gefühlen.

Er saß drin, von dieser Schlange verschluckt, immer noch ohne genau zu wissen, was in ein paar Stunden passieren wird. Er war von all dem zu aufgeregt, um zu schlafen. Und dies alles war viel zu wundervoll, um von ihm als Realität wahrgenommen zu werden.

Er befreite sich vorsichtig vom Körperdruck seiner Familie und ging aus dem Abteil auf den Korridor, steckte seinen ihm zum ersten Mal kaum noch behilflichen Kopf aus dem geöffneten Fenster hinaus und rauchte. Hin und wieder sah er einige vorbeieilende Lichter von den an der Bahnstrecke liegenden Siedlungen: Lichter des Lebens – eines voll unbekanntes Lebens!

*

Das Ende des Ersten Deutschen Reiches oder über die Erinnerung an das Unbekannte und über das Alter von Menschen und Staaten

... Es gab damals kaum Lichter, als ER dieses Land verließ, und schon gar keine Züge. Zwischen den Lichtern lagen Stunden und Tage von Märschen zu Fuß oder zu Pferd, meistens mit Ranzen und Schießgewehren auf den Schultern.

Und alles marschierte brav seinem Ende entgegen. Das von IHM als Barbar noch mit Blut erkämpfte und dann mit Schweiß und Fleiß in knapp Tausendjahren erbaute Römische Reich der Deutschen Nation brach unter dem Drang der Französischen Revolution und der neuen Zeiten zusammen.

Die Revolution, an der einer der Lothringer teilnahm, um dann – von so viel Blut seines „Werkes“ enttäuscht – nach Russland zu fliehen und sich dort, im Südrussland, mit einem vor seiner Revolution geflohenen Württemberger zu verschwägern.

Der Vater – als einer aus der zweiten Generation dieser Verschwägerung – wollte und musste jetzt diesen von Deutschen, von Franzosen, von Russen, von Lothringern, von Württembergern sowie durch die historischen Ungereimtheiten der letzten zweihundert Jahre und durch die privaten Zufälle zerrissenen Kreislauf der Geschichte wieder schließen. – Genug ist genug!

Knapp zweihundert Jahre sind seitdem vergangen. Zwei neue Deutsche Reiche waren inzwischen entstanden, jedes hatte seinen Mist gebaut und war dadurch abgelebt. Zwei neue, die neuen sowie die alten Reiche und die neuen sowie die alten Schicksale vernichtende Revolutionen – eine in Russland und eine in Deutschland – sowie zwei neue Kriege zwischen Russland und Deutschland haben ihres getan, bis ER zurück ist.

Deutschland, dessen zwei Teile nur zwei Jahre älter als er selbst sind, welches selbst als erneut vereinigtes Deutschland gerade im Entstehen begriffen ist, ist nicht mehr das Deutschland, welches ER kannte. Eine lange, viel zu lange Reise! ER kehrt sehr alt und sehr müde heim, aber auch wie jeder Mensch nach jeder seiner Reisen erleichtert, dass auch diese nun zu Ende geht...

*

*Der Flugzustand beim Sprung ins Bodenlose oder
etwas über den Surrealismus und sonstige Realismusarten*

Mittlerweile erhellte sich alles draußen märchenhaft im Morgenrot. Der Vater konnte nun die pittoresken Landschaften hinter dem Wagenfenster erkennen. Er hörte auch immer lauter werdende Vögel zwitschern. Es waren die gleichen Vögel, welche in allen Jahrhunderten und überall auf Tausenden von Kilometern grenzenlos herumgezwitchert hatten. Das Morgenrot machte alles viel schöner und viel vertrauter.

Der Vater war in seinem Leben viel herumgekommen und hatte viel dabei erlebt. Allein mit einem Rucksack und einer Motorsäge auf den Schultern fuhr er in seinen Norden als Quartiermeister für seine nachrückende Brigade. – Hunderte von Kilometern von zu Hause entfernt ins Nirgendwohin! Diese kurze, spannende und harte Realität war total unrealistisch für sein normales wissenschaftlich-intellektuelles Realleben. Diese Realität hatte von ihm eine totale Realitäts-

umschaltung verlangt. Und er hatte seine Realitäten gründlich umzuschalten, um dort im Norden zurechtzukommen.

Seine improvisierten Reisen durch die ganze UdSSR einfach so, aus Verzweiflung oder wegen seiner überstrapazierten Gefühle. Auch bei diesen Reisen wusste er nicht immer, wo er die nächste Nacht verbringen würde. Mal Tomsk-Nowosibirsk-Omsk-Moskau-Kiew und zurück – zehn Tage in Zügen und Bahnhöfen unter Tausenden von Menschengesichtern und Menschengeschichten. Eine Menge seiner Gedichte, Beobachtungen und Erfahrungen brachte er aus dieser Flucht vor sich selbst mit. Diese Reise wurde durch seine surrealistischen, die Gedichte ausspuckenden Gefühle inspiriert und begleitet. Trotzdem war alles um ihn herum bis zur Verzweiflung realistisch.

Seine dreitägige, freiwillige Geschäftsreise auf der Suche nach Koalitionspartnern für seine Forschungsprojekte hin, zu Kollegen nach Jerewan, und zurück. Durch den vom Erdbeben erschütterten und bereits im Krieg zwischen christlichem Armenien und seinem muslimischen Nachbarn und sowjetischen Bruder Aserbaidschan für die Enklave „Berg-Karabach“ brennenden Kaukasus. Eine irre Fahrt in einem zwischen fantastischen, gen Himmel ragenden, schneegekrönten Bergen langsam und schwer schlingenden, schmutzigen und stinkenden Zug mit verstopften Toiletten, tags- und nachtsüber saufenden und besoffenen Fahrgästen aller Art, viele in sowjetischer Militärkleidung, in welche die beiden Fronten uniformiert waren. Es wirkte weder realistisch, noch surrealistisch. – Es wirkte irrsinnig!

Nichts von alledem war seinen Gefühlen und Erlebnissen in diesem Zuge und auf diesem Wege ähnlich! Er war jetzt nicht nur sechstausend Kilometer von seinem sibirischen Geburtsgefängnis entfernt – der Mond hier konnte ihn auch nicht mehr als dort, in der nord-sibirischen Tundra beeindrucken. Er sprang über alle Verbote, über alle Grenzen und eiserne Vorhänge hinüber und hinweg!

Der Kleine schaffte es endlich, hinter den Horizont am Rande seiner Welt zu

schauen und sogar darüber hinauszuspringen. In diesem Sprungflug befand er sich jetzt, noch ohne deutlich zu sehen und zu verstehen, was um ihn herum ist und wo er landen wird.

Und diesmal ist keiner von damals da, weder sein Vater und seine Mutter, die ihm immer beistanden und solchen Sprung schon mal selbst versuchten, noch sein treuer Hund Arap, der damals seine Gefühle verstand, sie mit ihm teilte und ihm so dringend benötigte Unterstützung gab...

* * *